Victor Hugo's
sämmtliche Werke.

Achtzehnter Band.

Der Rhein.

Erster Theil.

Frankfurt am Main, 1842.
Verlag von J. D. Sauerländer.

Der Rhein.

Briefe an einen Freund

von

Victor Hugo.

Deutsch

von

C. Dräxler-Manfred.

Erster Theil.

Frankfurt am Main, 1842.

Verlag von J. D. Sauerländer.

Erster Brief.

Von Paris nach Ferté-sous-Jouarre.

La Ferté s. J. im Juli 1839.

Vorgestern Morgens gegen eilf Uhr habe ich, wie ich Ihnen geschrieben, mein Freund, Paris verlassen. Ich nahm meinen Weg auf der Straße nach Meaux und ließ zu meiner Linken Saint Denis, Montmorency und endlich ganz seitab an den Hügeln die Anhöhe von S.-P. liegen. Da widmete ich Ihnen allen ein mildes herzliches Gedenken und hielt mein Auge fest auf den kleinen Punct in der Tiefe der Fläche gerichtet, bis ein rascher Umbug des Weges mir diese Aussicht entzog.

Sie kennen meine Vorliebe für große Reisen in kleinen Tagesstationen, ohne Beschwerlichkeiten, ohne Gepäck, im Cabriolet, allein mit meinen alten Jugendfreunden, Virgil und Tacitus. Sie wissen also von nun an meine Equipage.

Ich schlug den Weg nach Chalons ein, weil ich die Straße von Soissons aus einem Besuche vor wenigen Jahren kenne; auch hat der Zerstörungsgeist es dahin ge-

bracht, daß sie jetzt nur noch ein sehr mäßiges Interesse darbietet. Nanteuil-le-Haudoin hat sein unter Franz I. erbautes Schloß verloren. Villers-Cotterets hat seinen prachtvollen Pallast des Herzogs von Valois in ein Armenhaus verwandelt, und hier, wie fast überall, sind Bildnereien und Gemälde im Geiste der Renaissance und der ganzen Anmuth des sechszehnten Jahrhunderts dem Schabeisen und neuen Anwurf schamvoll gewichen. Dammartin büßte seinen ungeheuren Thurm ein, von dem man in einer Entfernung von neun Stunden deutlich den Montmartre sehen konnte, und dessen senkrechter Riß im Gemäuer jenes bekannte, aber von mir niemals ganz verstandene Sprichwort: „er ist wie der Thurm von Dammartin, der vor Lachen platzt," entstehen machte. Heutzutage in Wittwentrauer um seine hohe Bastille, wohin sich der Erzbischof von Meaux, bei Fehden mit den Grafen der Champagne, in Begleitung von Sieben aus seinem Gefolge flüchten durfte, — gibt Dammartin nicht mehr Stoff zu Sprichwörtern, höchstens zu literarischen Noten wie die folgende, die ich auf meiner Durchreise wörtlich aus irgend einer kleinen Localbeschreibung, die ich auf dem Wirthshaustische fand, copirte: „Dammartin (Seine und Marne) kleine Stadt auf „einer Anhöhe. Man verfertigt daselbst Spitzen. Gast„hof: zur heiligen Anna. Merkwürdigkeiten: die Pfarr„kirche, die Halle, 1600 Einwohner."

Die kurze Zeit, welche der Tyrann der Diligencen,

Conducteur genannt, zur Mahlzeit gestattet, erlaubte mir nicht, mich davon zu überzeugen, inwiefern alle die sechszehnhundert Einwohner von Dammartin auch zu den Merkwürdigkeiten gehören.

Nun ging es nach Meaux.

Zwischen Claye und Meaux, bei dem schönsten Wetter und der besten Straße von der Welt, zerbrach plötzlich ein Vorderrad des Wagens. Sie wissen, ich gehöre zu den Menschen, die ihren Weg fortsetzen; das Cabriolet verließ mich, nun verließ ich das Cabriolet. Eben fuhr eine kleine Diligence, eine von Touchard, vorüber. Sie hatte nur noch einen freien Platz und den nahm ich ein. Zehn Minuten nach dem Unfall also setzte ich meinen Weg fort, auf dem Kutschendache eingezwängt zwischen einem Bucklingen und einem Gendarme.

Jetzt befinde ich mich zu La Ferté-sous-Jouarre, einer kleinen freundlichen Stadt, die ich zum vierten male gern wiedersehe mit ihren drei Brücken, ihren reizenden Inseln, mit ihrer alten Mühle mitten im Fluß, welche fünf Bogen mit dem Ufer verbinden, mit ihrem schönen Lustschloß aus den Zeiten Ludwigs XIII., welches dem Herzog von Saint Simon angehört haben soll und das jetzt im Besitz eines Krämers verdirbt.

Wenn der Herzog von Saint Simon dieses Schloß wirklich besaß, so zweifle ich, daß ihm seine wasserumspülte Burg zu La Ferté-Vidame herrenhafter und stolzer scheinen mochte und geeigneter um sein hohes Standbild

als Herzog und Pair aufzunehmen — als diese reizende und feste Schloßbesitzung zu La Ferté-sous-Jouarre.

Der Augenblick ist ganz zum Reisen geeignet. Auf allen Feldern Arbeiter; man schafft die Ernte ein. Da und dort werden hohe Heuschober aufgebaut, die, halbvollendet, den ausgehöhlten Pyramiden gleichen, die man in Syrien sieht. Das abgemähte Getreide liegt auf Flächen und Anhöhen streifweise da und zeichnet diese wie einen großen Zebrarücken.

Sie wissen, mein Freund, daß ich auf Reisen nicht Ereignisse, wohl aber Gedanken und Anregungen suche, und dazu reicht die Neuheit der Gegenstände hin. Uebrigens bin ich leicht zufrieden gestellt. Habe ich Bäume, Gras, Luft, einen Weg vor mir und einen hinter mir, so ists gut. Ist die Gegend flach, so gefällt mir der weite Horizont; ist sie bergig, so vergnügen mich die überraschenden Aussichten, deren jeder Hügel eine bietet. Eben jetzt sah ich ein lachendes Thal; rechts und links schöne Launen des Terrains; große Hügel, rings durch Cultur und durch angebaute Geviertstücke malerisch abgegrenzt; dort niedrige Hütten, deren Dächer auf der Erde zu liegen scheinen; im Hintergrunde einen hingeschlängelten Wasserstreif, über den eine kleine alte Brücke aus verwittertem und zerbröckelndem Gestein hinwegsetzt, an welche sich die beiden Enden des Weges anschließen. Eben wie ich so hinsehe, fährt ein Fuhrmannswagen über die Brücke, ein ungeheurer aufgeblähter, hochge-

thürmter und überbundener deutscher Lastwagen, der wie der Bauch Gargantua's, auf vier Rädern von acht Rossen hingeschleppt, aussieht. Hinter den zitternden Umrissen der Hügel verschwindet die leuchtende Sonnenfährte, in deren sinkendes Licht die vorstehenden Bäume sich in Gestalt eines großen Kammes, dem mehrere Zähne fehlen, hineinzeichnen.

Und diese Bäume, dieser Schattenkamm, über den Sie vielleicht lachen, dieser Frachtwagen, diese alte Brücke und diese kleinen Hütten, alles erfreut und lächelt mich an. Ein Thal wie dieses, und vollends mit diesem Himmel stellt mich ganz zufrieden. Als ich es betrachtete und mich daran entzückte, war ich allein im Wagen. Die Mitreisenden gähnten entsetzlich.

Wenn umgespannt wird, ergetzt mich Alles. Man hält an der Wirthshausthüre; die Pferde kommen, das Eisenwerk klirrt; da steht ein weißes Huhn auf der Straße, dort verbirgt sich ein schwarzes ins Gesträuch; da lehnt eine Egge oder ein Rad zerbrochen im Winkel; dort spielen die schmutzigen Kinder auf einem Sandhaufen. Ueber meinem Haupte hängt an einem mächtigen Eisenhacken Carl V., Joseph II. oder Napoleon als Schild, große Kaiser, zu nichts mehr gut, als Kunden ins Wirthshaus zu ziehen. Das Haus erschallt von Stimmen, die alle Befehle ertheilen; auf den Schwellen bilden die Stallknechte und Küchenmägde idyllische Gruppen; das Kochgeschirre wird auf den Mist hin ausgespült; und

ich auf der Imperiale benutze meine erhabene Stellung, um das Geschwätz des Buckligen mit dem Gendarme anzuhören, oder um die kleinen Kolonien von Zwergmohn zu bewundern, welche grüne Oasen auf dem alten Hausdache bilden.

Mein Gendarme und mein Buckliger waren übrigens Philosophen und gar nicht stolz; sie schwatzten vertraulich miteinander, der Gendarme ohne den Buckligen geringschätzig, der Bucklige ohne den Gendarmen verächtlich zu behandeln. Der Bucklige zahlt sechshundert Franken Steuer zu Jouarre, dem alten Jovis ara, wie er dem Gendarmen gütigst erklärte. Er hat überdies einen Vater, der neunhundert Livres zu Paris bezahlt, und ärgert sich jedesmal über die Regierung, wenn er seinen Sou Brückengeld auf der Marnebrücke zwischen Meaux und La Ferté entrichten muß. Der Gendarme gibt keine Steuer, aber er erzählt seine Geschichte höchst naiv. Im Jahre 1814 schlug er sich bei Montmirail wie ein Löwe; damals war er Conscribirter. Im Jahr 1830 in den Julitagen bekam er Angst und versteckte sich. Darüber macht er ein Aufheben, ich aber gar nicht. Als Conscribirter hatte er nichts als seine zwanzig Jahre und war tapfer. Als Gendarme hatte er Weib und Kinder und überdies, wie er selbst bemerkte, sein eigenes Pferd. Derselbe Mensch, aber nicht in denselben Lebensverhältnissen. Das Leben ist eine Speise, die nur durch die beigegebene Sauce behagt. Ein Galeerensträfling ist

gewiß am unerschrockensten. Man hält in dieser Welt nicht so viel auf die eigene Haut als auf sein Kleid. Der Nackte hält auf nichts.

Wir müssen auch eingestehen, daß die beiden Epochen sehr verschieden waren. Das was eben in der Luft steckt, wirkt auf den Soldaten wie auf jeden anderen Menschen. Die Idee, welche das Eis stocken oder aufthauen macht, hat denselben Einfluß auch auf ihn. Im Jahre 1830 gewitterte eine Revolution. Da fühlte er sich gebeugt und niedergeworfen von der Macht der Idee, welche die Kraftseele aller Dinge ist. Und dann, gab es denn etwas Traurigeres und Entmuthigenderes als sich schlagen müssen für fremde Ordonnanzen, für Schattenbilder aus zerrüttetem Gehirn aufgestiegen, für einen Wahn, für eine Tollheit, Brüder gegen Brüder, Söldner gegen Arbeiter, Franzosen gegen Pariser! Im Jahre 1814 dagegen focht der Conscribirte gegen den Fremden, gegen den Feind, für ganz klare und einfache Dinge, für sich selbst, für Alle, für seinen Vater, seine Mutter und Schwestern, für den Pflug, den er soeben verlassen, für die Hütte, die da unten raucht, für den Boden, der unter seinen Schuhnägeln knarrt, für sein lebendiges, blutendes Vaterland. Im Jahr 1814 gab es für ihn mehr als blosses Wissen, er verstand es; mehr als Verstehen, er fühlte es; mehr als Fühlen, er sah Alles mit seinen Augen.

Drei Gegenstände haben mich zu Meaux interessirt:

ein kostbares kleines Portal im Renaissancestyle an einer alten zerstörten Kirche, rechts vom Eingang in die Stadt; dann die Cathedrale, und endlich hinter dieser ein schönes altes halbbefestigtes Gebäude aus Quadern mit eingebauten hohen Seitenthürmchen. Es hat einen Hofraum. Beherzt trat ich in diesen Hof, wiewohl ich eine alte Frau darin stricken sah. Die gute Alte ließ mich gewähren. Ich wollte eine schöne äußere Treppe aus Stein und Holzwerk studiren, die nach dem ältern Theil des Baues aufsteigt, sich auf zwei gedrückte Bogen stützt und mit einem Schirmdach mit falschen Arcaden versehen ist. Aber es fehlte mir die Zeit, sie zu zeichnen. Ich bedauere dies sehr; es ist die erste Treppe dieser Art, die ich gesehen; sie schien mir dem fünfzehnten Jahrhundert anzugehören.

Die Cathedrale ist eine herrliche Kirche, im vierzehnten Jahrhundert angefangen und im fünfzehnten fortgesetzt. Man hat sie auf eine ärgerliche Weise restaurirt. Sie ist übrigens nicht vollendet. Von den zwei Thürmen, die der Erbauer entworfen, ist nur einer ausgebaut. Der andere, blos aus der Erde herausgeführt, verbirgt seinen niedrigen Strunk unter einer Schieferdecke. Die Thüren in der Mitte und rechts sind aus dem vierzehnten, jene links aus dem fünfzehnten Jahrhundert; alle drei sind sehr schön, wiewohl aus einem Material, welchem Wind und Wetter bereits sehr stark zugesetzt haben.

Ich wollte die Basreliefs enträthseln. Das Giebel-

feld der linken Thüre stellt die Geschichte des heiligen Johannes des Täufers vor; aber der Sonnenschein, der gerade auf die Facade fiel, erlaubte meinen Augen nicht weiter zu schweifen. Das Innere der Kirche ist von herrlicher Composition. Ueber dem Chor sind große dreifeldige offene Ogiven, die sich sehr schön ausnehmen. An der Gegenwand sieht man ein Fenster mit prachtvollen Glasmalereien, das den Verlust der übrigen bedauern läßt. In diesem Augenblicke werden am Eingang des Chores zwei Altäre mit herrlichen Holzschnitzwerken aus dem vierzehnten Jahrhundert hergestellt; aber man beklert das mit Holzfarbigem Oelanstrich. Das ist der Geschmack der Einwohnerschaft. An der linken Seite des Chors nahe an einer schönen, von Simswerken überragten Thüre sah ich eine gute Statue eines knienden Kriegshelden aus dem sechszehnten Jahrhundert ohne Wappen und Inschrift. Ich vermochte den Namen dessen, den sie vorstellen sollte, nicht zu errathen. Ihnen, der Sie Alles wissen, wäre es gewiß gelungen. Gegenüber steht ein anderes Standbild; dieses hat eine Inschrift, und daran ist wohl gethan: denn Sie selbst würden in diesem faden und schroffen Marmorstück nicht die Gestalt von Benigne Bossouet vermuthen. Was Bossouet betrifft, so besorge ich, daß die Entfernung der Glasmalereien sein Werk gewesen sein dürfte. Ich sah seinen bischöflichen Thronsitz, schönes Holzwerk im Style Ludwigs XIV., darüber ein Baldachin mit Figuren. Mir fehlte die Zeit,

um auch sein berühmtes Cabinet in der Bischofsresidenz zu besuchen.

Eine seltsame Thatsache ist die, daß Meaux noch vor Paris ein Theater hatte, einen eigenthümlichen Schauspielsaal, um 1547 erbaut, wie ein Manuskript dortiger Bibliothek angibt, welcher etwas von einem antiken Circus hatte, indem er mit einem Velarium versehen war, und etwas von einem jetzigen Theater, indem er „ringsherum schließbare Bogen besaß, welche an die Einwohner von Meaux vermiethet waren.“ Man spielte darinnen Mysterien. Ein gewisser Pascalus gab gewöhnlich den Teufel und behielt davon seinen Zunamen. Im Jahre 1562 überlieferte er die Stadt den Hugenoten, und ein Jahr später wurde er von den Katholischen gehangen, zum Theil weil er früher ein Verräther war, größtentheils aber, weil man ihn den „Teufel“ nannte. — Heutzutage hat Paris zwanzig Theater und diese Stadt der Champagne nicht ein einziges. Sie soll sich dieses Nichtbesitzes sogar rühmen: gerade als wenn sich Meaux auch rühmen wollte, nicht Paris zu sein.

Uebrigens ist die Umgegend ganz voll der Zeit Ludwigs XIV. Hier der Herzog von Saint Simon; zu Meaux Bossouet; zu La Ferté-Milon Racine; zu Chateau Thierry La Fontaine; alles in einem Umkreise von zwölf Stunden. Der große Herr dicht neben dem hohen Priester, die Tragödie neben der Fabel.

Als ich aus der Cathedrale trat, war die Sonne

umwölkt und ich konnte mir die Facade betrachten. Am merkwürdigsten ist das große Giebelfeld über dem Mittelportal. Das untere Fach stellt Johanna, Gemalin Philipps des Schönen vor, aus deren Nachlaß die Kirche erbaut wurde. Die Königin von Frankreich, ihre Kirche auf flacher Hand tragend, erscheint vor den Pforten des Paradieses, deren beide Flügel St. Peter ihr öffnet. Hinter der Königin steht der schöne König Philipp mit der Miene eines verschämten Bettlers. Die Königin, sehr geistreich geschnitzt und geschmückt, weist mit einem Seitenblick und mit einer Achselbewegung nach dem armen Teufel von König hin und scheint zum heiligen Petrus zu sagen: „Pah, laß ihn mit in den Kauf gehen!"

Zweiter Brief.

Montmirail. Montmort. Epernay.

Epernay, 21. Juli.

Zu la Ferté-sous-Jouarre miethete ich das nächstbeste eben ankommende Fuhrwerk, fragte nur: ob es meinen Weg verfolge und ob es gute Räder habe? und reiste so nach Montmirail. Diese kleine Stadt hat nichts als eine freundliche Umgebung und zwei hübsche Alleen, die

die Einfahrt bilden. Mit Ausnahme des Schlosses ist alles ein Gewühl von Baufälligkeiten.

Montags gegen fünf Uhr Abends verließ ich Montmirail und nahm meine Richtung nach Sezanne und Epernay. Eine Stunde später war ich zu Vaux-Champs und fuhr über das berühmte Schlachtfeld. Einen Augenblick vorher begegnete mir ein wunderbar befrachteter Karren. Vorgespannt war ein Esel und ein Pferd; auf dem Wagen lagen Casserolen, Kessel, alte Koffer, Strohstühle und ein Haufen von Möblen; vorn in einer Art von Korb saßen drei fast nackte Kinder; rückwärts in einem andern Korbe Hühner. Als Fuhrmann schritt ein Mann in einer Blouse nebenher und trug ein Kind auf dem Rücken. Einige Schritte hinter ihm ging ein Weib, auch ein Kind tragend — aber im Leibe. Dieser ganze Umzug eilte auf Montmirail zu, als ob auch heute die Schlacht von 1814 wiederholt würde. Ja, dachte ich für mich, man mochte wohl vor fünf und zwanzig Jahren hier solcher Wagen genug begegnen. Später erkundigte ich mich: es war kein Umzug, es war eine Auswanderung. Das zog nicht nach Montmirail, das ging nach Amerika. Das floh vor keiner Schlacht, sondern vor dem Elend. Kurz, Freund, es war eine arme elsässische Bauernfamilie, der man am Ohio Land versprochen und die nun ihre Heimat verlassen, ohne zu ahnen, daß Virgil die schönsten Verse auf diese gemacht hat — es sind nun freilich schon zweitausend Jahre her.

Die guten Leute zogen übrigens ganz unbekümmert fort; der Mann besserte gleichgiltig seine Peitsche aus, das Weib sang, die Kinder spielten. Nur die Geräthschaften hatten etwas Gedrücktes und Wirres an sich, das einen peinlichen Anblick gewährte. Auch die Hühner schienen mir ihr Unglück zu fühlen.

Diese Gleichgiltigkeit setzte mich in Erstaunen. Ich glaubte das Vaterland tiefer in die Herzen der Menschen gegraben. Diesen Leuten gilt es also gleichviel, daß sie nicht mehr dieselben Bäume sehen werden?

Ich folgte ihnen eine Weile mit den Augen. Wohin geht diese kleine aufgestörte und wankende Gruppe? Wohin ich selbst? — Der Weg wandte sich und sie verschwanden. Zuweilen noch hörte ich die Peitsche des Mannes und den Gesang des Weibes, — dann wurde Alles still.

Wenige Minuten nachher war ich auf dem glorreichen Felde, das den Kaiser gesehen. Die Bäume warfen lange Schatten; die Erdfurchen schimmerten blaßgelb; ein blauer Nebel stieg aus der Schlucht auf; das Feld war öde; in der Ferne standen zwei oder drei vergessene Pflüge, die jetzt wie große Heuschrecken aussahen. Zu meiner Linken war ein Bruch für Mühlsteine. Große runde Mühlen lagen zerstreut in der Landschaft, die eine weiß und neu, die andere alt und schwarz, hoch, niedrig, gedrängt und entfernt wie umhergeworfene Steine

eines ungeheuren Damenbrettes. Führwahr, hier war es auch wo Riesen eine Partie gespielt hatten.

Ich wollte das Schloß von Montmort sehen, und darum bog ich vier Stunden hinter Montmirail bei Formentieres oder Armentieres plötzlich links ab und schlug den Weg nach Epernay ein Dort stehen sechszehn große Ulmen, die unterhaltendsten von der Welt, die jemals ihr mürrisches Gesicht und ihre zerzausten Perrücken einer Straße zuwandten. Die Ulmen sind eine meiner Freuden auf der Reise. Jede Ulme lohnt die Mühe, sie einzeln zu betrachten. Die andern Bäume sind dumm und sehen sich alle gleich; nur die Ulme hat Phantasie und verhöhnt ihre Nachbarn, sträubt sich empor, wenn jene sich neigen, ist mager, wenn jene buschicht sind und schneidet des Abends den Vorübergehenden die erdenklichsten Gesichter. Die jungen Ulmen haben eine Triebkraft des Laubes, die überall herausquillt wie ein platzendes Feuerwerk. Von La Ferté bis zu der Stelle, wo diese sechszehn Ulmen stehen, war der Weg nur mit Pappeln, Espen oder hie und da mit Nußbäumen besetzt, was mich einigermaßen verdrüßlich machte.

Die Gegend ist flach, die Ebene dehnt sich unabsehbar vor dem Auge hin. Aber plötzlich aus einem Gebüsche hervortretend, gewahrt man zur Rechten, zurückgezogen in eine Falte des Terrains, ein überraschendes Gemisch von Thürmchen, Wetterfahnen, Zinnen, Dachfenstern

und Schornsteinen; man sieht das Schloß von Montmort.

Mein Cabriolet hielt und ich stieg am Schloßthor aus. Es ist dieß eine ausgewählt schöne Veste des sechszehnten Jahrhunderts, aus Backsteinen erbaut, mit Schieferdächern und künstlich ausgearbeiteten Wetterhähnen, mit doppelten Ringmauern, doppelten Laufgräben, mit einer Brücke auf drei Bogen, die in eine Zugbrücke ausläuft, zu Füßen die Ortschaft und ringsherum auf sieben Stunden im Umkreise die reizendste Landschaft. Der ganze Bau ist sehr wohlerhalten. Der Eingangsthurm enthält eine Wendeltreppe für Menschen und einen Aufgang für Pferde dicht übereinander. Unten sieht man eine große Eisenthüre, und emporsteigend, vorüber an den Schiesscharten des Thurmes, zählte ich vier kleine Winden aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Besatzung der Veste bestand dermalen aus einer alten Magd, Mamsell Jeannette, die mich sehr freundlich empfing. Von den alten Gemächern im Innern findet man unverändert nur noch die Küche, einen schönen geräumigen Saal in großen Bogen gewölbt; dann den alten Empfangsaal, der jetzt zu einem Billardzimmer wurde, und ein zierliches kleines Cabinet mit vergoldeten Schnitzwerken, dessen Plafond statt der Einsetzrose ein künstlich verschlungener Chifferzug schmückt. Der alte Empfangsaal ist ein prachtvolles Gemach; sein Plafond mit gemalten, vergoldeten und geschnitzten Balken

ist noch unberührt. Ueber dem Camin erheben sich zwei edle Statuen im schönsten Style aus Heinrichs III. Zeit. Die Wände waren ehemals mit großen Tapetenfeldern bedeckt, worauf Familienporträts prangten. Zur Zeit der Revolution rissen vernünftige Leute aus dem nahen Flecken diese Lappen herunter und verbrannten sie, was dem Feudalismus einen Todesstoß versetzte. Der gegenwärtige Besitzer hat jene Tapeten durch alte Kupferstiche ersetzt, welche Ansichten von Rom und Kriegsthaten des großen Condé vorstellen und an der nackten Mauer hängen. Als ich das gesehen, schenkte ich dreißig Sous an Mamsell Jeannette, die durch meine Großmuth ganz geblendet schien. Und dann betrachtete ich mir die Enten und Hühner im Schloßgraben und ging von dannen.

Als ich Montmort verließ, wohin man, im Vorbeigehen gesagt, auf der schlechtesten Straße der Welt gelangt, begegnete ich der Mallepost, welche meinen früheren Brief an Sie an Bord haben mußte. Ich gab ihm noch die freundlichsten Gedanken an Sie zum Geleite mit.

Eben als die Nacht hereinbrach, vertiefte sich der Weg in ein Gehölz und ich sah nun bis Epernay nichts als einige Hütten und ein Paar Kohlenbrennereien, die zwischen dem Gezweige qualmten. Der rothe Rachen einer offenen Schmiede zeigte sich von Zeit zu Zeit und am Rande des Weges trieb der Wind mit den Schattenrissen der Bäume sein Spiel. Ueber meinem Haupte

in den Lüften rollte der glänzende Himmelswagen mitten durch Gestirne, während mein Karren über Kieselsteine hinholperte.

Epernay ist die Stadt des Champagnerweins, nichts mehr, nichts weniger. Drei Kirchen lösten sich daselbst nach der Zeitfolge ab. Die erste war eine römische, von Thibaut I., Grafen der Champagne und Sohne Eudes II., im Jahr 1037 erbaut. Die zweite, aus der Renaissance, erbaute im Jahr 1540 Pierre Strozzi, Marschall von Frankreich und Herr auf Epernay, welcher bei der Belagerung von Thionville im Jahr 1558 getödtet wurde. Die jetzige Kirche hat unwillkührlich den Eindruck auf mich gemacht, als sei sie nach dem Plan des Herrn Poterlet-Galichet erbaut worden, eines ehrlichen Gewürzkrämers, dessen Laden dicht an die Kirche stößt. Die drei Kirchen scheinen mir also in folgenden drei Namen vollständig bezeichnet: Thibaut I., Graf der Champagne; Pierre Strozzi, Marschall von Frankreich; Poterlet-Galichet, Gewürzkrämer.

Dies wird hinreichen, um Ihnen zu sagen, daß diese letzte ein scheußlicher Bau, mit Gyps überzogen, geschmacklos, weiß und schwerfällig und mit Triglyphen, welche die Biegungen und Verzierungen der Gewölbe tragen. Von der ersten Kirche ist nichts übrig; von der zweiten ein Paar schöne Fenster und ein ausgezeichnetes Portal. Die Glasmalereien des einen Fensters erzählen die Geschichte Noah's in sehr naiver Weise. Fenster und

Portal sind, wie sich von selbst versteht, von dem abscheulichen Gypsanwurf der neuen Kirche umgeben. Das däuchte mir wie wenn Odry mit seinen kurzen weißen Hosen, seinen blauen Strümpfen und seinem großen Hemdekragen, Franz des I. Helm und Panzer anlegte.

Man wollte mich hinführen, um eine Merkwürdigkeit des Landes, einen großen, anderthalb Millionen Flaschen enthaltenden Keller anzusehen. Auf dem Wege kam ich an ein Feld mit blühendem Rübsamen und Mohn, mit Schmetterlingen und herrlichem Sonnenschein. Da blieb ich; der große Keller mußte auf meinen Besuch verzichten.

Die Pommade für das Wachsen der Haare, welche zu La Ferté: „Pilogene" genannt wird, führt zu Epernay den Namen: „Phyotrix, griechischer Einfuhrartikel!"

Apropos, Montmirail betreffend, so ließ man mich dort im Post-Gasthof für vier weiche Eier vierzig Sous bezahlen, was mir doch ein wenig stark schien.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß Thibaut I. in seiner Kirche begraben wurde und Pierre Strozzi in der seinigen. Ich reclamire in der jetzigen Kirche eine Grabstätte für Herrn Poterlet-Galichet.

Dieser Strozzi war ein ganzer Held. Brisquet, der Narr Heinrichs II., machte sich eines Tages den Spaß, ihm vor dem ganzen versammelten Hofe den schönen

neuen Marschallsmantel von rückwärts mit Speck zu spicken. Es muß wohl viel darüber gelacht worden sein, denn Strozzi rächte sich auf eine furchtbare Weise an dem Narren. Ich meinerseits hätte weder gelacht noch mich gerächt. Einen Sammtmantel mit Speck zu spicken! Mich hat dieser Witz der Renaissance-Periode niemals gerührt.

Dritter Brief.

Chalons. Sainte-Menehould. Varennes.

Varennes, 25. Juli.

Gestern mit dem sinkenden Tage rollte mein Wagen aus Sainte-Menehould. Ich las eben wieder die bewunderungswürdigen und unsterblichen Verse:

Mugitusque boûm mollesque sub arbore somni.

. . . .

Speluncae vivique lacus.

Ich stemmte mich auf das geöffnete alte Buch, dessen Blätter unter meinem Ellenbogen zerknitterten. Meine Seele war voll von jenen unbestimmten, holden und trüben Gedanken, die sich beim Untergang der Sonne immer meiner bemächtigen, als ich über den Pflasterlärm

unter den Rädern emporfuhr. Wir kamen in eine Stadt. Wie heißt sie? Mein Kutscher antwortete: Varennes. Jetzt bog der Wagen in eine Straße, die abhängig hinlauft zwischen zwei Häuserreihen, die etwas unnennbar Ernstes und Trübes haben. Thüren und Fensterladen geschlossen; auf den Vorplätzen wächst Gras. Nachdem wir durch einen alten Thorweg aus der Zeit Ludwigs XIII., von schwarzem Gestein erbaut, hingefahren waren, an den sich ein großer umbretterter Brunnen anschmiegt, rückte der Wagen auf einen kleinen dreieckigen Platz hinaus, welchen kalkweiße einstöckige Häuser umgeben und worauf zwei verkrüppelte Bäume das Hausthor einer Ecke bewachen. Die lange Seite dieses Dreiecks schmückt ein abscheulicher mit Schiefer beschuppter Glockenthurm. Dieser Platz war es, wo Ludwig XVI. auf seiner Flucht am 21. Juni 1791 angehalten wurde. Dies geschah durch Drouet, Postmeister von Sainte-Menehould (denn zu Varennes gab es damals noch keine Post) vor einem kleinen gelben Hause, das einen der Winkel bildet, nachdem der Glockenthurm passirt worden. Der Wagen des Königs verfolgte die Hypothenuse des Dreiecks; meiner schlug denselben Weg ein. Ich stieg aus und betrachtete mir lange diesen kleinen Platz. Wie ist er so schnell gewachsen, in einigen Monaten wurde er unübersehbar; er wurde der Platz der Revolution.

Folgendes erzählt man an Ort und Stelle. Der König läugnete lebhaft der König zu sein (was, im

Vorbeigehen bemerkt, Carl I. nicht gethan hätte). Schon wollte man ihn, weil keine sicheren Beweise da waren, frei geben, als ein Herr d'Ethé dazu kam, der, ich weis nicht welchen Grund zum Hasse gegen den Hof hatte. Dieser Herr d'Ethe (ich weis nicht, ob ich den Namen richtig orthographire, aber den Namen eines Verräthers schreibt man immer hinreichend gut) dieser Mensch also trat wie Judas an den König heran und sagte: Guten Tag, Sire. Das war genug; man bemächtigte sich des Königs. Fünf königliche Personen waren in dem Wagen, und der Niederträchtige vernichtete sie alle mit Einem Worte. Dieses, „Guten Tag, Sire!" war für Ludwig XVI., für Marie Antoinette und Madame Elisabeth die Guillotine, für den Dauphin die Agonie des Temple; für die königliche Madame das Exil und Erlöschen ihres Stammes.

Für den, der den Ereignissen nicht nachdenkt, hat der Platz von Varennes einen langweiligen, für den, der sich ihrer erinnert, einen düsteren Anblick.

Ich glaube Ihnen schon bei mehr als einer Gelegenheit bemerkt zu haben, daß die materielle Natur als Schauplatz gewisse räthselhaft symbolische Verbindungen in sich unterhält. Auf derselben Stelle wo Ludwig XVI. sein Unglück erreichte, stürzte mein Kutscher von seinem Wagen. Vor fünf Tagen fand ich ein riesiges Damenspielbrett auf dem Schlachtfeld von Montmirail; heute schreite ich über den kleinen dreieckigen Platz von Va-

rennes, der wie das Messer einer Guillotine aussieht.

Der Mensch, welcher Drouet beistand, Ludwig XVI. gefangen zu nehmen, hieß Billaud. Warum nicht lieber Billot (der Block)?

Varennes liegt fünfzehn Stunden von Reims entfernt; der Platz des 21. Juni nur zwei Schritte von den Tuilerien. Wie mochte diese Annäherung den armen König peinigen! Zwischen Reims und Varennes, zwischen Salbung und Entthronung liegen nur fünfzehn Stunden für meinen Kutscher; für den Geist eine unermeßliche Weite, die einer Revolution!

Ich nahm mein Nachtlager in einem sehr alten Gasthofe, welches den Schild „zum großen Monarchen" mit dem Porträt Louis Philipp's führt. Wahrscheinlich hat man hier reihum seit hundert Jahren Ludwig XV., Bonaparte und Carl X. hängen sehen. Vor acht und vierzig Jahren, an dem Tage, als man hier dem königlichen Wagen den Weg sperrte, war das, was über dieser Thüre an der Eisenstange hing, gewiß das Bildniß Ludwigs XVI. Er selbst hielt damals vielleicht im „großen Monarchen" und sah sich selbst im Schilde prangen. O du armer „großer Monarch!"

Heute morgens machte ich einen Gang durch die Stadt, die übrigens sehr angenehm an beiden Ufern eines freundlichen Flusses gelegen ist. Die alten Häuser der oberen Stadt bilden ein malerisches Amphitheater

auf der rechten Seite. Die Kirche in der unteren Stadt ist unbedeutend. Sie liegt meinem Gasthofe gegenüber, ich sehe sie vom Schreibtisch aus. Der Thurm trägt die Jahrszahl 1776: er war also zwei Jahre älter als Madame.

Jenes traurige Ereigniß hat hier noch Spuren hinterlassen: ein seltener Fall in Frankreich. Das Volk spricht noch davon. Der Wirth erzählte mir, „ein Herr aus der Stadt habe eine Komödie daraus zusammengestellt". Da erinnerte ich mich, daß in der Nacht der Flucht der kleine Dauphin als Mädchen verkleidet wurde und daß das Kind an Madame die Frage richtete: ob das für eine Komödie geschehe? Das dürfte die Komödie sein, die jener Herr aus der Stadt zusammengestellt haben wird.

Ich muß die Kirche um Verzeihung bitten; ich habe sie nochmals angesehen; sie hat auf der rechten Seite ein sehr zierliches dreitheiliges kleines Portal.

Wenn Sie alle meine architektonischen Glossen nicht ermüden, so will ich Ihnen nun auch gestehen, daß Chalons meinen gehegten Erwartungen nicht ganz entsprochen hat, die Cathedrale am wenigsten. Auch der Weg von Epernay nach Chalons ist nicht so wie ich ihn vermuthete. Man sieht die Marne nur von weitem und ich gewahrte in einzelnen Ortschaften an ihren Ufern zwei oder drei römische Kirchen mit wenig spitzen Thürmen, etwa wie der zu Fecamp. Die ganze Gegend ist eine

Ebene; aber ewig eben ist mir zu schön. Die Landschaft ist übrigens durch zahlreiche Hämmel und Champagnesen belebt.

Das Schiff der Kirche ist von edlem Styl und Schnitt. Man findet noch einige reichgemalte Fenster und eine schöne Oberlichtung; ferner sah ich in der Kirche eine reizende Seitencapelle mit dem F und dem Salamanderzeichen. Außerhalb findet man einen rein und streng römischen Thurm und ein kostbares Portal aus dem vierzehnten Jahrhundert. Aber das Alles ist unverzeihlich verdorben; die Kirche ist schmutzig; die Bildnereien von Franz I. sind mit Mörtel überkirchenpatront; alle Rippen der Wölbungen sind mit Farben angekleistert; die Facade ist eine schlechte Copie unserer Facade von Saint-Gervais, und die Thürme — —! Man hatte mir gothischdurchbrochene, durchsichtige Thürme versprochen. Ich rechnete auf die Thürme, — und was finde ich? zwei Sorten gespitzter Nachtmützen, durchbrochen wohl und im Ganzen freilich von originellem Ansehen, aber aus schwerfällig behauenem Gestein, Spitzbogen und Schnörkeleien bunt durcheinander. Ich ging sehr unzufrieden fort.

Fand ich das nicht, was ich erwartet hatte, so fand ich zum Ersatz hinwieder da etwas, wo ich nichts vermuthete, nemlich eine sehr hübsche Notre-Dame-Kirche zu Chalons. Woran denken die Alterthumskundigen? Sie sprechen von Saint-Etienne, von der Cathedrale

und erwähnen der Notre-Dame mit keiner Sylbe. Die Notre-Dame von Chalons ist eine echt römische Kirche mit stämmigen Wölbungen und kräftigen Rundbogen, majestätisch und vollständig, mit einem kostbar gezimmerten Rundthürmchen in der Decke, welches mit Blei bekleidet und aus dem vierzehnten Jahrhundert ist. Dieses Thürmchen, dessen Bleidachung schuppige Rauten bildet und einer Schlangenhaut ähnlich sieht, wird in seiner obersten Mitte durch eine allerliebste, mit bleiernen Giebelchen gekrönte Laterne erhellt, in welche ich hinaufgestiegen bin. Die Stadt, der Fluß, und die Gebirge sehen von hier sehr schön aus.

Der Reisende findet auch Anlaß in der Notre-Dame treffliche Glasmalereien und ein reiches Portal aus dem dreizehnten Jahrhundert zu bewundern. Im Jahre 93 haben die Einwohner der Umgegend die Glasfenster eingeworfen und die Figuren aus dem Portal gebrochen. Sie haben die inhaltreichen Wölbungen abgeschaben, wie man eine Möhre abschabt. Auf gleiche Weise haben sie das Seitenportal der Cathedrale und alle Bildnereien, die sie in der Stadt vorfanden, behandelt. Es ist dies eine Wuth der Dummheit, die sich nirgend so stark zeigte wie hier. Die französische Revolution war schrecklich, die Revolution in der Champagne war viehdumm.

In der Laterne fand ich folgende Inschrift mit Schriftzügen des sechszehnten Jahrhunderts in das Blei gegra-

ben. „Am 28. August 1580 ist der Friede publicirt worden zu Chal . . .“

Diese zum Theil ausgelöschte Inschrift in einem Winkel, wo sie Niemand sucht und Niemand liest, ist alles was heutzutage noch übrig geblieben von jenem großen politischen Act, von jenem Ereigniß, jener berühmten Geschichte des Friedens zwischen Heinrich III. und den Hugenotten auf Vermittelung des Herzogs von Anjou. Der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, hatte Pläne auf die Niederlande und Absichten auf die Hand Elisabeths von England. Der innere Religionskrieg stand seinen Aussichten im Wege. Daher jener Friede, jene berühmte Angelegenheit, „zu Chalons am 28. August 1580 publicirt“ und am 22. Juli 1839 bereits von der ganzen Welt vergessen.

Der Mensch, der mir von Leiter zu Leiter in die Laterne kriechen half, ist der Thürmer der Stadt. Er verbringt sein Leben oben in dem kleinen Käfig mit vier Fensterlucken nach allen Windseiten. Dieser Käfig und die Treppe dazu ist seine ganze Welt. Er ist sozusagen kein Mensch mehr, sondern ein ewig offenes, ewig waches Auge der Stadt. Um versichert zu sein, daß er nicht schläft, ist er gehalten den Schlag der Stunde zu wiederholen und zwar mit einer Pause zwischen dem letzten und vorletzten seiner Schläge. Diese ewige Schlaflosigkeit wäre eine Unmöglichkeit, wenn ihm nicht seine Frau hälfe. Täglich um Mitternacht steigt sie

hinauf und er geht schlafen; Mittags kommt er wieder und sie steigt herab. Das sind zwei Existenzen die ihren Kreislauf neben einander beschreiben ohne sich zu berühren, außer eine Minute nach Mitternacht. Ein kleiner Gnome von komischem Aussehen, den sie ihr Kind nennen, ist aus dieser Tangente entsprungen.

Chalons hat drei Kirchen: Saint-Alpin, Saint-Jean, Saint-Loup. Saint-Alpin hat schöne Glasmalereien. Das Stadthaus hat nichts Merkwürdiges als vier ungeheure Schooshunde aus Stein, welche fürchterlich um die Facade gelagert sind. Ich war entzückt die Löwen der Champagne kennen zu lernen.

Zwei Stunden von Chalons auf der Straße nach Sainte-Menehould an einer Stelle wo es nichts als die Ebene, ein Paar Hütten in weiter Ferne und staubige Bäume am Wege gibt, tritt unverhofft etwas Großartiges hervor: die Abtei von Notre-Dame de l'Epine. Hier sieht man einen wahrhaften Thurm aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gearbeitet wie Spitzenstickerei und bewundernswerth, wiewohl er einen Telegraphen zur Seite hat, welchen er, als wäre er selbst eine vornehme Dame, nur verächtlich ansieht. Es ist eine wunderbare Ueberraschung, auf diesen Fluren, die kaum ein Paar Mohnblumen tragen, diese herrliche Blume der gothischen Baukunst erblüht zu sehen. Zwei Stunden brachte ich in der Kirche zu, und bei dem furchtbarsten Sturmwinde, der ihre Glocken zittern machte, kroch ich um sie herum.

Mit beiden Händen hielt ich meinen Hut fest und mit Staubwolken in den Augen bewunderte ich. Von Zeit zu Zeit löste sich ein kleines Steinchen vom Thurm ab und rollte in den Friedhof nieder mir zur Seite. Da hätt' es tausend Einzelnheiten zu zeichnen gegeben. So sind die Schnautzen der Dachröhren gar sonderbar und verwickelt. Sie bestehen meistentheils aus zwei Ungeheuern, deren eines das andere auf den Schultern trägt. Die an der Kehrseite schienen mir die sieben Hauptsünden vorzustellen.

Ringsher trifft man nur drei oder vier ärmliche Hütten und es fiele schwer zu enträthseln, wie diese Cathedrale ohne Stadt, ohne Ort, ohne Schloß hieher kommt, fände man nicht in einer verschlossenen Capelle einen kleinen tiefen Brunnen, der ein wunderthätiger, übrigens aber ganz bescheiden und einfach und einem gewöhnlichen Dorfbrunnen gleich ist, wie es sich für eine Mirakelquelle ziemt. Daraus ist der wunderbare Bau hervorgewachsen. Dieser Brunnen hat diese Kirche ererzeugt wie eine Zwiebel eine Tulpe hervorbringt.

Ich setzte meinen Weg fort. Eine Stunde weiter kamen wir durch ein Dorf wo eben die Kirmeß und zwar mit einer sehr beißenden Musik gefeiert wurde. Als ich den Ort verließ, gewahrte ich auf einer Berghöhe ein ärmliches weißes Gebäude auf dessen Dache sich eine Art von großem schwarzen Insect bewegte. Es war

ein Telegraph der freundschaftlich mit Notre-Dame de l'Epine koste.

Der Abend nahte, die Sonne neigte sich, der Himmel war herrlich. Ich besah mir die Berge am Ende des Horizonts; die Ebene war unübersehbar mit violettem Heidekraut wie mit einem großen Bischofsmantel bedeckt. Da sah ich einen Feldhüter sein bereits umgeworfenes Feldzelt aufrichten, gleichsam um schnellen Schutz darunter zu suchen. Inzwischen fuhr unser Wagen an einer Herde Gänse vorüber, die lustig schnatterten. Wir bekommen Regen, meinte der Kutscher. Ich drehte den Kopf und siehe da, die Hälfte des Himmels war bereits von einer großen schwarzen Wolke umhüllt, der Wind wurde stürmisch, der blühende Schierling beugte sich auf die Erde, die Bäume schienen ängstlich miteinander zu flüstern, dürre Distelköpfe rollten schneller auf der Straße hin als der Wagen und hinter uns zogen dichte Wolken her. Einen Augenblick später kam das prachtvollste Gewitter, das ich je gesehen, zum Ausbruch. Der Regen fiel in Strömen, aber das Gewölk verhüllte nicht den ganzen Himmel. Gegen Untergang blieb ein großer lichter Bogen sichtbar. Das Dunkel der Wolken kreuzte sich mit den letzten Sonnenblicken. In der ganzen Landschaft regte sich kein lebendes Wesen mehr, kein Mensch auf der Straße, kein Vogel am Himmel. Es donnerte furchtbar und breite Blitzstrahlen fuhren zur Erde nieder. Das Laub schüttelte sich in hundertfältiger Weise. Dieser

Sturm währte gegen eine Viertelstunde, dann führte der Wind den Wetterwirbel fort, die Wolken fielen als Nebel im Osten nieder, und der Himmel wurde wieder rein und ruhig. Mittlerweile war die Dämmerung eingetreten. Die Sonne schien im Westen sich in drei oder vier rothglühende Eisenstangen aufgelöst zu haben, welche die Nacht nun langsam am Horizont auslöschte und verkühlen ließ. Die Sterne glänzten bereits als ich in Sainte-Menehould ankam.

Dieses ist eine recht malerische kleine Stadt, freundlich am Abhange eines grünen Hügels gelegen und von großen Bäumen überragt. In Menehould sah ich etwas recht Hübsches, und zwar die Küche im Hotel de Metz.

Das ist eine wahre Küche. Ein großer geräumiger Saal. Eine Wandfläche nehmen die Kupfer-, die andere die Fayencegeschirre ein. In der Mitte zwischen zwei Fenstern der Heerd von enormem Umfang und von reichlichem Feuer erfüllt. Am Plafond ein schwarzes Nest kostbar angerußter Balken, woran allerhand erfreuliche Sachen, Körbe, Lampen, Speiseschüsseln hängen; in der Mitte eine durchsichtige Oeffnung, worin die breiten Speckseiten prangen. Unter dem Heerde glänzt und funkelt neben Bratenwender, Kessel und Haken ein Dutzend Schaufeln und Zangen von allen Formen und Größen. Die feurige Grube versendet ihre Streiflichter nach allen Ecken, schneidet große Schatten auf den Plafond, wirft ein rosiges Glitzern auf die blauen Fayenceschüsseln und

verleiht dem phantastischen Wandschmuck der Casserolen das Ansehen einer Mauer aus feurigen Kohlen. Wär' ich Homer oder Rabelais, ich würde sagen: diese Küche ist eine Welt und der Heerd die Sonne darin.

Ja, sie ist wirklich eine Welt; eine Welt, worin sich eine ganze Republik von Männern, Weibern und Thieren herumdrängt. Diener, Mägde, Küchenjungen, speisende Fuhrleute, Pfannen auf den Kohlen, gluckſende Fleischtöpfe, kreischende Braten, Pfeifen, Karten spielende Kinder, Katzen, Hunde und der Hausherr, der alles überwacht. Mens agitat molem

Aus einer Ecke ruft eine große Uhr mit Gehängen und Gewichten allen Beschäftigten die Stunde zu.

Unter den zahllosen Dingen, die am Plafond hängen, bewunderte ich am Abend meiner Ankunft vor allen Eines: einen kleinen Bauer, worin ein kleiner Vogel schlief. Dieser Vogel erschien mir als ein bewunderungswürdiges Sinnbild des Vertrauens. An diesem Orte, in dieser Höhle der Unverdaulichkeit, in dieser entsetzlichen Küche, die bei Tag und Nacht voll Menschen und Lärm ist, schläft der Vogel ruhig. Die mögen ringsherum toben, die Männer fluchen, die Weiber zanken, die Kinder schreien, die Hunde bellen, die Katzen miauen, die Uhr mag schlagen, das Hackmesser klopfen, der Bratenwender knarren, der Brunnen rieseln, die Flaschen und Gläser zittern, die Diligencen wie ein Donner zum Thor hereinrollen: die kleine Federkugel rührt sich nicht.

— Gott ist bewunderungswürdig: sogar den kleinen Vögeln verleiht er die Kraft des Vertrauens.

Bei dieser Gelegenheit erkläre ich, daß man im Ganzen von den Gasthöfen viel zu viel Uebles spricht; ich selbst vor allen habe sie oft zu hart beurtheilt. Ein Gasthof ist, alles zusammen genommen, eine recht gute Sache, die zu finden man oft sehr glücklich ist. Und dann habe ich beobachtet, daß man fast in jedem Gasthof eine bewunderungswürdige Frau findet. Ich meine die Wirthin. Den Wirth überlasse ich den Reisenden von übler Laune: mir lasse man die Wirthin. Der Wirth ist ein verdrießliches Geschöpf; die Wirthin ist meist liebenswürdig. Arme Frau! mitunter alt, mitunter kränklich, meistens dick, geht, kommt, besorgt, ordnet und vollendet sie Alles, treibt die Mägde an, reinigt die Kinder, jagt die Hunde hinaus, lächelt Einem, schilt den Andern, überwacht den Ofen, trägt einen Nachtsack herein, empfängt hier Jemand und nimmt dort von Jemand Abschied, und durchdringt Alles wie die Seele. Fürwahr, sie ist auch die Seele dieses großen Körpers, den man Gasthof nennt; der Wirth ist zu nichts gut, als mit den Fuhrleuten in einer Ecke zu trinken.

Den Wirthinnen ist es im Ganzen zu danken, daß die Gastfreundschaft der Hotels etwas von dem häßlichen Charakter bezahlter Dienste verliert. Die Wirthin hat jene zarten Aufmerksamkeiten der Frauen, welche die

Käuflichkeit des Empfangs vergessen machen. Das ist wohl etwas banal, aber immerhin angenehm.

Die Wirthin oder vielmehr Wirthstochter im Hotel de Metz zu Sainte-Menehould, ist ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, das überall nachsieht, die große Maschine trefflich beaufsichtigt und nebenher noch zuweilen ans Piano tritt. Der Wirth, ihr Vater — sollte der eine Ausnahme sein? — ist ein recht braver Mann. Im Ganzen ein vortrefflicher Gasthof.

Gestern also, wie ich Ihnen im Anfang dieses Briefes schrieb, habe ich Sainte-Menehould verlassen; der Weg von da nach Clermont ist bezaubernd. Ein fortlaufender Obstgarten. An beiden Seiten des Weges ein Chaos von Fruchtbäumen, deren schönem Grün die Sonne ein Fest gibt und ihre gestutzten Schatten auf die Straße zeichnet. Die Dörfer haben etwas von den schweizerischen und deutschen. Häuser aus weißem Stein, halb mit Brettern eingerahmt, mit großen Dächern aus gehöhlten Ziegeln, welche zwei bis drei Fuß über das Gemäuer hinwegreichen; fast Hütten. Man spürt die Nähe der Gebirge. Die Ardennen sind auch wahrlich schon da.

Bevor man in dem großen Flecken Clermont ankommt, durchlauft man ein anmuthiges Thal, worin sich die Grenzen der Marne und Meuse berühren. Der Weg in dieses Thal herab ist zauberhaft; er versenkt sich zwischen zwei Bergseiten, und bald sieht man nichts hin-

ter sich als eine runde Lehne von Gebüsch. Wie der Weg sich wendet, hat man das ganze Thal vor sich liegen. Ein weites Rund von Hügeln, inmitten derselben ein schönes Dorf, fast italienisch, so flach sind die Dächer; rechts und links viele andere Ortschaften auf bewaldeten Hügeln; Kirchthürme die aus dem Nebel aufragen und noch andere Flecken verrathen, die in den Biegungen der Landschaft wie in den Falten eines grünen Sammetkleides verborgen liegen; weite Wiesenflächen worauf große Ochsenherden weiden, und zwischen durch Alles ein frischer Bach, der anmuthig hinschlüpft. Ich brauchte eine Stunde, um das Thal zurückzulegen. Mittlerweile signalisirte ein Telegraf auf der Höhe drei verschiedene Zeichen. Und während das geschah rauschten die Bäume, die Wellen rieselten, die Herden brüllten und blöckten, die Sonne überglänzte den ganzen Himmel und ich verglich den Menschen mit Gott.

Clermont ist ein hübsches Dorf, das mit seiner Kirche an der Spitze über einem Meere von grünen Gebüschen, wie Treport über einem Wogenmeere, liegt.

Mitten in Clermont wendet sich die Straße links und nach einer freundlichen Fahrt durch Ebenen, an fließenden Wassern und in anmuthigen Wendungen gelangt man nach Varennes. Auch Ludwig XVI. machte diesen schönen Weg.

Indem ich diesen Brief nochmals durchlese, werther Freund, bemerke ich, daß ich das Wort „champagnesisch"

einigemal darin in einer Bedeutung gebrauchte, die mir unwillkührlich in den Sinn kam und die, durch unseren sprichwörtlichen Gebrauch einen Beigeschmack von Ironie hat. Täuschen Sie sich aber darum über den eigentlichen Sinn nicht, den ich damit verbinde. Das Sprichwort, uns vielleicht geläufiger als es sich ziemt, spricht von der Champagne wie Frau von Sabliere von La Fontaine, daß er ein Mann von thierischem Genie (de génie bête) gewesen sei, wie sich dies von jedem talentvollen Manne, der aus der Champagne gebürtig, von selbst verstehe. Das aber hindert nicht, daß La Fontaine zwischen Moliere und Regnier immer ein bewunderungswürdiger Dichter und die Champagne zwischen Rhein und Seine ein schönes herrliches Land bleibt. Virgil könnte von ihr, wie von Italien, sagen:

Alma parens frugum,
Alma virûm.

Die Champagne gebar Amyot, diesen zweiten „guten Kerl", der seinen Geist so über den Plutarch wie La Fontaine seinen über den Aesop verbreitete; Thibaut den IV., einen schier königlichen Dichter, der indessen nichts Höheres verlangte, als der Vater des heiligen Ludwig zu sein; Robert von Sorbon, den Gründer der Sorbonne; Charlier von Gerson, den Canzler der Pariser Universität; den Commandanten Villegagnon, der schon im sechszehnten Jahrhundert Algier an Frankreich bringen wollte; Amadis Jamyn, Colbert, Diderot;

zwei Maler, Lantara und Valentin; zwei Bildhauer, Girardon und Bouchardon; zwei Geschichtschreiber, Flodoard und Mabillon; zwei geistreiche Cardinäle, Henri von Lorraine und Paul von Gondi; zwei tugendsame Päpste, Martin IV. und Urban IV. und einen ruhmvollen König, Philipp August.

Die Leute, welche viel von Sprichwörtern halten und welche Sezanne mit sexdecim asini übersetzen, wie andere vor etwa dreißig Jahren Fontanes mit faciunt asinos übertrugen, solche Leute freuen sich darüber, daß die Champagne unter andern auch erzeugt hat: Richelet, den Verfasser des Reimlexicons und Poinsinet, einen der mystificirtesten Menschen jener Zeit, welche Voltaire mystificirte. Wohlan denn, ihr, die ihr das Harmonische liebt; die ihr annehmt, daß Character, Werk und Geist des Menschen den Naturproducten, die seine heimathliche Scholle hervorbringt, gewissermaßen ähnlich sei; die ihr nicht genug erstaunen könnt, daß Bonaparte ein Corse, Mazarin ein Italiener und Heinrich IV. ein Gascogner war, hört mich an: Mirabeau war so gut als Champagneser, Danton war es wirklich. Nun erkläret das!

Du lieber Gott, warum sollte auch Danton kein Champagneser sein, war doch Vaugelas ein Savoyarde.

So gut wie ein geborner Champagneser war auch jener große Fabert, jener Marschall von Frankreich und Sohn eines Buchhändlers, der weder zu hoch noch zu tief steigen wollte; ein edler ernster Geist, der die

Extreme seines eigenen Glückes redlich vermied, und der, vom Schicksal wiederholt geprüft, erst in seinem Ehrgeiz, dann in seiner Bescheidenheit, immer derselbe blieb den Erniedrigungen wie den eitlen Versprechungen gegenüber; der die ersteren nicht aus Stolz, die letzteren nicht aus Demuth, sondern beide aus unerschütterlicher Redlichkeit zurückwies, und es dem Cardinal Mazarin abschlug Spion, dem Könige Ludwig XIV. Ritter des blauen Bandes zu werden. Zu Ludwig dem XIV. sagte er: Ich bin ein Soldat und kein Edelmann; — zu Mazarin: Ich bin ein Arm und kein Auge.

Die Champagne war eine gewaltige, mächtige Provinz. Der Graf der Champagne war zugleich Herr der Vicomtey von Brie, und dieses Brie ist es, offen gesagt, nicht selbst eine kleine Champagne, wie Belgien ein kleines Frankreich ist? Der Graf der Champagne war Pair von Frankreich und trug bei der Krönung des Königs das Lilienbanner. Er selbst regierte sein Land in königlicher Weise durch sieben untergebene Grafen, als Pairs der Champagne, und diese waren die Grafen von Joigny, von Rethel, von Braine, von Roucy, von Brienne, von Grand-Pré und von Bar-sur-Seine.

Es ist kein Städtchen, kein Flecken in der Champagne, der nicht seine eigenthümlichen Denkwürdigkeiten hätte. Die großen Orte verzweigen sich mit unserer Geschichte, die kleineren haben fast alle etwas Interessantes zu erzählen. Reims, das die Cathedrale aller Cathedralen

besitzt, sah die Taufe Clodowigs und Tolbiac's. Troyes wurde durch den heiligen Wolf vor Atila gerettet und sah im Jahre 878, was Paris erst im Jahre 1804 sah, einen Papst in Frankreich einen Kaiser salben, Johann den VIII. Ludwig den Stammelnden krönen. Zu Attigny hielt Pipin seinen mächtigen Hofstaat und machte Gaifre, Herzog von Aquitanien, zittern; in Andelot fand die Zusammenkunft Gontram's, Königs von Burgund und Childeberts, Königs von Austrasien, statt; Hinkmar flüchtete nach Epernay; Abeilard nach Provins; Heloise nach Paraclet; zu Fismes wurde ein Concilium gehalten; Langres sah in früherer Zeit die beiden Gordiens sieghaft, und im Mittelalter zerstörten seine Bürger die sieben furchtbaren Schlösser von Changey, von Saint-Broing, von Neuilly-Coton, von Cobons, von Bourg, von Humes und von Pailly; zu Joinville wurde die Ligue von 1584 gestiftet; Chalons vertheidigte den vierten Heinrich 1591; Saint-Dizier tödtete den Prinzen von Oranien; Doulevant schützte den Grafen von Moret; Bourmont ist die alte feste Stadt der Lingoneser; Sezanne der alte Waffenplatz der Herzoge von Burgund; Ligny-l'Abbaye wurde von dem heiligen Bernard auf Grund und Boden des gebietenden Herren auf Chatillon gestiftet, welchem der Heilige, laut eines authentischen Actenstückes, „so viel Morgen Landes im Himmel als ihm der Grundherr auf der Erde geben würde" versprach. Mouzon ist ein Lehen des Abtes zum heiligen Hubert, welcher

dem Könige von Frankreich alljährlich „sechs Laufhunde zur Jagd und sechs Beutevögel zur Baize" schickte; Chaumont ist die naive Gegend, wo man „der Teufel des heiligen Johann sein möchte, um seine Schulden zu bezahlen"; Chateau-Porcien ist die von dem Connetable von Chatillon an den Herzog von Orleans übergebene Stadt; Bar-sur-Aube ist die Stadt, „die der König weder verkaufen noch verpfänden durfte"; Clairvaux hatte sein Faß wie Heidelberg; Villenauxe hatte eine Statue der gansfüßigen Königin; Arconville besitzt noch den Steinhaufen des Hugenoten, den jeder vorübergehende Bauer durch einen Zuwurf vergrößerte; die Signale von Mont-Aigu correspondirten in einer Ferne von zwanzig Stunden mit denen von Mont-Aimé; Vassy wurde zweimal niedergebrannt, einmal von den Römern im Jahre 211 und von den Kaiserlichen im Jahre 1544, wie Langres von den Hunnen 351 und von den Vandalen 407, und wie Vitry von Ludwig VII. im zwölften und von Carl V. im sechszehnten Jahrhundert; Sainte-Menehould ist jene edle Hauptstadt von Argonne, die, durch einen Verräther an Carl II., Herzog von Lothringen, verkauft, sich doch nicht ergeben hat; Carignan ist das alte Ivoi; zu Pont-le-Roi erbaute Attila einen Altar und zu Romilly erhielt Voltaire ein Grabmal.

Sie sehen, die Ortsgeschichte aller dieser Städte der Champagne ist die Geschichte Frankreichs, wenn gleich in kleinen Lappen aber doch immer noch groß.

Die Champagne trägt noch die Spuren unserer alten Könige. Zu Rheims wurden sie gekrönt. Zu Attigny erhob Carl der Einfältige die Bourbonischen Lande zum Herrensitz. Ludwig der Heilige und Ludwig XIV., der fromme und der große König des Geschlechtes, übten beide ihre ersten Waffenthaten in der Champagne: der eine im Jahre 1228 zu Troyes, dessen Besatzung er aufhob; der andere 1652 zu Sainte-Menehould, wo er durch die Bresche eindrang; übrigens ein merkwürdiges Uebereinstimmen daß der eine wie der andere vierzehn Jahre zählte.

Die Champagne bewahrt auch die Spuren Napoleons. Mit Champagneser Namen schrieb er die letzten Seiten seines reichhaltigen Heldengedichtes: Arcis-sur-Aube, Chalons, Reims, Champaubert, Sezanne, Vertus, Mery, la Ferté, Montmirail. So viel Schlachten, so viel Triumphe. Fismes, Vitry und Doulevant hatten jedes reihum die Ehre sein Hauptquartier zu seyn; Piney-Luxembourg war es zwei-, Troyes sogar dreimal. Nogent-sur-Seine sah in fünf Tagen fünf Siege des Kaisers, der von der Marne aus mit seiner Handvoll Helden manövrirte. Saint-Dizier hatte deren bereits zwei in zwei Tagen gesehen. Zu Brienne, wo ihn ein Benedictiner erzog, hätte er fast durch einen Kosaken sterben sollen.

Die alten Annalen dieses kriegerischen Galliens, das jetzt zur Champagne geworden, sind nicht minder poetisch

als die neuern. Alle Gegenden sind voll der Einnerungen. Meroves und die Franken, Aetius und die Römer, Theodorich und die Westgothen; der mons Julius, das Grabmal von Jovinus; Attila's Feld nahe bei Cheppe; die kriegerischen Züge von Chalons, Gruyeres und Warcq; Voromarus, Caracalla; Eponin und Sabin; der Triumphbogen der beiden Gordier zu Langres, das Marsthor zu Rheims; dieses ganze schattenbedeckte Alterthum lebt und pulst noch und ruft aus seinem Dunkel dem Wanderer ein Sta viator! zu. Selbst die celtischen Alterthümer flüstern in den dunkelsten Theil dieser Geschichten ihr fast unverständliches Gemurmel hinein. Osiris ward zu Troyes verehrt; der Götze Borvo Tomona hat in Bourbonne-les-Bains seinen Namen hinterlassen; und nahe bei Vassy in den unheimlichen Waldungen Der's, wo HauteBorne noch immer wie ein Druidengespenst emporragt, in den räthelhaften Ruinen von Noviomagus Vadicassium besitzt die Champagne ihre Irmensäule.

Von den Römern bis auf uns herab der Zeitfolge nach besetzt von Alanen, Sueven, Vandalen, Burgundern und Deutschen, ließen sich die, meist in offenen Ebenen erbauten Städte der Champagne lieber vom Feinde niederbrennen als sie sich ihm ergaben. Die auf Felsen gelegenen Vesten wählten die Devise: donec moveantur. Es war das Blut der alten Gallia comata, das Blut der Catten, der Lingoneser, der Tricasser, der Catalaunier durch welches der Vandale besiegt, das der Nervier durch

welches Siagrius geschlagen wurde und das heutzutage in den Heldenadern der Champagnebewohner strömt. Jener Soldat Berteche, der bei Demappes mit seiner Faust sieben österreichische Dragoner tödtete, war ein Champagneser. Im Jahre 451 wurden die Hunen auf den Ebnen der Champagne vernichtet; hätt' es Gott gewollt, so würden im Jahre 1814 die Russen von ihnen verschlungen worden sein.

Man spreche also nur mit Achtung von jener Provinz die seit Anfang aller Invasionen die Hälfte ihrer Kinder an Frankreich geopfert hat. Die Bevölkerung des einzigen Departements der Marne bestand im Jahre 1813 aus 311,000 Seelen; im Jahre 1830 besaß dieses nur 309,000 Einwohner. Fünfzehn Jahre des Friedens hatten zum Wiedersatz nicht hingereicht.

Ich komme also auf die Erklärung, die ich Ihnen geben wollte, zurück. Wenn man auf die Champagne das sprichwörtliche bête (thierisch=dumm) anwendet, so verändert dieses Wort seinen Sinn. Es bedeutet alsdann so viel wie: naiv, einfach, ungeglättet, urstämmlich, zur Noth sogar furchtbar. Der Adler und der Löwe sind auch Thiere (bêtes). Und beides war die Champagne im Jahre 1814.

Vierter Brief.

Von Villiers-Cotterets bis an die Grenze.

Givet, 29. Juli.

Diesmal habe ich ein Stück Weges hinter mir. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, heute aus Givet, einer kleinen Stadt, welche die Ehre hatte Ludwig dem XVIII. seinen letzten Befehl und seinen letzten Calembour (Saint-Denis, Givet) in den Mund zu legen, und wo ich um vier Uhr Morgens ankam, zerschlagen von den entsetzlichen Stößen des Karrens, den sie hier Diligence nennen. Angekleidet warf ich mich für zwei Stunden auf ein Bett; es wurde heller Tag und ich schreibe an Sie. Ich öffnete mein Fenster, um mich an einer Aussicht zu erlaben, die da aus einem kalkweißen Mauergiebel, aus einer alten hölzernen Dachtraufe voll Moos und aus einem zerbrochenen Rade besteht, das unten gegen die Wand gelehnt ist. Was mein Zimmer anlangt, so ist dieß eine große Halle mit vier breiten Betten und mit einem ungeheuren Kamin, woran Holzschnitzwerk und als äußerer Schmuck ein ganz kleiner Spiegel, als innerer

ein ganz kleiner Rost zu sehen ist. Auf diesem Roste steht in freundlicher Gesellschaft eines Kehrbesens ein ungeheurer vorsündfluthlicher Stiefelknecht, in unglücklicher Hast von irgend einem wahnsinnigen Schreinergesellen zusammengepfuscht. Die phantastische Hafenbucht dieses Geräthes hat mit den Windungen der Meuse viel Aehnlichkeit, und es ist fast unmöglich den Fuß wieder heraus zu bekommen, wenn man so unvorsichtig gewesen ihn dort zu verwickeln. Man kommt in Gefahr, gleich mir, mit dem Stiefelknecht am Fuße, durch das ganze Haus spazieren hinken und um Hülfe rufen zu müssen. Was meine Aussicht betrifft, so muß ich ihr doch einige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eben vernahm ich die Hühner gackern, ich blickte vom Fenster in den Hof und entdeckte dort eine Art von Garten, nemlich auf einem Bret zwei alte Kochtöpfe, worin ein Paar Malven blühen.

Seit meinem letzten Briefe hat ein kleiner Zwischenfall, der nicht die Mühe des Erzählens lohnt, mich unverhofft von Varennes nach Villiers-Cotterets rückschreiten lassen. Vorgestern nachdem ich meinen Wagen von La Ferté-sous-Jouarre verabschiedet, nahm ich, um die verlorene Zeit einzubringen, die Diligence nach Soissons; sie war ganz unbesetzt, was mir gar nicht mißfiel; ich konnte so recht nach Gefallen meine Blätter von Cassini auf dem Vordersitz ausbreiten.

Der Abend sank nieder als ich mich Soissons näherte.

Die Nacht öffnete bereits ihre dampfende Hand in diesem reizenden Thale, in welches sich der Weg hinter dem Weiler von La Folie versenkt, und reichte mit ihrem Farbenwischer nach dem Thurm der Cathedrale und nach der Doppelspitze von Saint-Jean-des-Vignes. Doch enträthselte man durch den schwerfällig hinschleichenden Nebel auf den Feldern noch die Gruppen von Mauern, Dächern und Gebäuden, welche Soissons bilden, halbmondförmig von der Aisne umschlossen, wie eine Garbe welche eben unter der Sichel fallen soll. Ein Heimchen zirpte auf dem nahen Felde; die Bäume an der Heerstraße plauderten leise und zitternd mit dem letzten Abendwinde ehe sie einschlummerten; ich aber sah mit dem Auge des Geistes tiefen und stillen Frieden über dieser Gegend lagern, die Cäsarn siegen, Clodowig herrschen und Napoleon schwanken sah. Das kommt daher, weil die Menschen, selbst ein Cäsar, ein Clodowig und ein Napoleon, nur flüchtige Schatten sind, weil der Krieg, wie sie, ein Schatten ist und mit ihnen verschwindet, während Gott und die Natur, die aus Gott stammt, und der Frieden, der aus der Natur stammt, Wesen der Ewigkeit sind.

Ich rechnete darauf die Mallepost nach Sedan zu nehmen, die erst um Mitternacht in Soissons eintrifft, hatte daher genug Zeit vor mir und ließ die Diligence abfahren. Die Strecke, die mich noch von Soissons trennte, war nur ein kleiner anmuthiger Spaziergang,

den ich zu Fuße machte. In einiger Entfernung vor der Stadt setzte ich mich an einem kleinen freundlichen Hause nieder, das von der gegenüber liegenden Schmiede sanft beleuchtet wurde. Hier blickte ich andächtig zum Himmel empor, der in wunderbarer Klarheit schimmerte. Die drei einzigen zu dieser Stunde sichtbaren Planeten leuchteten im Süd=Ost auf einem engen Raume und gleichsam in derselben Himmelsecke. Jupiter, — unser schöner Jupiter, Sie wissen wohl, mein Freund? — der seit drei Monden einen sehr verwickelten Knoten beschreibt, bildete mit den beiden Sternen, zwischen denen er eben steht, eine ganz grade geometrische Linie. Weiter ostwärts Mars, roth wie Feuer und Blut, flackerte in unheimlichem Lichte, und ein wenig tiefer schimmerte sanft und mit dem Anschein eines weißen friedlichen Gestirns jenes Planeten=Ungeheuer, jene unermeßliche geheimnißvolle Welt, die wir Uranus nennen. Auf der anderen Seite strahlte im Hintergrunde der Landschaft ein prachtvolles bewegliches Leuchtfeuer, blau, roth und weiß und leuchtete über den düsteren Flächen, welche Noyon von Soissons trennen. In dem Augenblicke als ich mit mir zu Rath ging, was das für ein Leuchtfeuer in offener Gegend sein könne, sah ich es den Rand der Berge verlassen, durch den bläulichen Dunst aufsteigen und im Zenith Raum fassen. Dieses Leuchtfeuer war Aldebaran, die dreifarbige Sonne, der große Stern aus Purpur, Silber und Türkis, der sich maje=

stätisch aus den unbestimmten und bangen Nebeln des Abenddunkels erhob.

O Freund, welches Geheimniß liegt doch in diesen Sternen, die alle Dichter, seit es Dichter gibt, alle Denker, seit es Denker gibt, und alle Träumer, seit es Träumer gibt, der Reihe nach bewundert, erforscht und angebetet haben: Die Einen, wie Zoroaster, in gläubiger Verblendung, die Andern, wie Pythagoras, mit unnennbarem Bangen. Seth gab den Sternen Namen wie Adam den Thieren. Die Chaldäer und Genethiaker, Esdras und Zorobabel, Orpheus, Homer und Hesiod, Kadmus, Pherikides, Xenophon, Hekatäos, Herodot und Thukidides, alle diese Augen der Erde, seit so langer Zeit schon erloschen und geschlossen, hingen von Jahrhundert zu Jahrhundert mit Angst und Begierde an jenen ewig offenen, leuchtenden und lebenden Augen des Himmels. Dieselben Planeten, dieselben Gestirne, die wir heut betrachten, wurden von allen diesen Menschen gesehen. Job spricht von Orion und von den Hyaden; Plato hörte und verstand die tonlose Musik der Sphären; Plinius hielt die Sonne für eine Gottheit und schrieb die Mondesflecken den Ausdünstungen der Erde zu. Die tartarischen Dichter nannten die Pole Senesticol, was so viel als Eisennagel bedeutet. Gewisse Träumer machten sich, vom Schwindel verleitet, über die Constellationen lustig. „Der Löwe" meinte Rocoles „könnte ebensogut ein Affe genannt werden." Pacuvius meint

in seiner Unsicherheit, den Astrologen nicht trauen zu dürfen, mit dem Vorwand, diese wären sonst Jupiter'n gleich:

Nam si qui, quae eventura sunt, praevideant,
Aequiparent Jovi.

Favorinus stellt sich die ängstliche Frage, ob der Grund aller Dinge nicht in den Sternen liege: Si vitae mortisque hominum rerumque humanarum omnium et ratio et causa in coelo et apud stellas foret? Er glaubt daß der Einfluß der Gestirne selbst bei Fliegen und Gewürmen muscis et vermiculis und wie er ausnahmsweise beifügt, bei den Igeln echinis fühlbar sei. Aulus Gallius machte eine Seefahrt von Aegina nach dem Piräus, und setzte sich, von einem milden Meer geschaukelt, auf den Hintertheil des Schiffes, wo er die Sterne betrachtete: Nox fuit et clemens mare, et anni aestas, caelumque liquide serenum; sedebamus ergo in puppi simul universi et lucentia sidera considerabamus. Horaz selbst, dieser praktische Philosoph, dieser Voltaire der augusteischen Zeit, aber fürwahr ein größerer Dichter als der Voltaire Ludwigs XV., Horaz bebte wenn er die Sterne ansah, eine fremdartige Angst erfüllte ihm die Seele, und er schrieb die fast grauenhaften Verse:

Hunc solem, et stellas, et decedentia certis
Tempora momentis, sunt qui formidine nulla
Imbuti spectant!

Was mich betrifft, so fürchte ich die Sterne nicht, ich liebe sie. Und doch konnt' ich nie ohne Herzdrücken den Gedanken denken, daß der eigentliche Normalstand des Himmels die Nacht ist. Das was wir Tag nennen, existirt für uns nur darum, weil wir in der Nähe eines Sternes sind.

Man kann das Unermeßliche nicht immer betrachten; die Unendlichkeit erdrückt. Begeisterung enthält so viel Frömmigkeit als Gebet: aber das Gebet erleichtert und die Begeisterung erschöpft. Von den Sternenbahnen fiel mein Auge auf die Mauer des armen Bauers, die vor mir liegt. Auch da gibt es Anlaß zum Forschen und Denken. In diese Mauer hatte der Erbauer einen Stein, einen alten ehrwürdigen Stein eingefaßt, auf dem mir der Wiederschein der Schmiede die Spuren einer fast ganz verwischten Inschrift zu gewahren gestatte; ich enträthselte nichts als zwei noch erkennbare Buchstaben I. C., das Uebrige war nicht mehr. Was mochte das für eine Inschrift sein? römisch oder romanisch? Ohne Zweifel sprach sie von Rom, aber von welchem? von dem heidnischen oder dem christlichen Rom? von der Stadt der Macht oder des Glaubens? Lange Zeit stand ich vor diesem Steine, den Geist versenkt in haltlose Hypothesen. Ich weiß nicht, ob die Bewunderung der Gestirne mich zu solchem Sinnen geneigt gemacht, aber ich kam soweit, daß die beiden geheimnißvollen Zeichen vor meinen Blicken nach und nach

Leben und Gestalt gewannen, I. C., die als sie zum erstenmale in der Welt erschienen, sie beherrschten, und als sie wiederkamen, sie umschufen: Julius Cäsar und Jesus Christus.

Die Eingebung, die mir in diesem Augenblicke wurde, ist jener nicht unähnlich, welche Dante in seiner Hölle aussprach, indem er von dem Eiterschlunde Satans den größten Verräther und den größten Märtyrer zugleich verschlingen läßt, Judas und Brutus.

In Soissons sind sich drei Städte gefolgt: Noviodunum der Gallier, Augusta Suessonium der Römer und das alte Soissons Clodowig's, Carl des Einfältigen und des Herzogs von Mayenne. Von dem Noviodunum, welches vor Cäsars Schnelligkeit erbangte, ist nichts mehr vorhanden. Suessones, sagen die Commentarien, celeritate Romanorum permoti, legatos ad Caesarem de deditione mittunt. Von Suessonium haben sich nur noch einige formlose Ruinen erhalten, darunter der alte Tempel, woraus das Mittelalter eine Capelle des heil. Petrus gemacht hat. Das alte Soissons ist reicher. Es besitzt Saint-Jean-des-Vignes, sein altes Schloß und seine Cathedrale, wo Pipin 752 gekrönt worden. Ich konnte nicht mit Gewißheit entnehmen, was von den Befestigungen des Herzogs von Mayenne noch vorhanden, und ob es diese Befestigungen sind, von denen der Kaiser, als er in der Mauer ein gewisses fossiles Muschelwerk oder einen Belemnit erblickte, im Jahre 1814

sagte: „daß die Mauern von Soissons aus demselben Gestein wie jene von St. Jean d'Acre gebaut seien.“ Eine gewiß sehr sonderbare Bemerkung, wenn man bedenkt, wie, von welchem Manne und in welchem Augenblick sie gemacht wurde.

Die Nacht war zu dunkel, da ich in Soissons anlangte, als daß ich noch Noviodunum oder Suessonium hätte suchen können. Ich begnügte mich zu soupiren, der Mallepost harrend, und um die riesige Silhouette von St. Jean-des-Vignes umherzuschweifen, die kühn in die Luft hineingestellt ist wie eine Theaterdecoration. Während ich so auf und ab schlenderte, sah ich die Sterne durch die Risse des alten Baues kommen und verschwinden, als wäre dieser erfüllt mit Menschen, die erschreckt mit Lichtern hinab und hinauf und hierhin und dorthin laufen.

Als ich in den Gasthof zurückkehrte, schlug es Mitternacht. Die ganze Stadt war schwarz wie ein Ofen. Plötzlich ließ sich am Ende einer geraden Straße, die bisher ganz still gewesen und einer nächtlichen Störung ganz unfähig schien, ein donnerähnliches Gepolter vernehmen. Es war die ankommende Mallepost; sie hielt wenige Schritte vor dem Gasthof. Ein Platz war darin noch frei; alles ging aufs beste. Diese neuen Malleposten sind fürwahr so elegante als bequeme Wagen, man sitzt darin wie daheim im Lehnstuhle, Raum für die Beine, rechts und links Ohrkissen, wenn man die Augen

schließen will und ein großes verglastes Fenster vor sich, wenn man sie öffnet. In dem Augenblick als ich mich eben ganz gemächlich darin einrichten wollte, erscholl aus einer nahen kleinen dichtfinstern Gasse ein so befremdendes Lärmgemisch aus Geschrei, Rädergeknarr und Pferdegeschnaube, daß ich die fünf Minuten, die der Courier noch gewährte, schnell benutzte, dahin zu eilen. Hören Sie, was ich in der kleinen Gasse sah. Am Fuß einer dicken Mauer, die das verhaßte, eisige Aussehn eines Gefängnisses hatte, stand eine niedere gewölbte und mit vielen Schlössern versehene Thüre offen. Zwei Schritte davon hielt, umgeben von zwei Gendarmen zu Pferde, eine Art von Leichenwagen, halb im Dunkel versteckt. Zwischen diesem Karren und dem Pförtchen rang eine Gruppe von vier bis fünf Männern, die ein Frauenzimmer nach der Kutsche schleppen wollten, das ein fürchterliches Geschrei ausstieß. Eine Blendlaterne, die ein Mann trug und in deren Schatten er selbst verschwand, beleuchtete die Scene in trauriger Weise. Das Frauenzimmer, ein starkes Landweib von einigen dreißig Jahren, widerstand den fünf Männern auf das heftigste, heulte, schlug, kratzte, biß, und von Zeit zu Zeit fiel ein Lichtstral der Laterne auf ihr wildes Haupt mit zerzaustem Haar, so daß sie aussah wie ein Abbild der Verzweiflung. Als ich näher trat, erneuerten die Männer den Angriff und trugen sie in einem Satz bis an den Wagen. Dieser Wagen, den die Laterne jetzt grell be-

leuchtete, hatte zu beiden Seiten keine anderen Oeffnungen als runde vergitterte Löcher, und eine Thüre im Hintertheile, die durch große Riegel von außen verschlossen war. Der Mann mit der Laterne schob die Riegel zurück, die Thüre ging auf und das Innere des Karrens wurde sichtbar. Es war eine Art von Kasten, ohne Licht und fast ohne Luft, und durch einen dichten Verschlag der Länge nach in zwei oblonge Hälften getheilt. Die einzige Thüre war so angebracht, daß wenn sie einmal von außen gesperrt und verriegelt wurde, sie sich zugleich von oben bis unten an die Zwischenwand anschmiegte und beide Abtheilungen zugleich abschloß. Auch war jede Communication zwischen den beiden Hälften dadurch abgeschnitten; statt der Sitze sah man zwei durchlöcherte Breter. Die linke Abtheilung war noch leer, die rechte bereits besetzt. In der Ecke befand sich, zusammengekauert wie ein wildes Thier und aus Mangel an Raum quer über das Bret hingedrückt, ein Mensch (wenn man das noch Mensch nennen darf) eine Art von Gespenst mit eckigem Gesicht, eingedrücktem Schädel, breiten Schläfen, grauschillernden Haaren, kurzen Gliedern, struppig und stämmig, bekleidet mit alten zerrissenen leinenen Beinkleidern und mit einem Lumpen, der ein Kittel gewesen war. Der Elende war an den Beinen mit doppelten Knoten festgebunden, die fast bis an die Kniekehlen reichten. Der rechte Fuß steckte in einem Holzschuh, der linke war unbekleidet, von blutigen Lappen

umhüllt und zeigte abscheuliche wunde und kranke Zehen. Dieses scheusliche Wesen aß ruhig an einem Stücke Schwarzbrod, und schien dem, was um ihn vorging, keine Aufmerksamkeit zu schenken. Er sah nicht einmal auf, die unglückliche Gefährtin, die man ihm zuführte, in Augenschein zu nehmen. Diese indessen, den Kopf zurückgebeugt und noch immer den Büttelknechten heftig widerstrebend, die sie in den leeren Behälter zu bringen bemüht waren, schrie unausgesetzt: Ich will nicht! Niemals! Niemals! Tödtet mich lieber! — den andern hatte sie noch nicht gesehen. Jetzt bei einer ihrer convulsivischen Bewegungen fiel ihr Blick in den Wagen und gewahrte im Schatten den Abscheulichen. Ihr Geschrei hörte auf, ihre Kniee knickten, zitternd an allen Gliedern wandte sie sich hinweg, und kaum hatte sie noch die Kraft mit erstickter aber angsterpreßter Stimme, die ich nie im Leben vergessen werde, auszurufen: O! dieser Mensch!

In diesem Augenblick sah sie der Mensch mit dem wilddummen Blicke eines Tigers und Bauers, das letztere war er, an. Nun konnt' ich nicht länger mich halten. Klar war's, sie war eine Diebin oder vielleicht noch schlechter, welche die Gendarmerie von einem Orte zum andern fortschaffen mußte auf einem jener häßlichen Fuhrwerke, das die pariser Straßenjungen metaphorisch „Salatkörbe“ nennen; aber es war immer doch ein Weib. Ich glaubte dazwischentreten und die Büttel zur Erklärung auffordern zu müssen. Sie wendeten sich nicht einmal nach mir um, nur

ein würdiger Gendarme, der wahrscheinlich auch Don Quixotte's Papiere verlangt hatte, nutzte die Gelegenheit, um sich nach meinem Passe zu erkundigen. Ich hatte diesen eben dem Courier der Mallepost gegeben. Während ich das den Gendarmen auseindersetzte, nahmen die Knechte einen neuen Anlauf, preßten das Weib halbtodt in den Kasten, schloßen die Thüre ab und zogen die Riegel vor, und wie ich mich zu ihnen wenden wollte, gab es in der Straße nichts mehr als einen Wiederhall rollender Räder und gallopirender Rosse, der sich geräuschvoll in der Finsterniß verlor.

Einen Augenblick später rollte ich selbst auf der Reimser Straße in einem trefflichen Wagen,, vón vier trefflichen Pferden hingezogen. Ich dachte an das unglückliche Weib und mit Herzleid verglich ich meine Reise mit der ihrigen

Mitten in diesen Gedanken schlief ich ein. Als ich wieder erwachte, fing die Morgendämmerung an, Bäume, Büsche und Hügel den Weg entlang zu beleben, alle jene friedlichen Dinge, welche durch unsere Diligencen und Malleposten so grausam im Schlummer gestört werden. Wir befanden uns in einem anmuthigen Thale, wahrscheinlich das von Braine-sur-Vesle. Ein leichtes duftiges Lüftchen wehte um die noch dunklen Anhöhen. Gegen Osten im nördlichen Flügel des Frühdämmerscheins mitten in einem blaudurchsichtigen, reizendruhigen Gemenge von Perlen, Saphiren und Schatten, glänzte

die Venus, und ihr liebliches Licht verbreitete über Flur und Gehölz eine unbeschreibliche Anmuth, Helle und Melancholie, sie war wie ein Himmelsauge, das liebevoll über der schlafenden Landschaft wacht.

Die Mallepost durchfliegt Reims im Gallop, ohne alle Rücksicht für die Cathedrale. Kaum daß man über den Giebeln einer Häuserreihe ihre Dachspitzen, den Wappenschild Carl des VIII. und die schöne Thurmspitze der Gerichteten erblickt.

Von Reims nach Réthel — nichts. Die Champagne-Pouilleuse, welcher der Juli ihr goldgelbes Haar abgeschnitten; große nacktgelbe Flächen; dann wellenförmige Strecken, auf deren Wölbungen einiges erbämliche Gesträuchwerk wie ein vegetabilischer Schaum zittert; im Hintergrunde hie und da eine Mühle, die langsam ihre Flügel dreht, gleichsam ermüdet durch die Mittagssonne; und am Wege hier ein Töpfer, der an der Schwelle seiner Hütte auf ein Paar Brettern ein Dutzend grober Blumentöpfe trocknen läßt.

Rethel dehnt sich gefällig von einer Anhöhe bis an die Aisne herab, deren Arme die Stadt in zwei oder drei Theile zerschneiden. Uebrigens sieht man nichts was den früheren fürstlichen Wohnsitz einer der sieben Grafen und Pairs der Champagne andeutete. Die Straßen sind wohl eher die eines Dorfes als einer Stadt, die Kirche ist unansehnlich.

Von Rethel nach Mezieres steigt die Straße stufen-

weise jene Absätze empor, welche endlich die Hochebene von Argonne mit der von Rocroy verbinden. Die großen Schieferdachungen, die kalkweißen Facaden der Häuser, die Breterverkleidungen derselben gegen Wetter und Regen nach der Nordseite hin, geben den Ortschaften ein eigenthümliches Aussehen. Von Zeit zu Zeit erheben sich die ersten Spitzen der Faucillen in Südost und reihen sich an den Horizont. Im Ganzen sehr wenig und fast gar keine Waldung. Kaum daß man in der Ferne einzelne bewaldete Hügel erblickt. Die Bastardtochter der Civilisation, die Entwaldung, hat das alte Lager des Ebers der Ardennen auf traurige Weise verwüstet.

Zu Mezieres angekommen spähte ich vergebl ch nach irgend alten Thürmen oder Ruinen der sächsischen Hellebardsburg; ich fand nichts als die kalten harten Zickzackmauern einer Vauban'schen Citadelle. Zum Ersatz entdeckte ich in den Gräben an verschiedenen Stellen die wenngleich zerstörten doch noch ganz interessanten Reste der Vestungsmauern, welche von Carl V. bestürmt und von Bayard vertheidigt worden. Die Kirche von Mezieres war durch ihre Glasmalereien berühmt. Diese zu besehen nutzte ich die halbe Stunde welche die Mallepost zum Frühstück gestattet. Die Glasmalereien mußten auch schön gewesen sein; einige Fragmente davon haben sich noch in dem großen Mittelfenster erhalten, wo sie zwischen großen weißen Glasscheiben ersticken. Merk-

würdig aber ist die Kirche selbst, aus trefflichem Material, mit hellbeleuchteten Seitennischen und einer köstlichen Vorhalle am mittäglichen Eingang. Ueber zwei Chorpfeilern sind zwei Basreliefs aus der Zeit Carl's VIII. eingemauert, leider aber mit Kalk beklert und verstümmelt. Die ganze Kirche ist mit gelbem Mörtel überzogen, Rippen und Schlußsteine des Gewölbes prangen in verschiedenen Farben. Das ist so dumm als häßlich. Im nördlichen Theile gewahrte ich eine Mauerinschrift, die daran erinnert, daß Mezieres im Jahre 1815 von den Preußen wüthend angegriffen und beschossen wurde. Unter der Inschrift liest man folgende zwei Zeilen Latein: Lector, leva oculos ad fornicem et vide quasi quoddam divinae manus indicium. Ich erhob die Blicke ad fornicem und gewahrte in dem Gewölbe über mir einen breiten Riß. In diesem Risse sah ich eine große Bombenkugel, die mit ihren deutlich sichtbaren Ohren an den Vorsprüngen des Gesteines hängen geblieben war. Es ist eine preußische Bombe, die nachdem sie das Dach und die massiven Gebälke durchschlagen, in dem Augenblick wo sie niederstürzen sollte, wie durch ein Wunder aufgehalten wurde. Seit fünfundzwanzig Jahren hängt sie da, wo sie Gott hingehängt; rings um sie sieht man zertrümmerte Balken, Bruchsteine, Mauerabfälle, kurz das ganze Eingeweide der Wölbung. Diese Bombe und diese offene Wunde in der Höhe machen auf Jeden der darunter hinwegschreitet, einen sonderbaren Eindruck. Dieser

wird um so mehr erhöht, wenn man bedenkt, daß eben wieder Mezieres es war, auf welches im Jahre 1521 die ersten in einem Kriege gebrauchten Bomben geschleudert wurden. Auf der andern Seite der Kirche thut eine andere Inschrift dar, daß die Hochzeit zwischen Carl IX. und Elisabeth von Oestreich glücklich gefeiert wurde „feliciter celebrata fuere“ in der Kirche von Mezieres am 17. November 1570 — zwei Jahre vor der Bartholomäus-Nacht.

Das große Portal ist aus derselben Epoche und daher in einem alten und guten Geschmack. Leider ist es nur eine jener langwierigen Facaden des sechszehnten Jahrhunderts, die ihren Wachsthum erst im siebenzehnten beendigen konnten. Der Glockenthurm entstand erst 1626. Es ist unmöglich, etwas mehr Linkisches und Schwerfälliges zu sehen, mit Ausnahme der Thürme, die man jetzt in Paris auf verschiedene neue Kirchen setzt.

Uebrigens hat Mezieres große Bäume auf seinen Wällen, reine aber traurige Straßen, welche aufzuheitern selbst die Sonn- und Festtage Mühe kosten muß, und in der Stadt erinnert nichts an Hellebard und Garinus, die sie gegründet, nichts an den Grafen Balthasar, der sie geplündert, nichts an den Grafen Hugo, der sie erhoben, und nichts an die Erzbischöfe Fulco und Adalberon, welche sie belagert haben. Der Gott Macer, von dem die Stadt ihren Namen hat, wurde zu einem heiligen Masert in den Capellen der Kirche.

Kein Denkmal, kein Architecturwerk zu Sedan, wo

ich gegen Mittag ankam. Freundliche Weiber, hübsche Carabiniers, Bäume und Angerplätze die Meuse entlang, Kanonen, Zugbrücken und Bastionen, — da haben Sie Sedan. Es ist einer jener Orte, an denen sich wunderbar das ernste Wesen der Vestungsstädte mit dem heitern der Garnisonsstädte vereinigt. Ich dachte hier Spuren von Turenne zu finden; es gibt keine mehr. Das Gebäude, worin er geboren worden, ist niedergerissen und an seiner Statt findet man einen schwarzen Stein mit folgender Inschrift in Goldbuchstaben:

ICI NAQUIT TURENNE
LE 11 SEPT. 1611

Die Jahreszahl, die auf diesem düstern Steine schimmerte, fiel mir auf. Ich durchmusterte alles woran sie mich erinnerte. Im Jahre 1611 zog sich Sully zurück. Heinrich IV ward im Jahre vorher ermordert. Ludwig XIII. der wie sein Vater an einem 14. Mai sterben sollte, zählte zehn Jahre. Anna von Oestreich, seine Gemahlin, stand in demselben Alter und war nur um fünf Tage jünger. Richelieu war in seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Guthmüthige Bürger von Rouen nannten damals Jenen „den kleinen Peter“, den die Welt später „den großen Corneille“ nannte; er war eben fünf Jahre alt. Shakspeare und Cervantes lebten noch. Brantome und Pierre-Matthieu lebten ebenfalls. Elisabeth von England war seit acht Jahren todt, und seit sieben Jahren Clement VIII., der friedfertige und

gut französische Papst. Im Jahre 1611 starben Papirien Masson und Jean Busée; Kaiser Rudolph nahm ab; in Schweden folgte Gustav Adolph, Carl dem IX., dem königlichen Visionär; Philipp III. trieb gegen den Rath des Herzogs von Ossuna die Mauren aus Spanien und der holländische Astronom Johann Fabricius entdeckte die Sonnenflecken. Das alles geschah in der Welt während Turenne geboren wurde.

Uebrigens war Sedan nichtsweniger als eine fromme Bewahrerin dieses hohen Andenkens; das Geburtshaus Turenne's wurde, wie gesagt, niedergerissen und sein Pallast der Erde gleich gemacht. Ich hatte nicht den Muth gegen Bazeille hinzusehen, ob nicht vielleicht ein grundbesitzender Bauer auch die Allee, die jener gepflanzt, ausgerottet habe. Statt allem diesem bietet der Stadtplatz von Sedan dem Besucher eine höchst mittelmäßige Broncestatue Turenne's, die mich über die Verluste nicht getröstet hat. Diese Bildsäule ist nur Ruhm. Das Zimmer, worin er geboren, das Schloß, worin er gelebt, die Bäume, die er gepflanzt, wären Erinnerungen.

Eben so wenig Erinnerungen, und dies aus begreiflichen Gründen, finden sich an Wilhelm von der Mark, den furchtbaren Vorläufer Turenne's in den Annalen von Sedan. Sonderbares Ereigniß, dessen ich im Vorbeigehen gedenken muß: in einer gewissen Zeit und nur durch den natürlichen Fortschritt der Dinge und Ideen

umgestaltet sich die Stadt des Ebers der Ardennen so ganz, daß sie einen Turenne hervorbringt.

Nachdem ich in einem Hause, welches man den Gasthof zum goldenen Kreuz nennt, vortrefflich gefrühstückt, hielt mich nun nichts mehr in Sedan zurück, und ich entschloß mich nach Mezieres zurückzukehren, um dort einen Wagen nach Givet zu nehmen. Es sind fünf Stunden, aber fünf malerische Stunden. Ich legte sie zu Fuße zurück, begleitet von einem sonnenverbrannten, barfüßigen Jungen, der lustig meinen Nachtsack trug. Der Weg folgt auf einer Anhöhe fast immer den Wendungen der Meuse. Eine Stunde vor Sesan sieht man Donchery mit seiner alten Holzbrücke und seinen schönen Bäumen, dann lachende Dörfer mit netten kleinen Schlössern, wie Büchschen in dichtem Grün versteckt, große Wiesen, worauf Herden im Sonnenschein weiden und die Meuse, die man aus dem Auge verliert um sie gleich wieder zu finden. Es war das herrlichste Wetter. Auf halbem Wege empfand ich große Hitze und Durst, ich suchte allenthalben nach einem Hause um zu trinken. Endlich entdeckte ich eines. Ich eile hin, in der Hoffnung eine Kneipe zu finden und lese über der Thüre: Bernier-Hannas handelt mit Hafer und Wurst. Auf der Bank neben der Hausthüre saß ein Mensch mit einem Kropfe; deren gibt es in dieser Gegend viele, dennoch trat ich beherzt zu dem Wurst- und Haferhändler und trank mit

großem Behagen ein Gläschen Geist, den dieser Kropfige verfertigt hatte.

Um sechs Uhr des Abends kam ich zu Mezieres an; um sieben fuhr ich nach Givet, sehr verdrießlich in ein niederes, enges und finsteres Coupé eingepfercht zwischen einen dicken Herrn und eine dicke Dame, Mann und Frau, die sich über mich hinüber unterhielten. Die Frau nannte ihren Mann immer mon pauvre chiat: ob sie ihn damit zum Hund oder zur Katze oder zu einer Mittelrace aus beiden machen wollte, blieb mir räthselhaft. Auf der Durchfahrt durch Charleville, das nur einen Kanonenschuß weit von Mézieres entfernt liegt, sah ich die Place centrale, die in einem großartigen Style von Carl Gonzaga im Jahr 1605 ausgeführt wurde und eine echte Schwester der Place Royale in Paris ist; dieselben Häuser mit Arcaden, mit Facaden aus Backstein und mit großen Dächern. Als die Nacht hereinbrach, wußte ich nichts besseres zu thun als zu schlafen: aber es war ein fieberischer Schlaf zwischen dem Geschnarche des Dicken und dem Gestöhne der Dicken. Von Zeit zu Zeit erwachte ich, wenn die Pferde gewechselt wurden und mich das grelle Licht hereinleuchtender Laternen blendete, oder durch Gespräche folgender Art: „Komm doch, heh! gehst du her, heh! Was wird's denn mit dieser Schindmähre? die will ich nicht! Das ist der Schenkelzappler. Wo ist Herr Simon? — Herr Simon bah! der arbeitet. — Der arbeitet auch immer, ärger

als ein Wahnsinniger!“ Ein andermal hielt der Wagen, es wurde umgespannt. Ich schlug die Augen auf, draußen ging ein heftiger Wind, die Nacht war düster, eine große Mühle drehte ihre Flügel gespenstisch über uns und schien aus ihren zwei erleuchteten Dachlücken wie aus zwei glühenden Augen auf uns niederzusehen. Ein drittes Mal umgaben Soldaten den Wagen, ein Gendarme verlangte die Pässe, man hörte das Kettengerassel einer Zugbrücke, eine Laterne beleuchtete einen Kugelhaufen an einer großen düstern Mauer, die Mündung einer Kanone berührte fast die Räder, wir waren in Rocroy. Dieser Name ermunterte mich rasch. Wiewohl man dies nicht „Rocroy sehen“ nennen konnte, so war es mir doch ein großes Behagen, zu denken, daß ich an einem und demselben Tage und in so naher Entfernung zwei Orte, solchen Heldenruhmes voll, wie Rocroy und Sedan, durchwanderte. Turenne ist zu Sedan geboren und man könnte sagen, daß Condé in Rocroy geboren wurde.

Inzwischen schwatzten die zwei dicken Wesen zu meinen Seiten fort und erzählten sich, wie in den Expositionen schlechter Theaterstücke, Dinge, die sie beide längst wußten: — „Daß sie nun seit dem Jahre 1818 nicht durch Rocroy gekommen seien; zwei und zwanzig Jahre! — Daß Herr Crouchard, der Secretair der Unterpräfectur ihr intimer Freund sei; daß er, weil es nun Mitternacht sei, wohl schlafen werde, der gute Herr Crouchard.“ &c.

Die Dame gefiel sich überdies in Entwickelung ganz bizarrer Ausdrücke und Bilder; der riesige Herr seinerseits machte schauerliche Calembours, oder brachte travestirte Sprichwörter vor, und belachte seine Witze auf das gemüthlichste.

Der Wagen war wieder im Gang, meine Nachbarn plauderten unaufhörlich. Ich gab mir alle Mühe, ihr Gespräch nicht zu hören, horchte auf die Schellen der Pferde, auf das Rädergeroll das Steinpflaster entlang, auf das Knarren der Achse, das Knirschen der Schrauben und auf das sonore Zittern der Glasfenster, als mir plötzlich ein reizendes Glockengeläute zu Hilfe kam, ein Klang so fein und mild, so cristallrein, phantastisch und sphärenhaft, der so unverhofft in der schwarzen Nacht zu tönen anfing, uns die Nähe Belgiens, des Vaterlandes der blankstrahlenden Glocken, verkündigte und seinen ironisch feinen, spöttischen und geistreichen Ton ringsum so ausbreitete, als wollte er meinen beiden schwerfälligen Nachbarn ihr albernes Gespräch vorwerfen.

Das Geläute, das mich wach hielt, schläferte sie ein. Ich vermuthete, daß wir in der Nähe von Fumay seien, aber die Nacht war zu finster um etwas zu unterscheiden. Ich mußte also, ohne etwas zu sehen, an den großartigen Ruinen des Schlosses von Hierches vorüberziehn und an den beiden schönen Spitzfelsen, die man „die Frauen der Meuse“ nennt. Von Zeit zu Zeit erblickte ich in der Tiefe eines mit Nebel erfüllten Abgrundes,

wie durch einen freien Ring im Rauche, etwas Weißglänzendes, — die Meuse.

Endlich als der erste Tagesschimmer anbrach, rollte eine Zugbrücke nieder, ein Thor öffnete sich und die Diligence jagte in scharfem Trabe ein Defile entlang, das auf der linken Seite von einer dunklen hochaufstrebenden Felswand gebildet wurde und auf der rechten von einem langen, niederen, endlosen, fremdartigen, dem Anscheine nach unbewohnten Gebäude mit einer Menge von Thoren und Fenstern, die mir alle offen, ohne Rahmen und Kreuze, ohne Flügel und Gläser schienen und durch welche ich das jenseits eben auftauchende Morgenroth am Himmel sehen konnte, mitten durch dieses düstre gespenstige Schattenhaus. Am Ende desselben war ein einziges Fenster geschlossen und spärlich beleuchtet. Dann rollte der Wagen an einem starken Thurme von sehr schönem Ansehen vorbei, vorlor sich in eine gerade Straße, bog plötzlich in einen Hof hinein, die Mädchen des Gasthofes eilten mit Lichtern, die Stallknechte mit Laternen herbei, und ich befand mich in Givet.

Fünfter Brief.

Givet.

Aus einem Wirthshause an der Landstraße,
1. August.

Es ist eine freundliche Stadt, dies Givet, reinlich, heiter, gastlich, an beiden Ufern der Meuse gelegen, die es in Groß- und Klein-Givet theilt, am Fuße einer hohen und schönen Felsenmauer, deren Krone nur durch die geometrischen Linien des Forts von Charlemont einigermaßen verunstaltet wird. Der Gasthof zum goldenen Berge genann't, ist sehr gut, wiewohl er der einzige ist, und daher die Reisenden wie immer logiren und ihnen was immer zu essen geben könnte.

Der Glockenthurm von Klein-Givet ist eine einfache mit Schiefer gedeckte Spitze; der von Groß-Givet ist hinwieder von viel verwickelterer und gelehrterer Bauart. Hören Sie, wie ihn der Baumeister entworfen und ausgeführt hat. Der wackere Mann nahm zuerst eine vierbrüchige Priester- oder Advocatenmütze. Auf diese viereckige Mütze stellte er eine umgedrehte Salatschüssel; auf den äußeren Boden der Salatschüssel, der nun zur

Platform geworden, baute er einen Zuckerhut; auf den Zuckerhut eine Flasche; auf die Flasche eine Sonne, die vermittelst eines verticalen unteren Strahles in den Flaschenhals eingestielt ist; und über die Sonne endlich spießte er an einen verticalen oberen Strahl einen Hahn. Angenommen, daß er je einen Tag zur Erfindung dieser sechs Ideen brauchte, so mochte er am siebenten wohlverdient ausruhen.

Dieser Künstler konnte nur ein Flamänder sein.

Seit etwa zweihundert Jahren bilden sich die flamändischen Architekten fest ein, daß es nichts Schöneres gebe als Küchen-Geschirr und Geräthschaften in gigantischen und titanischen Proportionen ausgeführt. Hieß man sie nun Glockenthürme bauen, so ergriffen sie hastig die Gelegenheit und behauptschmückten ihre Städte mit einer Reihe kolossaler Wasserkrüge

Nichtsdestoweniger ist die Ansicht von Givet doch recht schön, besonders wenn man sich, wie ich, des Abends auf die Brücke stellt und gegen Mittag hinsieht. Von allen Dächern erhoben sich Rauchsäulen, unbeschreiblich sanft zitterten zu meiner Linken die großen Erlen, über deren Wipfeln im Abendlicht ein großer Thurm aus dem eilften Jahrhundert emporsprang, welcher Klein-Givet von der Anhöhe herab beherrscht. Zu meiner Rechten spiegelte ein anderer alter Thurm mit kegelförmigem Dache, halb aus Stein und halb aus Ziegeln, sich ganz in dem hellen, metallreinen Spiegel der Meuse, welche

durch die ernste Landschaft hinzieht. Weiterhin am Fuße des furchtbaren Felsen von Charlemont unterschied ich in einer langen weißen Linie das endlose Gebäude von gestern Abend, welches nichts anderes als eine unbewohnte Caserne ist. Hinter Stadt und Thürmen stieg eine Felswand spitzbergig empor, welche sich unabsehbar bis an die Berge am Rande des Horizonts hindehnte und den Blick in einem Halbkreise eingeschlossen hielt. Ganz im Hintergrunde in einem fast hellgrünen Aether näherte sich der halbe Mond allmählich der Erde so schlank und rein und glänzend, daß man glauben konnte, Gott der Herr lasse die Welt die Hälfte seines goldenen Gnadenringes schauen.

Im Laufe des Tages wollt' ich den ehrwürdigen Thurm, der ehedem Klein-Givet im Respect erhielt, besehen. Der Pfad dahin ist sehr steil und beschäftigt die Hände sowohl als die Füße; man muß wie auf einer Leiter an dem Gestein emporklettern, das aus sehr schönem und hartem Granit besteht. Nicht ohne Mühe am Fuße des Thurmes angelangt, der in Ruinen zerfällt und dessen Oeffnungen ausgebrochen sind, stieß ich auf eine kleine Thüre mit einem großen Vorhängeschloß. Ich rief, ich pochte, Niemand antwortete; ich mußte gehen wie ich gekommen war. Indessen war mein Emporsteigen doch nicht ganz fruchtlos. Um den alten Bau herumsteigend, dessen Aussenseite fast ganz abgeschält ist, bemerkte ich unter dem Schuttwerke, das als Staub und

täglich mehr in den Hohlweg hinabrollt, einen noch so großen Stein, daß ich auf ihm die Spuren einer Inschrift unterscheiden konnte. Ich betrachtete ihn aufmerksam: von der Inschrift war nichts mehr übrig als einige Buchstaben die sich noch entziffern ließen. Sie standen in folgender Ordnung:

LOQVE . . . . SA. L. OMBRE
PARAS . . . . MODI. SL.
ACAV. P. . . . SOTROS.

Diese tief in den Stein gegrabenen Buchstaben schienen mit einem Nagel hineingezeichnet, welcher ein wenig tiefer noch die unverletzt gebliebene Unterschrift IOSE GVTIEREZ, 1643 beigefügt hatte. Seit jeher hatte ich einen besondern Geschmack für Inschriften, und gestehe, daß diese mich sehr beschäftigt hat. Was mochte sie heißen? in welcher Sprache? Auf den ersten Anblick und wenn man der Rechtschreibung einige Concessionen gab, konnte man sie für französisch halten und etwa folgende Absurditäten herauslesen: Loque sale. — Ombre parasol. — Modis (maudis) la cave. — Sot. Rosse. Aber man konnte diese Worte nur bilden, wenn man die ausgelassenen Buchstaben fast gar nicht in Anschlag brachte, und dann schien mir die ernste castilianische Unterschrift: Jose Gutierez eine Protestation gegen solche Albernheiten zu sein. Indem ich diese nun mit den Worten para und otros, die spanisch sind, zusammenstellte, schloß ich, daß

die Inschrift eine castilianische sein müsse; ich dachte darüber nach und ergänzte sie wie folgt:

LO QVE EMPESA EL HOMBRE
PARA SIMISMO DIOS LE
ACAVA PARA LOS OTROS.

(Was der Mensch für sich anfängt, endigt Gott für andere.) Mir erscheint dies als ein sehr schöner, katholischer, ernster und castilianischer Spruch. Wer aber war dieser Gutierez? Der Stein war unläugbar aus dem Innern des Thurmes. 1643 ist die Jahrszahl der Schlacht von Rocroy. War Jose Gutierez einer der darin Besiegten? Ward er gefangen und hier eingeschlossen? hatte man ihm die Muße gelassen im Kerker diesen traurigen Inhalt seines und so vieler Menschenleben aufzuzeichnen? — Diese Annahmen erhalten um so mehr Grund, als wirklich die ganze Langeweile und Geduld eines Gefangenen dazu erfordert wird, um einen so langen Satz mit einem Nagel in den harten Granit hinein zu ritzen.

Wer hatte diese Inschrift verstümmelt? War es einfach die Zeit und der Zufall? War es ein schlechter Spaßmacher? — Ich denke das letztere.

Irgend ein Troßbube, der aus einem schlechten Friseur ein schlechter Soldat geworden, war wegen eines Disciplinarvergehens in den Thurm eingesperrt worden, und glaubte Geist zu zeigen, wenn er die ernste Klage des Spaniers ins Lächerliche verzog. Aus einem Gesicht

machte er eine Fratze. Heut zu Tage rollen der Troßbube und der Edelmann, der Seufzer und der Spaß, die Tragödie und die Parodie miteinander unter dem Fuße jedes Vorübergehenden in dasselbe Gesträuch, in denselben Abgrund, in dasselbe Vergessen hinab.

Des andern Tags, um fünf Uhr Morgens, diesmal sehr gut placirt und ganz allein im Innern der Diligence Van Gend, verließ ich Frankreich auf der Straße nach Namur und bestieg die erste Gruppe des einzigen belgischen Hochgebirges; denn die Meuse, die den entgegengesetzten Weg zur Abdachung der Ardennen beschreibt, hat sich auch hier ein tiefes Bett gewühlt, in der ungeheuren Fläche, welche man Flandern nennt: eine Fläche, worauf der Mensch Festungen vervielfältigte, weil die Natur ihm Berge versagt hat.

Nach einer Bergauffahrt, welche die Pferde schwitzen gemacht und den Kutscher erschöpft hatte, hielten sie mit einem rührenden Zuge der Uebereinstimmung vor der Kneipe eines ärmlichen Dorfes, welches zu beiden Seiten der Straße in einer das Gebirge zerreißenden Schlucht liegt. Diese Tiefe ist zugleich das Bett eines Waldstromes und natürlich mit dem aus den Bergen gewonnenen Granit gepflastert. Als wir eben dort waren, stiegen oder krochen vielmehr sechs Pferde mit einem langen vierräderigen Karren den steilen und gewundenen Weg hinan. Wäre der Karren beladen gewesen, er hätte wenigstens zwanzig Pferde oder Maul-

thiere gebraucht. Ich konnte nicht begreifen, wem und wozu das Fuhrwerk in diesem Abgrunde dienen konnte; wenn nicht vielleicht zu Skizzen für arme junge holländische Maler, welche man hie und da auf der Straße, das Ränzel auf dem Rücken und den Stock in der Hand, begegnet.

Was thut man in einer Diligence, wenn nicht umher sehen? Dazu hatte ich eine vortreffliche Gelegenheit. Vor den Augen einen großen Theil des Meusethales, im Süden die beiden Givet, anmuthig durch ihre Brücke verbunden; im Westen den starken halbverfallenen Thurm von Agimont, der mit seinem Hügel gleichsam zusammengewachsen war und einen ungeheuren pyramidalen Schatten warf; im Norden den düstern Graben, in den sich die Meuse stürzt und woraus ein weißer leichter Nebel aufstieg. Ganz im Vordergrunde zwei Schritte vom Wagen in dem Dachstübchen der Kneipe saß eine hübsche Bäuerin im Hemde auf ihrem Bette, und kleidete sich ganz nah am Fenster an, welches, weit geöffnet, die Strahlen der Sonne und zugleich die neugierigen Blicke eines Reisenden der Diligence herein ließ.

Ueber diesem Dachstübchen und diesem Mädchen erhoben sich in weiter Ferne, wie eine Krone der französischen Grenze, die langen Linien der furchtbaren Batterien von Charlemont. Während ich die Landschaft betrachtete, erhob die Bäuerin ihre Blicke, bemerkte mich,

lächelte, nickte mir freundlich zu, schloß aber das Fenster nicht und setzte langsam ihre Toilette fort.

Sechster Brief.

Die Ufer der Meuse. Dinant. Namur.

Lüttich, 3. August.

Eben komme ich in Lüttich auf einem herrlichen Wege an, der von Givet aus immer dem Laufe der Meuse folgt. Die Ufer dieses Flusses sind freundlich und schön. Es ist auffallend, daß man von ihnen so wenig spricht. Hier ein kleiner Auszug.

Kurz nach dem Dorfe, der Kneipe und der Bäuerin die sich ankleidete, gelangt man an eine Höhe, die mich an Val Suze bei Dijon erinnerte, und wo der aufsteigende Weg sich dreiviertel Stunden lang empor schlängelt, durch dichtes Gehölz und an Abhängen vorbei, die von den Waldbächen gerissen worden. Darauf erreicht man eine Hochebene mit langen flachliegenden Grundstücken, und man könnte sich in einer Fläche glauben, wenn nicht plötzlich einige Schritte links der Boden verschwände. Der Blick sieht einen furchtbar jähen Fels hinab, an dem nur die Vegetation hinunter klimmen kann;

es ist eine schauderhafte Untiefe von zwei oder dreihundert Fuß. Auf dem Grunde derselben, im Schatten und durch Ufergebüsch, gewahrt man die Meuse, welche ein Frachtschiff, von Pferden geschleppt, hinanschwimmt, und an den Ufern des Flusses ein reizendes Rococo-Schlößchen, aussehend wie ein Tortenbackwerk oder eine Uhr aus der Zeit Ludwigs XV., mit seinem winzig kleinen Bassin und seinem Pompadour-Gärtchen, dessen Gänge, Zierrathen und Grimmassen man mit einem Blicke übersieht. Nichts ist so eigenthümlich als diese kleine Chineserei mitten in der großartigen Natur. Man könnte sagen, sie sei eine schreiende Verwahrung des schlechten menschlichen Geschmacks gegen die erhabene Poesie Gottes.

Man entfernt sich von dem Abgrunde, und die Ebene beginnt wieder, denn die Schlucht der Meuse durchschneidet dieses Plateau wie eine Landstraße ein Feld durchschneidet.

Eine Viertelstunde weiter hemmt man ein — die Straße eilt über einen Abhang, dem Flusse zu. Hier ist der Abgrund reizend. Er ist ein Gedränge von Blumen und schönen Bäumen, die der strahlende Morgenhimmel beleuchtet. Baumgärten, von lebenden Hecken umgeben, liegen nach oben und unten zu beiden Seiten des Wegs. Die Meuse, hier enge und grün, lauft zur linken in einer doppelten Böschung eingefaßt hin. Man sieht eine Brücke; ein anderes Wasser, kleiner aber reißender, stürzt in die Meuse. Es ist die Lesse; und drei Stunden

weiter in der Höhlung, die sich rechts aufthut, liegt die berühmte Grotte von Han-sur-Lesse. Die Straße geht hinüber und entfernt sich.

Das Geräusch der Wassermühlen an der Lesse verliert sich in den Bergen. Das linke Ufer der Meuse dacht sich anmuthig ab, eingesäumt von einer ununterbrochenen Kette von Meiereien und Dörfern. Das rechte Ufer wächst und erhebt sich. Die Felswände rücken bis an den Weg und verengen ihn. Die Brombersträuche auf der Felswand zittern in Wind und Sonnenschein, zweihundert Fuß über unsern Häuptern. Mit einemmal erscheint ein großer Felsen, pyramidal zugespitzt und kühn wie der Thurm einer Cathedrale, — das ist der Bayard's-Felsen, wie mir der Conducteur sagt. Die Straße windet sich zwischen dem Gebirge und dieser ungeheuren Seitengränze hin, und am Fuße eines hohen Granitblocks, den eine Citadelle krönt, blickt nun das Auge in eine lange Reihe alter Häuser, die eine schöne Brücke mit dem Ufer verbindet, und die an ihrem äußern Ende von dem Spitzdache und den breiten Fenstern einer Kirche des fünfzehnten Jahrhunderts beherrscht wird. Es ist Dinant.

Man hält zu Dinant eine Viertelstunde, eben Zeit genug um in dem Hofe, wo die Diligence anfährt, einen kleinen Garten zu bemerken, der allein hinreicht, anzudeuten, daß man sich in Flandern befindet. Die Blumen sind darin sehr schön, aber inmitten dieser Blumen gibt

es drei bemalte Statuen aus gebrannter Erde. Die eine dieser Statuen ist eine weibliche. Aber sie ist viel eher ein Gliedermännchen als eine Statue, denn sie ist mit einem Kattunkleid und mit einem alten Seidenhut angethan. Nach einigen Augenblicken, nach einem kleinen Geräusch das man vernimmt und nach einem sonderbaren Geplätscher, das man unter den Röcken bemerkt, entdeckt man, daß diese weibliche Statue ein Springbrunnen ist.

Der Kirchthurm von Dinant ist einem ungeheuern Wassertopfe ähnlich. Indessen gewinnt die Facade der Kirche, von der Brücke aus betrachtet, ein vielsagendes Ansehen und die ganze Stadt stellt sich sehr gefällig dar.

Bei Dinant verläßt man das rechte Ufer der Meuse. Die Vorstadt auf der linken Seite, durch welche man durchfährt, knäult sich wunderbarer Weise um einen alten verfallenen Graben der früheren Befestigungswerke. Am Fuße eines Thurmes, in einem Backtrog voll Häuser, sah ich vorübergehend ein besonders geschnörkeltes Schlößchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit rundlicher Facade, steinernen Fensterkreuzen, einem Thurm aus Backsteinen und mit den absonderlichsten Wetterhähnen.

Hinter Dinant öffnet sich das Thal, die Meuse wird breiter; auf zwei fernen Gipfeln ihres rechten Ufers sieht man zwei Schlösser in Ruinen. Dann erweitert sich das Thal noch mehr, die Felsen, nur hier und da sicht-

bar, erscheinen unter reichen grünen Decken; grüner Sammt mit Blumen gestickt bedeckt die ganze Landschaft. Von allen Seiten stoßen Hopfengärten, Obstgärten, Bäume die mehr Blüthen als Blätter haben, blaue Pflaumen, rothe Aepfel, zusammen und in jedem Augenblicke trifft das Auge auf dichte Haufen scharlachrother Trauben des Vogelbeerbaumes, dieser vegetabilischen Koralle. Enten und Hühner schwatzten auf der Straße; man vernahm den Gesang der Schiffer vom Ufer; frische junge Mädchen, die Arme nackt bis an die Achseln, zogen mit grasbeladenen Körben auf dem Kopfe einher, und von Zeit zu Zeit reichte ein melancholischer Friedhof irgend eines Dorfes an diese Straße voll Luft und Licht und Leben.

In einem dieser Friedhöfe, dessen hohes Gras und einsinkende Mauer sich nach dem Wege hinüber neigten, las ich folgende Inschrift:

— o pie, defunctis miseris succurre, viator! —

Kein Memento ist nach meinem Gefühl von so tiefem Eindruck. Gewöhnlich verkündigen die Todten, hier bitten sie.

Etwas weiter, an einem Hügel vorbei, dessen Felsen am rechten Ufer von Wind und Wellen so zernagt werden, daß sie den gewässerten und ausgehöhlten unserer alten Fontaine im Luxembourg (welche in diesem Augenblicke so bedauernswürdig renovirt wird) ähnlich sehen, spürt man die Nähe von Namur. Die Wohnungen des Vergnügens mischen sich unter die Bauernhäuser, die

Villen unter die Dörfer, die Statuen unter die Felsen, die englischen Parks unter die Hopfengärten, und man muß sagen, ohne viel Störung und Absonderung.

Die Diligence spannt in einem dieser gemischten Ortschaften um. Ich hatte zu einer Seite einen herrlichen Garten mit Colonnaden und jonischen Tempeln, zur andern eine Kneipe, links mit einer Gruppe von Trinkern, rechts mit einem Buschwerk von Pappelrosen. Hinter dem goldenen Gitter der Villa, auf einem Piedestal von weißem Marmor, worauf der Schatten der Zweige schwarze Adern zeichnete, verbarg sich die mediceische Venus halb ins Gebüsch, gleichsam schamhaft und zürnend, daß sie hier nackt von flamändischen Bauern, die um den Bierkrug sitzen, gesehen werde. Etwas tiefer plünderten zwei oder drei schöne Mädchen einen hohen Zwetschenbaum, deren eine über einem großen Aste so reizend lehnte und aller Vorübergehenden vergaß, daß den Reisenden in der Diligence eine stille Lust überkommen mußte hier auszusteigen.

Eine Stunde später war ich in Namur. Das Bett der Sambre und der Meuse begegnen und vereinigen sich zu Namur, welches am Zusammenflusse der beiden Wässer liegt. Die Frauen von Namur schienen mir hübsch und einnehmend; die Männer gutmüthig, ernst und gastfreundlich. Die Stadt selbst hat mit Ausnahme der zwei Aussichten von den Brücken der Meuse und Sambre nichts Bemerkenswerthes. Es ist eine jener

6*

Städte, deren Vergangenheit auf ihrer äußern Gestalt geschrieben steht. Ohne Architecturen, ohne Monumente, ohne großartige Gebäude, ohne alte Häuser, mit vier oder fünf schlechten Rokoko-Kirchen und einigen Springbrunnen von Ludwig XV., flach und geschmacklos, besetzt, veranlaßte Namur nur zwei Dichtungen: die Ode von Boileau und den Gesang eines unbekannten Dichters, worin von einer alten Frau und dem Prinzen von Oranien die Rede ist; — und fürwahr Namur verdient keine andern Gesänge.

Kalt und traurig ragt die Citadelle über die Stadt. Doch muß ich gestehen, daß ich nicht ohne Ehrfurcht diese ernsten Festungswerke betrachtete, welche einstens die Ehre hatten von Vauban belagert und von Cohorn vertheidigt zu werden.

Wo es keine Kirchen giebt, besehe ich mir die Aushängschilde. Wer fremde Städte zu besuchen versteht, findet in den Ladenschildern oft großen Sinn. Abgesehen von den herrschenden Gewerben und der Orts-Industrie, welche daraus kund werden, so sind darin gewöhnlich auch Lokal-Ausdrücke enthalten, und die Namen der Bürger, die wohl eben so gut als die des Adels studirt zu werden verdienen, erscheinen in ihrer naivsten und deutlichsten Gestalt.

Hier sind z. B. drei Namen die ich auf gut Glück von den Vorderseiten einiger Laden zu Namur herunter lese: alle drei haben eine Bedeutung. L'epouse Debarsy,

negociante. Man fühlt, wenn man dieses liest, daß man sich in einem Lande befindet, welches gestern französisch war, heute fremd ist, morgen wieder französisch wird, wo sich die Sprache unvermerkt ändert und entartet, fremd wird und unter französischen Worten linkische deutsche Wendungen annimmt. Die drei Worte sind noch französisch, aber die Phrase ist es nicht mehr. — Cruzifix Pivet, Krämer. Da sieht man das katholische Flandern. Der Vor- oder Taufname wäre in dem ganzen voltairischen Frankreich nicht aufzufinden. — Menendez-Wodon, Uhrmacher. Ein kastilianischer Name an einen flamändischen gelöthet. Liegt hier nicht die Herrschaft Spaniens über die Niederlande aufgezeichnet, erzählt und bewiesen in einem Eigennamen? — Also drei Name, deren jeder einen Hauptpunct des Landes andeutet: der eine die Sprache, der andere die Religion, der dritte die Geschichte.

Bemerken wir auch gleich unter Einem, daß auf den Aushängschildern zu Dinant, Namur und Lüttich das Wort Demeuse sehr häufig vorkommt. In der Umgegend von Paris und Rouen heißt es Desenne oder Deseine.

Um mit einer Bemerkung aus der Erinnerung zu schließen, so fand ich in einer Vorstadt von Namur einen gewissen Janus, Bäcker, der mich daran erinnerte, daß ich mir zu Paris im Anfang der Vorstadt Saint-Denis einen Conditor Nero, und zu Arles, und

überdies auf den Ruinen eines römischen Tempels einen Friseur Marius gefunden hatte.

Siebenter Brief.

Die Ufer der Meuse. Huy. Lüttich.

Lüttich, 4. August.

Die Straße nach Lüttich entfernt sich von Namur durch eine herrliche Baumallee. Das dichte Laubwerk thut sein Bestes, um dem Reisenden die mürrischen Thürme der Stadt zu verbergen, welche von fern wie ein riesenhaftes Kegelspiel, mit Männchenstehauf untermengt, aussehen. Wie man den Schatten dieser schönen Bäume verläßt, streicht einem die frische Luft von der Meuse ins Gesicht, und der Weg schließt sich an das Ufer an. Die Meuse, jetzt durch die Sambre größer geworden, hat ihr Bett ausgebreitet; bald erscheint die Doppelmauer der Felsen wieder, und gestaltet sich da zu Cyklopen-Höhlen, dort zu verfallenen Vesten, dort zu einer Reihe titanischer Thürme. Diese Felsen an der Meuse enthalten viel Eisen; in die Landschaft hineingestreut, haben sie eine bewunderungswürdige Färbung: Regen, Luft und Sonne malen sie köstlich aus; aber aus der Erde

gerissen, ausgebeutet und behauen, verwandeln sie sich in jenen langweiligen graublauen Granit, womit ganz Belgien geplagt ist. Was herrliche Berge bildete, giebt nur widrige Häuser. Gott schuf die Felsen, der Mensch gestaltet die Bruchsteine.

Schnell fährt man durch Sanson, ein Dorf, über dem die Trümmer eines alten festen Schlosses, wie man sagt unter Clodion erbaut, in die Brombeerhecken hinunter rollen. Der Felsen bildet hier ein bärtiges ernstes Menschengesicht, worauf der Conducteur aufmerksam zu machen nicht ermangelt. Nun gelangt man nach Andennes, wo ich einen unbezahlbaren Schatz für Alterthumsfreunde, eine kleine, noch unberührte Dorfkirche aus dem zehnten Jahrhundert, gewahrte. In einem andern Flecken, ich glaube zu Selayen, liest man folgende Inschrift in großen Buchstaben über dem Haupteingang der Kirche: „Die Hunde bleiben außer dem Hause Gottes.“ Wenn ich der würdige Pfarrer von Selayen wäre, ich hielte es für viel dringender, die Menschen zum Hineingehen in die Kirche, als die Hunde zum Wegbleiben aufzufordern.

Hinter Andennes treten die Berge zurück, die Gegend wird flach, die Meuse zieht fern von der Straße durch Wiesengründe hin. Die Landschaft ist noch immer schön, aber man sieht schon allzuhäufig Dampf-Schornsteine empor ragen, diese traurigen Obelisken unserer industriellen Civilisation.

Dann nähern sich die Hügel wieder, Fluß und Landstraße drängen zusammen; auf der Stirne eines Felsen sieht man starke Bastionen wie das Nest eines Adlers befestigt, daran eine schöne Kirche aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit einem hohen viereckigen Thurme und ein Stadtthor von zerfallenem Gemäuer umgeben. Schöne Häuser, von dem reichen geist- und phantasievollen Genie der flamändischen Renässancezeit zur Augenweide erfunden, spiegeln sich mit ihren Blumen-Terrassen zu beiden Seiten einer alten Brücke in der Meuse. Man ist zu Huy.

Huy und Dinant sind die zwei schönsten Städte an der Meuse. Huy liegt in der Mitte des Weges zwischen Namur und Lüttich, wie Dinant zwischen Namur und Givet. Huy, das noch immer eine starke Citadelle ist, war früherhin eine kriegerische Gemeinde und führte Belagerungen gegen jene von Lüttich, wie Dinant gegen jene von Namur aus, und zwar in jener heroischen Zeit, wo, wie heutzutage die Königreiche, die Städte sich den Krieg erklärten und wo Froissard sagen durfte:

Die große Stadt von Bar-sur-Saigne
Macht zittern Troye in Champaigne.

Hinter Huy beginnen die reizenden Gegensätze, woraus die Landschaft an der Meuse besteht. Nichts Ernsteres als diese Felsen, nichts Lachenderes als diese Fluren. Man sieht hier auch einige Hügel mit Pfählen und Reben beborstet, die eine Gattung von Wein bieten

sollen. Ich glaube es ist dies der einzige Weinberg in Belgien.

Von Zeit zu Zeit erblickt man dicht am Ufer des Flusses in Hohlwegen, worüber die Straße hinwegsetzt, Zink-Fabriken, deren trümmeriges Ansehen und aufgerissene Dächer, wo der Rauch aus allen Ziegeln hervorquillt, eine beginnende oder eben unterdrückte Feuersbrunst versinnlichen; dann Alaunhütten mit ihren Haufen röthlicher Erde; oder man gewahrt hinter einem Hopfengarten, zur Seite eines Feldes dicker Bohnen, mitten im Dufte eines kleinen Gartens, der von Blumen überfluthet und dessen Hecke durch wurmzernagtes Gitterwerk geflickt ist, mitten unter dem Geschnatter von Hühnern, Gänsen und Enten, ein Haus aus Backsteinen, mit Schiefergedecktem Eckthürmchen, steinernen Fensterkreuzen, bleigepanzerten Scheiben, ein Haus so ernst, reinlich und freundlich, belauscht vom emporrankenden Weinstock, mit Tauben auf dem Dache, mit Vogelbauern an den Fenstern und mit einem kleinen Kinde und einem Sonnenstrahle auf der Thürschwelle, — und man denkt an Teniers und an Mieris.

Indessen kommt der Abend, der Wind legt sich, die Fluren, die Wälder, die Bäume schweigen, man hört nichts mehr als das Geräusch des Wassers. Das Innere der Häuser beleuchtet sich nothdürftig; die Gegenstände verschwinden wie im Rauch; die Reisenden reden sich bestmöglichst vor: in einer Stunde werden wir in Lüttich

sein. In diesem Augenblicke nimmt die Landschaft einen außerordentlichen Charakter an. Dort im Hochwald, am Fuße des Gebirges, das gegen Norden hin düster und rauh ist, thun sich zwei feurige Räder auf und leuchten wie die Augen eines Tigers. Nahe der Heerstraße dehnt sich ein riesiger Leuchter von achtzig Fuß in die Höhe, flammt in die Gegend hinein und wirft auf Felsen, Wälder und in Schluchten sein unheimliches Licht. Weiter hin am Eingang dieses Thales, das in den Schatten zurückweicht, erblickt man einen Rachen voll glühender Kohlen, der sich wild aufsperrt und aus dem zeitweise mit schrecklichem Gebrause eine Flammenzunge herausschlägt.

Das sind die eben angezündeten Hüttenwerke.

Kömmt man den Ort vorbei, welcher die Petite-Flemalle heißt, so wird die Sache unbeschreiblich und wahrhaft großartig. Das ganze Thal scheint aus Feuerspeienden Kratern zu bestehen. Einige entleeren sich hinter dem Holzschlag des scharlachrothen funkenerfüllten Dampfes; andere zeichnen auf rothen Grund den schwarzen Schattenriß der Ortschaften; anderwärts erblickt man die Flammen eben durch die Spalten einer Häusergruppe. Man könnte denken, eine feindliche Armee durchziehe das Land, und zwanzig überrumpelte Flecken bieten in dieser dunkeln Nacht alle Ansichten und alle Phasen der Feuersbrunst dar, die einen angezündet, die andern rauchend, die dritten in hellen Flammen

Dieses Schauspiel des Krieges giebt der Friede; diese gräßliche Abschrift der Verwüstung fertigt die Industrie. Man hat ganz einfach die Hochöfen Cockerills vor Augen.

Ein wilder fürchterlicher Lärm schallt aus diesem Chaos von Arbeitern. Ich konnte der Neugierde nicht widerstehen, auszusteigen und mich einer dieser Höhlen zu nähern. Hier bewunderte ich wahrhaft die Industrie. Es ist ein großes verschwenderisches Schauspiel, welches den feierlich düsteren Stunden der Nacht etwas Uebernatürliches beimischt. Die Räder, die Schrauben, die Kessel, die Cylinder, die Walzen- und Druckwerke, alle diese Ungeheuer aus Kupfer, Erz und Eisenblech, welche der Dampf mit einem riesigen und furchtbaren Leben belebt, sie brausen, pfeiffen, knirschen, röcheln, zischen, schreien und toben, sie zerreißen das Kupfer, winden das Eisen, zermahlen den Granit, und von Zeit zu Zeit von den schwarzen und berußten Arbeitern geneckt, heulen sie schmerzhaft in die glühende Atmosphäre der Werkstätte hinein, wie Hydern und Drachen, die von den bösen Geistern in der Unterwelt gemartert werden.

Lüttich ist eine jener alten Städte, welche im Zuge sind neu zu werden, — eine beweinenswerthe, aber unausweichliche Umgestaltung! — eine jener Städte, wo allenthalben die gemalten und verzierten Vordertheile abbröckeln und verschwinden, und an ihrer Stelle weiße

Facaden mit reichem Gipsschmuck sehen lassen; wo die guten großen alten Schieferdächer mit Windlöchern, Glockenspielen, Thürmchen mit Wetterfahnen trübselig abgetragen werden, weil sie irgend ein schwachsinniger Bürger, der den Constitutionel auf seiner mit Zink belegten Terrasse liest, mit Abscheu ansieht; wo das Octroi, ein griechischer Tempel mit einem Mauthofficianten geschmückt, an die Stelle der mit Lustthürmchen geschmückten und mit Partisanen gespickten Thore tritt; wo endlich die langen rothen Röhren der Dampföfen die klingenden Thürme der Kirchen ersetzen. Die alten Städte waren voll Lärm, die neuen sind voll Dampf.

Lüttich besitzt nicht mehr die übergroße Kathedrale der Fürst-Bischöfe, welche von dem berühmten Bischof Notger im Jahre Tausend erbaut und, man weiß nicht von wem, im Jahre Siebzehnhundert fünf und neunzig zerstört wurde; aber es besitzt die Werkstätten Cockerills.

Lüttich hat nicht mehr sein Dominikaner-Convent, dieses ernste hochberühmte Kloster, ein Gebäude im stolzesten Baustyle, aber es hat auf derselben Stelle jetzt ein Theater mit Säulen, deren Kapitäler aus Eisenguß, worin die komische Oper spielt und wozu Mademoiselle Mars den Grundstein gelegt.

Lüttich ist noch im neunzehnten Jahrhundert, wie einst im sechszehnten, die Stadt der Waffenschmiede. Sie eifert mit Frankreich in Erzeugung der Krieges-Waffen, mit Versailles insbesondere in den Luxus-Waffen. Aber

der alte Burgfrieden des heiligen Hubert einst Kirche und Veste, fromme und kriegerische Gemeinde, betet und kämpft jetzt nicht mehr, sondern kauft und verkauft. Heut zu Tage ists ein großer industrieller Bienenkorb. Lüttich hat sich in einen reichen Mittelpunkt des Handels verwandelt. Das Bett der Meuse dehnt eine seiner Hände nach Frankreich, die andere nach Holland aus, und mit Hülfe dieser beiden langen Arme nimmt es von einem und empfängt von dem andern.

Alles erlischt in dieser Stadt, sogar die Ableitung ihres Namens. Der alte Bach Legia heißt heut zu Tage le Ri-de-Cog-Fontaine.

Uebrigens muß man es immerhin sagen, daß Lüttich, anmuthig hingestreut an den grünen Abhang des Walpurgis-Berges, von der Meuse in die hohe und niedere Stadt getheilt, von dreizehn Brücken, deren einige architektonisch schön sind, durchschnitten, von Bäumen, Hügeln und Wiesen so weit das Auge reicht umgeben, noch immer genug Thürmchen besitzt, genug Giebel-Facaden, geschnörkelt oder mit Schnitzwerk, genug romanische Glockenthürme, genug Thore mit Thurmaufsätzen wie jene von Saint-Martin und von Amercoeur, um Dichter und Alterthums-Freunde in Erstaunen zu setzen, ja sogar solche, welche vor Manufakturen, Maschinen und Schmelzöfen starken Abscheu haben.

Da es in Strömen regnete, konnte ich nur vier Kirchen besuchen. — Saint-Paul, die gegenwärtige Ca-

thedrale, ein edles Schiff aus dem fünfzehnten Jahrhundert, woran ein gothisches Kloster stößt mit einem herrlichen Renaissance-Portal, das albern angemörtelt worden, und worüber sich ein Glockenthurm erhebt, der sehr schön gewesen sein mochte, welchen aber ein ungeschickter Baumeister unserer Zeit an allen Winkeln verbastardet hat: eine schmähliche Umwandlung, welche sich eben jetzt die alten Dächer unseres Hotel de Ville in Paris vor unsern Augen gefallen lassen müssen. — Saint-Jean, eine ernste Facade aus dem zehnten Jahrhundert, bestehend aus einem starken viereckigen Thurme mit beschieferter Spitze, an dessen beiden Seiten sich zwei gleiche niedrigere Glockenthürme drängen. Rückwärts schließt sich die Kuppel oder vielmehr der Höcker einer abscheulichen Rokoko-Kirche an, deren eine Thüre in ein gewölbtes, verunstaltetes, abgeschabtes und traurig mit hohem Grase bewachsenes Kloster führt. — Saint-Hubert, deren romanische Apsis mit rund-gewölbten Galerien einer herrlichen Ordnung umsäumt ist. — Saint-Denis, eine merkwürdige Kirche aus dem zehnten, deren massiver Thurm aus dem neunten Jahrhundert ist. Dieser trägt an seinem untern Theile sichtbare Spuren der Zerstörung und des Feuers. Wahrscheinlich wurde er bei dem großen Einbruche der Normannen, ich glaube im Jahre 882 niedergebrannt. Romanische Architekten haben den Thurm in naiver Weise ausgebessert und den Bau mit Backsteinen fortgesetzt, dort anfangend, wo das Feuer

aufgehört, und die neue Mauer auf den alten angefressenen Stein setzend, so daß sich die Linie der alten Ruine deutlich auf dem Thurme, wie er jetzt ist, abbildet. Dieses große rothe Stück Mauer, welches den Bau von oben herab deckt, und nach unten gegen das Gestein wie ein alter Kittel ausgefranzt ist, macht einen eigenthümlichen Eindruck.

Als ich von Saint-Denis nach Saint-Hubert durch ein Labyrinth alter, enger und gewundener Straßen ging, welche hie und da mit Madonnen geschmückt sind, über denen sich fromme Inschriften auf Weißblech gleich Schwungfedern eines gemeinsamen Mittelpunkts erheben, kam ich plötzlich an ein großes düsteres Gemäuer, worin Oeffnungen mit gedrückten Gewölben und ein Reichthum von Rippen, und woran ich die Hinter-Facade eines Pallastes aus dem Mittelalter erkannte. Ich gelangte an ein dunkles Thor, durch welches ich eintrat, und nach wenigen Schritten in einem geräumigen Hofe stand. Dieser Hof, von dem Niemand spricht, und der berühmt sein sollte, ist der innere Hofraum des Pallastes der Kirchenfürsten von Lüttich. Nirgends sah' ich noch ein sonderbareres, ernsteres und stolzeres Bauwerk. Vier hohe Facaden aus Granit, überragt von vier breiten Schieferdächern, welche von vier Galerien mit niedrigen gegräteten Schwibbogen, die sich unter der Last auszudehnen scheinen, getragen werden, schließen den Blick von allen Seiten ein. Zwei dieser Facaden gewähren

dem Auge die schöne Verbindung von Ogiven und gedrückten Gewölben, welche das Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bezeichnen. Die Fenster dieses kirchlichen Pallastes haben steinerne Kreuze, wie sonst die Kirchenfenster. Unglücklicher Weise wurden die zwei andern Facaden durch die große Feuersbrunst im Jahre 1734 zerstört und in dem erbärmlichen Style dieser Zeit wieder aufgebaut, was den Gesammt-Eindruck verdirbt. Doch hat ihre Trockenheit nichts besonders Widersprechendes gegen den Ernst des alten Pallastes. Der Bischof, welcher hier vor hundert fünf Jahren residirte, wollte wahrscheinlich kein Grotten- und Muschelwerk, man baute ihm zwei düstere nackte Facaden; denn so lautete das Gesetz der Baukunst im achtzehnten Jahrhundert; es kannte keinen Mittelweg: entweder Flitterwerk oder Nacktheit, falscher Prunk oder Elend.

Die einfache Gallerie, welche den Hof umläuft, ist bewunderungswürdig erhalten. Ich durchwanderte sie. Nichts verdient sorgfältiger betrachtet zu werden als diese Pfeiler, worauf sich die Anläufe der gedrückten Wölbungen stützen; sie sind aus grauem Granit wie der ganze Pallast. — Prüft man die vier Flügel einzeln, so sieht man den Schaft des Pfeilers bis zu seiner Mitte, entweder von oben herab, oder von unten hinauf, in einer reichen Bauchung von Arabesken verschwinden. An einem ganzen Pfeiler-Flügel, dem nördlichen, ist die

Bauchung doppelt, so daß der Schaft ganz unsichtbar wird. Es ist dies eine flammändische Laune des sechszehnten Jahrhunderts. Was aber die Architektur verwickelt macht, ist, daß die Arabesken auf den Bauchungen, die Kapitäler auf den Pfeilern, die mit üppigem Schnitzwerk bis an die Knausplatten reichen, mit chimairischen Figuren, mit Phantasieblättern, mit apocalyptischen Thieren, mit geflügelten Drachen fast egyptischer und hieroglyphischer Art, der Kunst des eilften Jahrhunderts anzugehören scheinen; und um diese gedrängten, stämmigen und höckerigen Pfeiler nicht in die byzantinische Bauordnung zu werfen, muß man sich erinnern, daß der fürstbischöfliche Pallast von Lüttich erst im Jahre 1508 von Erard von der Mark, welcher zweiunddreißig Jahre regierte, begonnen wurde.

Dieses wichtige Gebäude ist heutzutage der Justizpallast. In den Arkaden sind Kramläden mit Büchern und Kinder-Spielzeug aufgeschlagen. Im Hofe wird Gemüsemarkt gehalten. Die schwarzen Roben der geschäftigen Justizdiener streichen zwischen den großen Körben voll Roth- und Blaukohl durch. An jedem Pfeiler streiten und schreien Gruppen lustiger oder zänkischer flammändischer Verkäufer; aus den Fenstern schallen die Stimmen der Prozesse; und in diesem weiten Hofe, der ehemals verwahrt und schweigsam war wie ein Kloster, kreuzt und vermischt sich heut zu Tage unaufhörlich das

doppelte und unerschöpfliche Wort des Advocaten und der Fraubase, die Rede und das Gewäsch.

Ueber die hohen Dächer des Pallastes sieht ein hoher massiver viereckiger Thurm aus Backsteinen. Dieser Thurm, der einst die Warte der Fürstbischöfe war, ist jetzt das Gefängniß der öffentlichen Dirnen: ein trauriger und kalter Gegensatz, welchen der voltairische Bürger vor dreißig Jahren vielleicht geistreich gefunden hätte, während ihn der nutzensuchende und positive Bürger von jetzt plump findet.

Indem ich durch das Hauptthor des Pallastes heraustrat, konnte ich die gegenwärtige Vorder-Façade in Augenschein nehmen, ein eisiges und ruhmrednerisches Werk des unglücklichen Baumeisters vom Jahre 1734. Man glaubt ein Trauerspiel von Lagrange-Chancel in Stein und Marmor zu sehen. Auf dem Platze vor dem Gebäude trieb sich ein Mann umher, der durchaus wollte, daß ich es bewundere. Ich wandte ihm unbarmherzig den Rücken, wiewohl er mir mittheilte, daß Liège im Holländischen Luik, im Deutschen Lüttich, und im Lateinischen Leodium heiße.

Das Zimmer, welches ich in Lüttich bewohnte, hatte Fenstervorhänge aus Mousselin, worein nicht Blumen aber Melonen gestickt waren. Auch bewunderte ich daselbst siegreiche Kupferstiche, die zum Ruhme der Alliirten unsere Unglücke vom Jahre 1814 und unsere Erniedrigung in unserer eigenen Sprache verherrlichten. Die

Legende unter einem dieser Bilder lautet wörtlich wie folgt: „Schlacht bei Arcis-sur-Aube am 21. März 1814. Der größte Theil der Garnison dieses Platzes, welche aus der alten Garde bestand, wurde gefangen, und die Alliirten rückten als Sieger ein zu Paris am 2. April.“

Achter Brief.

Die Ufer der Vesdre. Verviers.

Aachen, 4. August.

Gestern um neun Uhr Morgens, als die Diligence von Lüttich nach Aachen abfahren sollte, raisonnirte ein guter wallonischer Bürger gegen alle Vorübergehenden, daß er nicht auf das Kutschendach hinaufsteigen wolle, und erinnerte mich durch seinen störrigen Widerstand an jenen Auvergnaten, der dafür bezahlt haben wollte, in dem Kasten selbst, nicht aber hoch über der Geschichte sitzen zu müssen. Ich erbot mich, den Oberplatz des würdigen Passagiers einzunehmen, begab mich auf das Kutschendach, Alles wurde ruhig, und die Diligence fuhr ab.

Ich hatte wohl gethan. Der Weg ist heiter und

reizend; es ist nicht mehr die Meuse, sondern die Vesdre. Die Meuse zieht über Mästricht und Ruremonde nach Rotterdam und ins Meer.

Die Vesdre ist ein reißendes Wasser, welches von St. Cornelius=Münster zwischen Aachen und Düren herabkömmt, durch Verviers und Spaa bis Lüttich eilt und das schönste Bett von der Welt bildet. In gegenwärtiger Jahreszeit, an schönen Tagen, bei blauem Himmel, sieht man jetzt einen Thalgrund, dann einen Garten, immer aber ein Paradies. Die Straße trennt sich nirgends vom Fluße. Bald ziehen sie beide durch ein heiteres Dörfchen, versteckt unter grünem Laube und mit einer ländlichen Brücke vor jeder Thüre; dann stoßen sie in einem einsamen Buge des Thales an einen alten Schöffensitz mit Seitenthürmchen, hohen Dächern, mit einer langen Facade, worin nur sparsame Fenster: stolz und bescheiden zugleich, wie es einem Hause ziemt, welches die Mitte zwischen der Bauernhütte und dem Herrenschloße hält. Plötzlich wird die Gegend nun lärmvoller und munterer, und von einem Hügel herabbiegend, entdeckt das Auge unter dem Dickicht von Linden und Erlen, die den Sonnenschein durchlassen, jenes niedrige Haus mit dem großen schwarzen Rade und mit den überflutheten Rundsteinen, welches man eine Wassermühle nennt.

Zwischen Spaa und Verviers erschien mir das Thal in einer virgilischen Anmuth. Es war ein herrliches

Wetter, allerliebste Kinderfratzen spielten in den Gärten, aus Zitterespen und Pappeln wehte der Wind nach der Straße hin, schöne junge Rinder lagen zu drei oder vier malerisch im Schatten des grünen Angers. Weiter draußen, fern von den Häusern, allein inmitten einer großen von lebendem Zaune umringten Wiese, weidete majestätisch eine prachtvolle Kuh, würdig von einem Argus bewacht zu werden. Im Gebirge vernahm ich eine Flöte.

Mercurius septem mulcet arundinibus.

Von Zeit zu Zeit aber unterbrach ein Dampfschornstein, oder ein langes Stück Tuch, nahe am Wege in der Sonne trocknend, das Rührende dieser Eclogen.

Die Eisenbahn, welche ganz Belgien durchzieht und auch nach Verviers gehen soll, wird diese Hügel durchlöchern und diese Thäler durchschneiden.

Diese Kunststraße, ein riesiges Unternehmen, wird zwölf bis fünfzehnmal durch die Berge dringen müssen. Mit jedem Schritte stößt man auf Erdwälle, Anfüllungen, Brückenwerke und Viaducte; oder vielmehr man sieht am Fuße einer ungeheuren Felswand kleine schwarze Ameisen damit beschäftigt, ein kleines Loch zu wühlen. Aber diese Ameisen schaffen ein Riesenwerk.

Hie und da, an Stellen wo diese Löcher schon breit und tief, steigt ein dicker Qualm und ein heiseres Getöse daraus auf. Man könnte sagen, daß der geängstigte Berg durch diesen offenen Mund wehklagt. Das ist die

Pulvermine, die im Innern spielt. Plötzlich hält die Diligence, die Arbeiter, welche an einem nahen Walle schaufelten, entfliehen nach allen Richtungen, ein furchtbarer Donner kracht, von dem anschwellenden Echo der Berge wiederholt, große Felsstücke fliegen an einer Seite empor und stürzen auf die ganze Umgegend nieder. Das ist die Mine die den Berg sprengt. Während dieses Aufenthaltes erzählen sich die Reisenden, daß gestern durch eines dieser schweren Felsstücke ein Mann erschlagen und ein Baum entzwei gebrochen worden, und daß vorgestern das Weib eines Arbeiters, als sie ihrem Manne den Kaffee (nicht die Suppe!) brachte, auf gleiche Weise zerschmettert worden ist. Das stört nun auch ein wenig die Idylle.

Verviers, eine übrigens unbedeutende Stadt, ist in drei Quartiere getheilt, welche der Zickzack, die Basse-Crotte und die Dardanelle heißen. Ich bemerkte hier einen kleinen Jungen von sechs Jahren, welcher auf der Schwelle eines Hauses ernst wie ein Schulmeister seine Pfeife rauchte.

Als er mich vorüberfahren sah, brach der kleine rauchende Bengel in ein Gelächter aus. Ich schloß daraus, daß ich ihm sehr lächerlich vorkommen mußte.

Hinter Verviers läuft die Straße noch immer an der Vesdre fort bis nach Limburg. Limburg, diese gräfliche Stadt, diese Pastete, deren Rinde Ludwig dem XVI.

so hart vorkam, ist heut zu Tage eine Festung ohne Mauern und die malerische Krone eines Hügels.

Kurz darauf dacht sich das Land ab, die Ebene zeigt sich offen, ein großes Thor mit zwei Flügeln thut sich auf: es ist die Douane; ein Schilderhaus, von oben bis unten schwarz und weiß gesparrt, erscheint; man ist im Königreich Preußen.

Neunter Brief.

Aachen. Das Grab Karl des Großen.

Aachen, 6. August.

Für den Kranken ist Aachen eine Mineral-Quelle, warm, kalt, eisen- und schwefelhaltig; für den Touristen ist es ein Ort der Bälle und Conzerte; für den Pilger ein Kästchen mit kostbaren Reliquien, die man nur alle sieben Jahre zu sehen bekömmt: wie der Rock der heiligen Jungfrau, das Blut des Jesuskindleins, das Tuch, auf dem der heilige Johann der Täufer enthauptet wurde; für den Alterthums- und Chroniken-Freund ist es eine adelige Frauen-Abtei, unmittelbar herstammend aus dem Convent der Geistlichen, welches der heilige Gregor, Sohn des orientalischen Kaisers Nicephorus, erbaut;

für den Jagdfreund ist es der alte Aufenthalt der Eber, Porcetum, woraus Borcette (Burscheid) wurde; für den Manufacturisten ist seine Quelle eine Laugenwäsche für Wollenzeuge; für den Kaufmann ist es eine Fabrikstätte von Tuch, Casimir, Näh- und Stecknadeln. Für den aber, der weder Kaufmann noch Manufacturist, weder Jäger noch Alterthumsforscher, nicht Pilger nicht Tourist und nicht krank ist, bleibt es die Stadt Carl des Großen.

Ja, Carl der Große ist zu Aachen geboren und dort gestorben. Geboren wurde er in dem alten halbrömischen Pallaste der Frankenkönige, wovon heut zu Tage nichts mehr als der Granusthurm übrig, welcher jetzt in den Bau des Stadthauses eingefugt ist. Begraben liegt er in der Kirche, die er gegründet im Jahre 796, zwei Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin Fastrade, welche Papst Leo III. im Jahr 804 heilig sprach, zu welchem hohen Kirchenfeste, wie die Sage meldet, sogar zwei längst verstorbene und zu Mästricht begrabene Bischöfe von Tongern aus ihren Gräbern aufstanden, um bei dieser Ceremonie die dreihundert und fünfundsechszig Erzbischöfe und Bischöfe, welche die Tage des Jahres vorstellen sollten, vollzählig zu machen.

Diese geschichtliche und sagenhafte Kirche, von der die Stadt den Namen trägt, hat seit tausend Jahren wohl mancherlei Umgestaltungen erfahren.

Kaum in Aachen angekommen, verfügte ich mich dahin.

Nähert man sich der Kirche von der Haupt=Facade aus, so stellt sie sich folgendermaßen dar.

Ein Portal aus der Zeit Ludwig des XV. aus grau=blauem Granit mit ehernen Thoren aus dem achten Jahrhundert in einer carolovingischen Mauer, worüber ein Absatz romanischer gedrückter Flachwölbungen. Ueber diesen Archivolten ein schöner gothischer Absatz mit reichen Ausmeißelungen, an dem man die strengen Bogengräten des vierzehnten Jahrhunderts erkennt, und als Krone ein abscheuliches Mauerwerk aus Backstein mit Schieferdach, welches einige zwanzig Jahre alt sein mag. Zur Rechten des Portals ein dicker Tannenzapfen aus römischem Erz auf einem Granitpfeiler, und auf der andern Seite auf einem Gegenpfeiler eine eherne Wölfin, gleich alt und römisch, welche sich halb gegen die Vorübergehenden mit etwas geöffnetem Rachen und zusammengedrückten Zähnen wendet.

Verzeihen und erlauben Sie mein Freund, daß ich ier eine große Parenthese beginne. Dieser Tannen=apfen hat eine Bedeutung und diese Wölfin auch, oder lefer Wolf, denn das Geschlecht dieses ehernen Viehes rmocht, ich nicht deutlich zu erkennen. Was sich hierauf büglich die alten Spinnerinnen der Umgegend erzählen istFolgendes.

Es ist schon lange, sehr lange her, daß Die von Aaen eine Kirche bauen wollten. Sie vereinigten sich undnan begann. Man grub den Grund, führte Mauern

auf, errichtete das Gerüst, und sechs Monate hindurch gab es einen betäubenden Lärm von Sägen, Hämmern und Aexten. Am Ende des sechsten Monats fehlte es an Geld. Man wandte sich an die Pilger, man stellte eine zinnerne Schüssel an den Eingang zum Bau; aber kaum daß ein paar Heller und Kreuzer darauf geworfen wurden. Was thun? Der Senat versammelte sich, suchte, sprach, verkündigte und berieth sich. Die Werkleute weigerten die Arbeit, und Gras und Rost und Epheu und alle die aufdringlichen Wucherpflanzen der Ruinen bemächtigten sich bereits der neuen Steine und des verlassenen Baues. Sollte man die Kirche in solchem Zustande belassen? Der Hochweise Rath der Bürgermeisterei war ungemein bestürzt.

Als er eben berathschlagte, trat ein Jemand, ein Fremder, ein Unbekannter von hohem Wuchse und gutem Aussehen herein.

Guten Morgen, Bürger! Worum handelt es sich denn, daß Ihr so bestürzt seid? Eure Kirche liegt Euch am Herzen? Ihr wißt nicht wie sie beendigen? Man sagt es fehle Euch an Geld?

Herr Wanderer, antwortete der Rath, geht zum Teufel. Wir bedürfen einer Million in Gold.

Da ist sie! erwiederte der Junker, öffnete ein Fenster und zeigte den Rathsherren einen großen Lastwaen, welcher unten auf dem Platze vor dem Thore des Sadthauses hielt.

Dieser Lastwagen war mit zehn Joch Ochsen bespannt und von zwanzig wohlbewaffneten afrikanischen Negern bewacht.

Einer der Räthe stieg mit dem Fremden hinab, nahm aufs Geradewohl einen Sack vom Wagen, dann gingen sie Beide wieder hinauf in den Saal. Man öffnete den Sack vor dem Rath: er war wahrhaftig voll Gold.

Der Senat machte große dumme Augen und fragte den Fremden: Wer seid Ihr gnädiger Herr?

Meine lieben Insassen, ich bin Einer der Geld hat. Was wollt Ihr mehr? Ich wohne im Schwarzwalde, nahe am Wildsee, unfern von den Ruinen von Heidenstadt. Ich besitze Gold- und Silberbergwerke, und des Nachts schaufele ich mit eigenen Händen Haufen Karfunkels aus. Ich habe so meinen eigenen Geschmack, ich langweile mich, ich bin ein melancholisches Geschöpf, und bringe meine Tage hin, das Spiel des Drehkäfers und des Wasser-Salamanders im durchsichtigen See zu beobachten, und zwischen dem Gestein das Polygonum amphibium wachsen zu sehen. Nebenher bin ich zugänglich für Fragen und Possen. Ich habe meinen Gürtel ausgeschüttet, zieht davon Nutzen. Hier ist die Million in Gold. Wollt Ihr sie?

Ei gewiß ja! meinte der Rath, wir endigen damit unsere Kirche.

Nun wohlan so nehmt sie; aber unter einer Bedingung.

Unter welcher, Euer Gnaden?

Baut Eure Kirche aus, Bürger, und nehmt dazu all' das Blech; aber versprecht mir hinwieder als Gegengabe die erste Seele, was immer ür eine, welche, wenn die Glocken und Töne zur Einweihung rufen, zuerst durch die Kirchenthüre schreiten wird.

Ihr seid der Teufel! rief der Rath.

Und Ihr seid Dummköpfe, antwortete Urian.

Die Herren auf der Bürgermeisterei machten gewaltige Sätze, fühlten Schreck und schlugen das Kreuz. Aber da Urian ein ganz guter Teufel war, und lachte, daß ihm die Rippen krachten, und dabei sein schönes neues Gold vor ihnen erklingen ließ, so faßten sie sich bald wieder und man unterhandelte. Der Teufel hat Geist. Darum ist er eben der Teufel. Nach allem dem, sagte er, verliere ich bei dem Handel. Ihr bekommt Eure Million und Eure Kirche: ich nur eine Seele. Und was für eine? die nächst beste; eine Seele des Zufalls; irgend einen erbärmlichen Wicht von Heuchler, der den Frommen spielen und zuerst eintreten wollen wird. Bürger und Freunde, Eure Kirche läßt sich gut an. Der Bauriß gefällt mir. Das Gebäude wird, wie ich hoffe, schön werden. Ich sehe mit Vergnügen, daß Euer Baumeister den winklichen Trompetengewölben die Montpellier'schen vorzieht. Ich mag sie wohl leiden diese überhängenden Wölbungen mit runden Schrägen: aber doch hätte ich ein schräges gleichgefachtes Kreuz-

gewölbe vorgezogen. Ich billige daß er hier eine Rundthüre angebracht, aber ich zweifle daß er die Stärke der Strecker wohl berechnet hat. Wie heißt Euer Baumeister, Kinder? Sagt ihm von mir aus, daß um ein tüchtiges Hohlthor zu bilden, vier Felder vonnöthen sind: zwei Unterfelder, ein Quer- oder Jochfeld und das vierte für das Obergewölbe. Das ist nun gleichviel! Das hier nun ist als kanonische Senkung eines Trompetengewölbes sehr passend und im besten Style. Es wäre Schade hier auszusetzen. Die Kirche muß beendigt werden. Wohlan Freunde, die Million für Euch, die Seele für mich. Sind wir einig?

So sprach Herr Urian. Alles wohl überlegt, meinten die Bürger, sind wir recht gut daran, daß er sich mit nur einer Seele begnügt. Wenn er sich die Sache genauer besähe, könnte er leicht alle Seelen der Stadt davon führen.

Der Handel war geschlossen, die Million einkassirt, Urian verschwand in einer Fallthüre, woraus, wie es sich schickt, eine kleine bläuliche Flamme hervorzuckte, und zwei Jahre später war die Kirche gebaut.

Es versteht sich von selbst, daß alle Räthe geschworen, die Sache Niemand zu erzählen und ebenso versteht es sich von selbst, daß jeder von ihnen seiner Frau Abends den Vorfall erzählt hatte. Das ist nun so ein Gesetz; eines das die Senatoren zwar nicht gemacht haben, welchem sie jedoch Folge leisten. So geschah es,

daß, als die Kirche fertig war, die ganze Stadt durch Hülfe der Rathsherrn-Weiber das Geheimniß wußte, und daher Niemand in die Kirche eintreten wollte.

Neue Verlegenheit, nicht kleiner als die erste. Die Kirche ist aufgebaut, aber Niemand will den Fuß hineinsetzen; die Kirche ist fertig aber sie bleibt leer. Und was soll eine leere Kirche? Der Rath versammelt sich. Es fällt ihm nichts ein. Man ruft den Bischof von Tongern zu Hülfe. Der findet auch nichts. Man fragt bei den Canonikern des Stiftes an. Die wissen auch nichts. Man ruft die Mönche des Klosters. Lieber Gott, sagt einer der Mönche, man muß eingestehen, hochweise Herren, daß Ihr Euch mit sehr geringfügigen Dingen quält. Ihr schuldet dem Teufel die erste Seele, welche durch die Kirchenthüre schreitet. Aber er hat sich nicht vorbedungen, von welcher Gattung diese Seele sein soll. Urian war dumm, sag' ich Euch. Nach einer langen Hetze, meine hochgelahrten Herren, wurde heute Morgens in der Thalschlucht von Borcette ein lebender Wolf gefangen. Diesen Wolf laßt in die Kirche hinein. Urian muß damit zufrieden sein. Es ist freilich nur eine Wolfsseele, aber immer doch irgend eine Seele.

Herrlich, rief der Rath, siehe da ein Mönch von Geist! Des andern Tages schallten die Glocken mit dem Frühroth.

Was, sagten die Bürger, heute ist die Einweihung der Kirche! aber wer wird es denn wagen, sie als Erster

zu betreten? Ich werd' es gewiß nicht sein. Ich auch nicht. Ich auch nicht. Sie strömten in Haufen herbei, der Rath und das Capitel hielten vor dem Portal. Jetzt wurde der Wolf in einem Käfige herbei gebracht, und auf ein und dasselbe Zeichen wurden die Kirchenthore und die Thüre des Käfigs geöffnet. Der Wolf, durch die Menschenmenge erschreckt, sah die leere Kirche und stürzte hinein. Urian harrte bereits mit offenem Rachen und wollüstig verschlossenen Augen. Man denke sich seine Wuth, als er einen Wolf verschlungen zu haben verspürte. Er stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und flog mit Sturmgeräusch bis an das Hochgebälke der Kirche empor. Dann fuhr er zornwüthig zur Thür heraus und versetzte dem großen ehernen Thore einen so heftigen Stoß mit seinem Hufe, daß es von oben bis unten zerriß. Diesen Riß zeigt man noch heut zu Tage.

Und darum, so fügen die spinnenden Erzählerinnen bei, steht zur linken Seite des Kirchenthores das metallene Bildniß des Wolfes, und zur Rechten ein Tannenzapfen, vorstellend seine arme Seele, welche Urian so dumm hinunterschlang.

Ich verlasse die Legende und kehre zur Kirche zurück. Aber gestehen muß ich Ihnen nebenher, daß ich an dem Thore nach der Spur des Teufelshufes suchte, sie aber nicht finden konnte. Jetzt schließe ich die lange Parenthese.

Geht man auf die Kirche von der Seite des großen Portales los, so vermengt und überbaut sich das Römische, das Romanische, Gothische, Rokoko und Moderne in dieser Facade ohne alle Verwandtschaft, ohne Nothwendigkeit, ohne Ordnung und daher auch ohne Großartigkeit.

Gelangt man aber von der Seite der Chorhaube zur Kirche, so ist der Eindruck ein ganz anderer. Die hohe Apsis aus dem vierzehnten Jahrhundert erscheint in ihrer ganzen Kühnheit und Schönheit mit dem klug berechneten Winkel der Dachung, der reichen Arbeit ihrer Dockengeländer, mit ihren mannigfaltigen Ausgießern, mit der dunkeln Farbe ihres Gesteins und mit der gläsernen Durchsichtigkeit ihrer ungeheuren Fenster, an deren Fuße Häuser von zwei Stockwerken sich ganz unscheinbar in die Gegenpfeiler hineindrücken.

Dennoch ist der Anblick der Kirche von hier aus, so großartig er auch scheinen mag, nur bastardig und nicht übereinstimmend. Zwischen der Apsis und dem Portal, in einer Art von Loch gegen welches alle Linien des Baues hinziehen, verbirgt sich, mit der Haupt-Facade nothdürftig durch eine niedliche Brücke aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnitzwerken verbunden, die bizantinische Kuppel mit dreieckigen Giebeln, welche Otto der III im zehnten Jahrhundert über dem Grabe Carl des Großen aufführen ließ.

Die belegte Facade, die zurückweichende Kuppel, die

zerrissene Apsis, das ist der Dom von Aachen. Der Baumeister von 1353 wollte in seinen verschwenderischen Bauplan die Kirche Carl des Großen, welche im Jahre 882 von den Normännern zerstört worden, und den Dom Otto des III. aufnehmen, welcher im Jahr 1236 niederbrannte. Eine Reihe niederer Kapellen, an die Grundfläche der Hauptkirche angeschlossen, sollte vom Portal aus ihre Gliederung über den ganzen Bau erstrecken. Schon waren zwei dieser Kapellen, die noch vorhanden und bewunderungswürdig schön sind, ausgebaut, als die Feuersbrunst des Jahres 1366 kam. Hier fand diese mächtige architektonische Schöpfung ihre Gränze. Sonbar, das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert haben nichts für diese Kirche gethan, das achtzehnte und neunzehnte haben sie verdorben.

Man muß indessen sagen, daß der Dom von Aachen im Ganzen genommen und wie er nun einmal ist, Masse und Größe hat. Nach einigen Augenblicken der Betrachtung entwickelt dieser Bau eine wunderbare Majestät, diese außerordentliche Kirche, die unvollendet geblieben wie selbst das Werk Carl des Großen, und die aus Architecturen zusammengesetzt ist, welche alle Style zeigen, so wie sein Reich aus Völkern bestand, die alle Zungen redeten.

Alles zusammengenommen so findet der Denker der sie von Außen betrachtet, eine eigene und tiefe Har-

monie zwischen diesem großen Manne und dieser seiner großen Grabstätte.

Ich war ungeduldig hinein zu treten.

Nachdem ich die Wölbung des Porticus und die alten Erzthore, in der Mitte mit einem Löwenhaupt geschmückt und in Felder abgetheilt, um sich den Architraven anzuschließen, hinter mir gelassen hatte, war das was meinen Blick besonders traf, eine weiße Rotunde von zwei Geschossen und von oben herab beleuchtet, in welcher von allen Seiten her alle die koketten Spiellaunen des Grotten- und Muschelwerkstyls wucherten. Dann das Auge zu Boden senkend, erblickte ich mitten im Pflaster dieser Rotunde bei dem weißlichen Lichtscheine, den die Fenster herabgießen, eine große schwarze Marmorplatte, abgetreten von den Füßen der Kommenden und mit dieser Inschrift in Buchstaben aus Kupfer:

CAROLO MAGNO.

Nichts ist so störend und so frech als diese Rokoko-Kapelle, welche ihre buhlerischen Reize um diesen großen carolovingischen Namen ausbreitet. Engel, die wie Amoretten aussehen, Palmen, die Federbüschen ähnlich sind, Blumenguirlanden und Bandschleifen, alles das hat der Pompadourgeschmack unter die Kuppel Otto des III. und über das Grab Carl des Großen zu stellen gewagt.

Das Einzige in dieser unziemlichen Kapelle, was des großen Mannes und Ortes würdig, ist eine ungeheure

kreisförmige Lampe von etwa zwölf Fuß im Durchmesser und mit achtundvierzig Lichtschnäbeln, welche Barbarossa im zwölften Jahrhundert hieher schenkte. Diese Lampe aus vergoldetem Kupfer und Silber hat die Gestalt einer Kaiserkrone; sie ist unmittelbar über der schwarzen Marmorplatte an der Gewölbedecke vermittelst einer eisernen Kette von neunzig Fuß Länge befestigt.

Die schwarze Steinplatte mißt ungefähr neun Fuß in der Höhe und etwas über sieben in der Breite.

Es ist übrigens klar, daß Carl der Große an eben dieser Stelle früher ein anderes Denkmal hatte. Nichts deutet darauf hin, daß diese schwarze Steinplatte, eingerahmt von einem dünnen Faden Kupfer und umgeben mit einem Rande aus weißem Marmor, alt sei. Die Buchstaben der Inschrift sind kaum älter als hundert Jahre.

Carl der Große liegt nicht mehr unter diesem Steine. Im Jahr 1166 wurde er ausgegraben auf Befehl Friedrich Barbarossas, dessen Kronlampe diese Heiligen-Schänderei nicht wieder gut macht. Die Kirche nahm das kaiserliche Gerippe und zerschnitt es, als das eines Heiligen, um aus jedem Beintheilchen eine Reliquie zu machen. In der nahen Sakristei zeigt ein Vicar den Besuchern (und ich selbst sah für 3 Francs und 75 Centimes als festen Preis) den Arm Carl des Großen, jenen Arm der die Weltkugel hielt, das heilige Gebein,

welches über seiner vertrockneten Haut folgende Inschrift trägt, die ein Schreiber des zwölften Jahrhunderts für einige Liards geschrieben: Brachium sancti Caroli magni. Nach dem Arme sah ich den Schädel, diesen Schädel, der das Mühlwerk eines neuen Europa war und an den jetzt ein Pedell mit seinem Finger klopft.

Diese Dinge sind in einem Schrank verwahrt.

Ein Schrank von graubemaltem Holz mit Goldstreifen, an seinem Obertheil mit einigen jener Engel geziert, welche wie Amoretten aussehen, und wovon ich eben gesprochen: das ist heut zu Tage der Sarg jenes Carl, welcher durch zehn Jahrhunderte hindurch bis zu uns leuchtet und welcher nicht eher aus dieser Welt geschieden, als bis er seinen Namen in doppelte Unsterblichkeit gehüllt, in die der beiden Worte sanctus, magnus, der Heilige und Große, die erhabensten Eigenschaftswörter, womit der Himmel und die Erde jemals ein menschliches Haupt schmücken konnten.

Eine Sache die in Erstaunen setzt, ist die physische Größe dieses Schädels und dieses Arms, grandia ossa. Carl der Große war in Wahrheit einer jener ungewöhnlich seltenen Menschen, die auch körperlich groß sind. Der Sohn Pipin's des Kurzen war ein Riese an Leib und Geist. Er maß in der Höhe siebenmal die Länge seines Fußes, der zum Maaßstab geworden. Und das ist ein Königsfuß, der Fuß Carl des Großen, welchen wir so armselig durch das mètre ersetzten, und so mit

einem Schlage Geschichte, Poesie und Sprache einer Neuerung aufopferten, ohne welche das Menschengeschlecht sechstausend Jahre lang bestanden, und die man das Decimalsystem nennt.

Die Oeffnung des Schrankes übrigens blendet jedes Auge, so reich ist er mit Goldschmiedsarbeit ausgeschmückt. Die Thürflügel sind innen mit Malerei auf Goldgrund bedeckt, worunter ich acht herrliche Felder bemerkte, die unstreitig von Albert Dürer herrühren. Außer dem Schädel und dem Arm enthält der Schrank noch: ein Horn Carl des Großen aus einem großen ausgehöhlten Elephantenzahn und nach der breiten Seite zu mit merkwürdigen Schnitzwerken; das Kreuz Carl des Großen, ein Amulet, worin ein Stück vom Holze des wahren Kreuzes und das der Kaiser im Grabe auf seiner Brust liegen hatte; eine zierliche Monstranz aus der Renaissancezeit, ein Geschenk von Carl dem V. und im letzten Jahrhundert durch eine Zuthat geschmackloser Zierrathen verdorben; die vierzehn Goldplatten mit byzantinischen Bildhauereien, welche den Marmorsitz des großen Kaisers zierten; eine von Philipp dem II. geschenkte Monstranz, welche den Seiten-Umriß des Mailänder Domes vorstellt; der Strick, womit Jesus Christus während der Geißelung gebunden gewesen; ein Stück des in Galle getauchten Schwammes, womit er am Kreuze getränkt worden; endlich der gestrickte Gürtel der heiligen Jungfrau und der lederne Christi. Dieser

kleine Lederriemen, um sich selbst herumgewunden und gerollt wie die Peitsche eines Schulknaben, beschäftigte drei Kaiser: Von Constantin, der sein Insiegel darauf drückte, welches noch daran ist, und welches ich gesehen habe, gelangte er an Harun-al-Raschid, der ihn an Carl den Großen schenkte.

Alle diese verehrungswürdigen Gegenstände sind eingeschlossen in funkelnde gothische und byzantinische Reliquien-Kästchen, welche eben so viele Kapellen mit Thürmchen und mikroskopische Kathedralen aus massivem Golde vorstellen, woran Saphire, Smaragden und Diamanten die Stelle der Fenster vertreten.

Inmitten dieser unzählbaren Kleinodien, welche die beiden Fächer des Schrankes einnehmen, erheben sich wie zwei Berge aus Gold und Edelstein zwei große Reliquien-Kasten von unermeßlichem Werthe und wunderbarer Schönheit. Der erste und ältere ist byzantinisch, rundum von Nischen ausgehölt, worin sechszehn Kaiser mit den Kronen auf den Häuptern sitzen; er enthält die übrigen Gebeine Carl des Großen und wird nie geöffnet. Der andere, aus dem zwölften Jahrhundert und von Friedrich Barbarossa an die Kirche geschenkt, verschließt die berühmten Reliquien, von denen ich im Eingange dieses Briefes gesprochen und wird nur alle sieben Jahre geöffnet. Eine einzige Oeffnung dieses Wunderkastens im Jahre 1496 zog 142000 Pilger nach Aachen und brachte in vierzehn Tagen 8000 Goldgülden ein.

Dieser Kasten hat nur einen Schlüssel; dieser Schlüssel aber ist in zwei Theile getheilt, deren einen das Capitel den andern der Magistrat der Stadt bewahrt. Zuweilen finden außerordentliche Eröffnungen statt, aber nur vor gekrönten Häuptern. Der gegenwärtige König von Preußen, als er nur noch Kronprinz war, verlangte die Oeffnung, aber sie ward ihm abgeschlagen.

In einem kleinen Schranke, dem großen nahe gelegen, sah ich die getreue Abbildung in vergoldetem Silber der deutschen Krone Carl des Großen. Die deutsche carolovingische Krone, worauf ein mit Edelsteinen und Kameen besetztes Kreuz prangt, besteht einfach aus einem blumenverzierten Reife der das Haupt umgiebt, und über den quer hinüber von der Stirne nach dem Genick ein leicht eingebogener Halbreif lauft, welcher die Figur des venetianischen Herzogshutes im Profil nachahmt. Heut zu Tage befinden sich die drei Kronen, welche Carl der Große vor zehn Jahrhunderten als deutscher Kaiser, als König von Frankreich und der Lombardei vereint getragen, die erste, die Kaiserkrone, zu Wien; die zweite die französische Krone, zu Reims; die dritte, die eiserne Krone, zu Mailand (in Monza).

Als wir aus der Sakristei traten, übergab mich der Pedell einem Schweizer, der die Kirche vor mir durchschritt und mir von Zeit zu Zeit dunkle Schränke öffnete, aus welchen Glanz und Pracht hervorleuchtete.

So schält sich die Kanzel, die sonst das Ansehen

einer gewöhnlichen Dorfkanzel hat, aus ihrer abscheulichen Puppe von röthlichem Holz heraus und erscheint nun plötzlich wie ein glänzender Thurm aus Gold und Silber-Email. Diese Kanzel, ein Wunder der Bildhauer- und Goldschmiedkunst des eilften Jahrhunderts, wurde von Kaiser Heinrich dem II. der Kirche geschenkt. Byzantinische Elfenbeinplatten mit tiefen Schnitzwerken, ein Becher aus Bergcrystall mit seinem Untersatz, ein ungeheurer Onyx von neun Zoll Länge sind eingefaßt in diesen goldenen Panzer, welcher den Priester und das Wort Gottes umgiebt, und der auf seiner Vorderplatte Carl den Großen zeigt, wie er den Münster von Aachen auf seinem Arme trägt.

Die Kanzel steht in jenem Winkel des Chores, welchen auch die wunderbare Apsis vom Jahre 1353 einnimmt. Alle Glasmalereien sind verschwunden. Die Fensterflügel sind weiß von oben bis unten. Das prachtvolle Grabmal Otto des III., Gründer des Domes, welches im Jahre 1794 zerstört worden, ist durch einen flachen Stein ersetzt, der dessen Stelle am Eingange des Chores bezeichnet. Die Orgel, ein Geschenk der Kaiserin Josephine, nahe an der bewunderungswürdigen Wölbung aus dem vierzehnten Jahrhundert, klagt den schlechten Styl des Jahres 1804 an. Wölbung, Pfeiler, Kapitäler, Säulchen, Statuen, kurz der ganze Chor ist angemörtelt.

Inmitten dieser entweihten Apsis sträubt sich und

zittert mit offenem Schnabel, unruhigem Auge und halb entfalteten Flügeln der Bronze=Adler Otto des III., jetzt in einen Chorpult verwandelt und darüber zürnend, daß er, die Weltkugel unter seinen Füßen, jetzt die Choralbücher tragen muß.

Diesen Adler mindestens hätte man verschonen sollen. Als Napoleon den Münster besuchte, fügte man der Weltkugel, welche Otto's Adler in den Fängen hält, noch den Blitz bei, den ich noch jetzt an beiden Seiten der kaiserlichen Kugel befestigt gesehen habe. Der Schweizer schraubt diesen Blitz auf Verlangen der Neugierigen ab.

Auf dem Rücken dieses Adlers hat der Bildhauer des zehnten Jahrhunderts, gleichsam in trauriger und ironischer Vorahnung, eine Fledermaus mit menschlichem Gesichte ausgespreitet, welche wie angenagelt aussieht und auf die sich jetzt das Choralbuch stützt.

Zur Rechten des Altars liegt das Herz des heiligen Antoine Berdolet, des ersten und letzten Bischofs von Aachen. Denn diese Kirche hatte bisher nur einen einzigen Bischof, denjenigen welchen Bonaparte ernannt hatte und den sein Grabstein bezeichnet als: primus Aquisgranensis episcopus. Jetzt wie vorher wird die Kirche durch ein Capitel verwaltet, dem ein Dechant mit dem Titel als Propst vorsteht.

In einer düstern Abtheilung der Kirche öffnete der Schweizer abermals einen Schrank. Hier ist der Sar=

kofag Carl des Großen. Ein prachtvoller römischer Sarg aus weißem Marmor, auf dessen Vorderseite von dem meisterhaftesten Grabstichel die Entführung Proserpinas gearbeitet ist. Lange bewunderte ich diesen zweitausend Jahre alten Basrelief. Auf der einen Seite des Kunstwerkes schleppen vier unbändige Pferde, höllisch und göttlich zugleich und von Mercurius gelenkt, die von Pluto geraubte Proserpina voll verzweifelten Widerstandes nach einem in der Säulenplatte sichtbaren halbgeöffneten Erdschlunde. Die kräftige Hand des Gottes hält den halbnackten Hals des jungen Mädchens, das sich nach rückwärts überbeugt und dessen aufgelöstes Haar an die ernste und unerschütterte Gestalt der behelmten Minerva streift. Pluto entführt Proserpinen, welcher die rathgebende Minerva leise ins Ohr flüstert. Lächelnd sitzt Amor auf dem Wagen zwischen Plutos kräftigen Beinen. Hinter Proserpinen entwickelt sich in den kühnsten und bildlichsten Linien die Gruppe der Nymphen und Furien. Die Begleiterinnen Proserpinas bemühen sich, einen mit vier geflügelten und feuerspeienden Drachen bespannten Wagen anzuhalten, der hier wie ein Wagen des Gefolges erscheint. Eine der jungen Göttinnen, welche einen der Drachen muthig am Flügel erfaßt, erpreßt diesem ein schmerzliches Geschrei. Das ist leidenschaftliche, kraftvolle, außerordentliche, stolze, wenn gleich etwas emphatische Bildhauerkunst, wie sie das heidnische Rom und wie sie Rubens schuf.

Dieser Sarg war, wie man sagt, ehe er zum Sarkofag Carl des Großen geworden, der Sarkofag des Augustus.

Endlich geleitete mich mein Führer über eine andere schmale und dunkele Treppe, welche seit sechs Jahrhunderten viele Könige, viele Kaiser und viele berühmte Personen bestiegen, nach der Gallerie hinauf, welche das erste Stockwerk der Rotunde bildet und welches man den Hochmünster nennt.

Hier unter einer Verkleidung von Holz, die er zur Hälfte beseitigte, die aber nur vor gekrönten Besuchern ganz weggenommen wird, sah ich den steinernen Stuhl Carl des Großen. Dieser Stuhl, niedrig, breit, mit einer gerundeten Rücklehne, aus vier nackten bildlosen Platten weißen Marmors gebildet, welche durch eiserne Sparren zusammengehalten sind, mit einem Eichenbret als Sitz, worauf ein Kissen von rothem Sammt, steht auf sechs Stufen, davon zwei aus Granit und vier aus weißem Marmor sind.

Auf diesem Stuhle, den die erwähnten vierzehn byzantinischen Platten mit Bildwerken umgaben, hoch auf einer steinernen Estrade, zu welcher die vier weißen Marmorstufen geleiteten, die Krone auf dem Haupte, die Weltkugel in einer, den Zepter in der andern Hand, das deutsche Schwert an der Seite, den Kaisermantel um die Schultern, das Kreuz Christi am Halse, die Füße in dem Sarkofage Augusts, — so saß Kaiser Carl der

Große in seinem Grabe. In diesem Schatten, auf diesem Throne, in dieser Stellung verblieb er durch dreihundert zwei und fünfzig Jahre, von 814 bis 1166.

Denn es war im Jahre 1166 als Friedrich Barbarossa, nach einem Sitze zu seiner Krönung begehrend, in dieses Grab hinunterstieg, dessen monumentale Gestalt uns leider in keiner Ueberlieferung aufbewahrt worden, und zu welchem gewiß auch die beiden, jetzt im Portal angebrachten Thorflügel gehörten. Barbarossa selbst war ein berühmter Fürst und ein tapferer Ritter. Es muß ein großartiger wunderbarer Moment gewesen sein, wo dieser gekrönte Mensch sich dem gleichgekrönten Leichnam gegenüber befand; der Eine in aller Majestät der Gewalt, der Andere in aller Majestät des Todes. Der Krieger besiegte den Schatten, der Lebende verdrängte den Todten. Die Kirche bewahrte das Gerippe, Barbarossa nahm den Marmorstuhl; und dieser Stuhl, worauf der Riese Carl der Große gesessen, wurde zum Throne, auf welchem vier Jahrhunderte hindurch die Größe der Kaiser ihren Platz nahm.

Sechs und dreißig Kaiser wurden auch wirklich, mit Einschluß Barbarossas, gesalbt und gekrönt auf diesem Stuhle im Hochmünster von Aachen. Ferdinand der I. war der Letzte, Carl der V. der Vorletzte. Seit damals fand die Krönung der deutschen Kaiser in Frankfurt statt.

Ich konnte mich nicht aus der Nähe dieses einfachen

großartigen Stuhles losreißen. Ich betrachtete mir die vier, von den Füßen von sechsunddreißig Cäsaren bestrichenen Stufen, Cäsaren die hier den Glanz ihrer Macht aufleuchten sahen und einer nach dem Andern erloschen. Zahllose Gedanken und Erinnerungen bewegten meinen Geist. Ich dachte daran, wie der Entweiher dieser Grabstätte, Friedrich Barbarossa, in seinem Alter sich nochmals zum Kreuzzug anschickte und nach dem Orient ging. Hier stieß er eines Tages auf einen schönen Fluß. Dieser Fluß war der Cydnus. Dem Kaiser war warm, ihn ergriff die Lust zu baden. Der Mann, der Carl den Großen entweiht hatte, konnte leicht auch Alexanders vergessen. Er stieg in den Fluß, dessen eiskaltes Wasser ihn hinraffte. Alexander, der junge Held, starb darin; Barbarossa der Greis starb ebenfalls darin.

(Die Sache wird von den Geschichtschreibern verschiedenartig erzählt. Nach andern Chroniken war es bei dem Durchgange durch den Cydnus oder Cyrocadnus wo der berühmte Kaiser Friedrich der II., inmitten des Wassers von einem Sarazenenpfeile getroffen, ertrank. Nach der Legende aber ertrank er nicht, sondern verschwand blos, wurde, wie die Einen meinen, von Hirten, und wie Andere, von Genien gerettet, auf wunderbare Weise aus Syrien nach Deutschland gebracht, wo er nun Buße thut in der berühmten Grotte von Kaiserslautern, wie die Rheinsagen melden, oder

in der Höhle des Kiffhäusers, wenn man den Traditionen von Würtemberg Glauben schenkt.)

Eines Tages, ich zweifle nicht daran, wird irgend einen König oder Kaiser ein frommer Gedanke überkommen. Er wird Carl den Großen aus dem Schranke nehmen lassen, worein ihn die Sakristane gelegt, und wird ihn in seinem Grabe beisetzen. Man wird gewissenhaft Alles aufsammeln, was von dem heiligen Gerippe noch vorhanden. Man wird ihm seine byzantinische Gruft, seine ehernen Thorflügel, seinen römischen Sarkofag, seinen Marmorstuhl auf der steinernen Estrade mit den vierzehn Goldplatten wiedergeben. Man wird das carolovingische Diadem wieder auf diesen Schädel, die Reichskugel in diesen Arm, den Goldmantel über diese Gebeine legen. Der Adler von Erz wird stolz seinen Platz zu Füßen dieses Herrn der Welt einnehmen. Rings um die Estrade wird man alle die Kasten mit Goldarbeiten und Diamanten wie Geräthe und Gehäuse dieser letzten königlichen Kammer aufstellen; und dann, — weil nun die Kirche will, daß man die Heiligen in ihrer Todesgestalt anbete, — wird man vermittelst eines schmalen Fensterchens, das in die dicke Mauer gehauen und mit starken Eisenstäben vergittert ist, hineinblicken, und bei dem Schimmer einer inmitten des Grabmals hangenden Lampe wird der knieende Besucher sehen, hoch auf diesen vier weißen Stufen, die nun kein Fuß mehr betritt, auf dem goldbelegten Marmorstuhle, die Krone

auf dem Haupt, die Weltkugel in der Hand, geheimnißvoll in das Dunkel hineinragend dieses kaiserliche Schattenbild, welches einstmals Carl der Große gewesen.

Es wird eine große Erscheinung sein für Jeden, der da wagt den Blick in die Gruft zu lenken, und Jeder wird einen großen Gedanken davon tragen. Von allen Seiten der Welt und alle Klassen der Denker werden dahinkommen. Carl, der Sohn Pipins, ist eines jener vollkommenen Wesen, welche die Menschheit mit vier Gesichtern ansehen. Für die Geschichte ist er ein großer Mann, wie Augustus und Sesostris; für die Sage ein Paladin wie Roland, ein Zauberer wie Merlin; für die Kirche ein Heiliger wie Petrus und Hieronymus; für die Philosophie ist er die lebendiggewordene Civilisation, welche alle Jahrtausend zur Riesin aufwächst, um über gewisse Abgründe als Bürgerkriege, Barbarei, Revolutionen hinwegzuschreiten, und die dann bald Cäsar, bald Carl der Große, bald Napoleon heißt.

Im Jahr 1804 als Bonaparte eben Napoleon geworden, besuchte er Aachen. Josephine die ihn begleitete konnte der Begierde nicht widerstehen, sich in den Marmorstuhl zu setzen. Der Kaiser, der aus Verehrung seine Staats-Uniform angethan, ließ die Creolin gewähren. Er blieb unbeweglich, aufrecht, schweigsam und entblößten Hauptes vor dem Sitze Carl des Großen stehen.

Merkwürdig ist, was mir eben befällt: Im Jahre

814 starb Carl der Große; tausend Jahre nachher im Jahre 1814, und zwar von Stunde zu Stunde sank Napoleon.

In demselben verhängnißvollen Jahre 1814 machten die verbündeten Souveraine dem Schatten des großen Carl ihren Besuch. Alexander von Rußland hatte wie Napoleon seine Staatsuniform angelegt; Friedrich Wilhelm von Preußen trug den Ueberrock und die Mütze der kleinen Uniform; Franz von Oesterreich war im Civilrock und im runden Hut. Der König von Preußen bestieg zwei Marmorstufen und ließ sich vom Propste des Capitels die Einzelnheiten der Krönung der Deutschen Kaiser erzählen. Die beiden Kaiser schwiegen.

Jetzt sind Napoleon und Josephine, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz todt.

Mein Führer der mir alle diese Dinge berichtete, war ein ehemaliger französischer Soldat von Austerlitz und Jena, seither in Aachen ansäßig und Preuße durch die Gnade des Congresses vom Jahre 1815. Jetzt trägt er das Wehrgehänge und die Hellebarde bei Ceremonien dem Capitel vor. Ich bewunderte die Vorsehung, die in den kleinsten Dingen sichtbar wird. Dieser Mann, der zu den Besuchern von Carl dem Großen spricht, ist voll von Napoleon. Daher tönen, ohne daß er selbst es weiß, seine Worte so erhaben. Thränen standen in seinen Augen, als er mir von seinen Schlachten, von seinen ehemaligen Kameraden, von seinem ehemaligen

Obrist erzählte In demselben Tone unterhielt er mich von Marschall Soult, vom Obrist Graindorge und, ohne zu wissen wie nahe mich dieser Name anging, von General Hugo. Er hatte in mir einen Franzosen erkannt und ich vergesse es nie, wie einfach und tieffeierlich er beim Abschiede zu mir sprach: „Sie können sagen mein Herr, daß Sie zu Aachen einen Sapeur des 36. Regiments als Schweizer der Kathedrale gesehen haben.“

Früher hatte er einmal zu mir gesagt: „So wie Sie mich da sehen mein Herr, gehöre ich drei Nationen an: Ich bin durch Zufall Preuße, durch mein Gewerbe Schweizer und von Herzen Franzose.“

Uebrigens muß ich gestehen, daß seine militairische Unwissenheit in kirchlichen Dingen mich während dieses Besuches mehr als einmal lächeln machte, besonders als er mir die Sitze im Chore zeigte und ernsthaft dazu sagte: „Das sind die Plätze der Chorherren (chamoines).“ — Glauben Sie nicht, daß man dieses Wort chats-moines (Mönch-Kater) orthographiren müsse?

Indem ich den Münster verließ, war ich so ganz in Gedanken versunken, daß ich nur ganz oberflächlich nach einer Facade zunächst der Kirche aufblickte, welche jedoch sehr schön, aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit sieben stolzen Kaisersäulen geschmückt und heut zu Tage der Durchgang nach, ich weiß nicht was für einem Cloak ist. Und dann wurde ich eben in diesem Augenblicke zerstreut. Zwei Besucher wie ich selbst traten eben aus dem

Münster, wo mein alter Soldat sie wahrscheinlich einige Minuten lang herumpilotirte. Sie schlugen ein schallendes Gelächter auf und ich wandte mich um. Ich erkannte zwei Reisende, davon der ältere erst heute Morgen in das Fremdenbuch des Hotel de l'Empereur seinen Namen als Graf A* eingetragen, einer der ältesten und edelsten Namen der Artois. Sie sprachen laut.

Das sind Namen! riefen sie, es bedurfte der Revolution um solche Namen aufzubringen. Der Capitain Lasoupe! Der Obrist Graindorge! woher stammt das Alles? — Das waren die Namen des Capitains und des Obristen meines armen alten Schweizers, die er, wie mir, auch ihnen mitgetheilt hatte. — Ich konnte mich nicht enthalten ihnen zu antworten: Woher das stammt? Ich will es Ihnen sagen, meine Herren. Der Obrist Graindorge war ein Urenkels-Neffe des Marschall de Lorge, Schwiegervaters des Herzogs von Saint-Simon; und was den Capitain Lasoupe betrifft, so vermuthe ich, daß er irgendwie mit dem Herzog von Bouillon, Oheim des Churfürsten von der Pfalz, verwandt ist.

Einige Augenblicke später befand ich mich auf dem Platze vor dem Stadthause, wohin zu gelangen ich mich beeilte.

Das Stadthaus von Aachen ist wie der Münster ein Bau, der fünf oder sechs andere in sich aufsammelt. Von zwei Seiten einer düstern Facade mit langen schmalen und aneinander gedrängten Fenstern, welche von Carl

dem V., herrührt, erheben sich zwei Warten, die eine niedrig, rund, breit und platt gedrückt, die andere hoch, schlank und vierwinklicht. Die zweite ist ein schönes Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts. Die erste ist ganz einfach der berühmte Granusthurm, welchen man mühsam unter dem fremdartigen krummen Aufsatz, womit er bekopfschmückt ist, erkennt. Dieser Aufsatz, der sich etwas kleiner auf dem Thurme wiederholt, gemahnt wie eine Pyramide aus gigantischen Turbanen, die in allen Gestalten und Größen aufeinander gesetzt, in einem sehr spitzen Winkel abfallen. Am Fuße der Facade entwickelt sich eine breite Treppe, auf Art jener im Hofe des weißen Rosses zu Fontainebleau. Gegenüber in der Mitte des Platzes steht ein Marmorbrunnen, aus der Renaissance-Zeit und im achtzehnten Jahrhundert etwas nachgebessert, und trägt auf einem breiten metallenen Becken die Bronze-Bildsäule Carl des Großen mit Krone und Waffenschmuck. Zur Rechten und zur Linken tragen zwei andere kleinere Brunnen auf ihren Gipfeln zwei aufgeschreckte und wilde schwarze Adler, halb dem ernsten und ruhigen Kaiser zugewendet.

Hier, auf diesem Platze, in diesem römischen Thurme vielleicht, mag Carl der Große geboren sein.

Dieser Brunnen, diese Facade, diese Warten, alles das ist königlich, melancholisch und ernst. Carl der Große ist noch immer da. In seiner mächtigen Einheit festigt er all das Ungereimte dieser Gebäude zusammen.

Der Granusthurm erinnert an Rom, seine Vorgängerin; die Facade und die Brunnen an Carl den V., den größten seiner Nachfolger. Nichts gibt es hier, das nicht mahnte, und selbst die orientalische Gestalt der Warten erinnert gewissermaßen an den herrlichen Kalifen Harun-al-Raschid, seinen Freund.

Der Abend brach herein; ich hatte meinen ganzen Tag vor diesen großen, bedeutungsvollen Erinnerungen zugebracht; mir schien es, der Staub von zehn Jahrhunderten liege auf mir; ich fühlte das Bedürfniß aus der Stadt hinaus zu eilen, Luft einzuathmen, Felder, Bäume und Vögel zu sehen. Das drängte mich aus Aachen hinaus in den frischen grünen Alleen, wo ich bis in die Nacht verblieb, und vor den alten Mauern herumirrte. Aachen hat noch seine Festungswerke und Thürme. Vauban drang noch nicht bis hieher. Nur die unterirdischen Gänge, die aus den Untergewölben des Stadthauses und des Münsters nach der Abtey von Burscheid, ja bis nach Limburg führten, sind heut zu Tage verschüttet und zerstört.

Als es Nacht wurde setzte ich mich auf einen Rasenabhang. Aachen breitete sich ganz vor mir aus in seinem Thale wie in einem niedlichen Gefäße. Nach und nach verwischte der Abendnebel, die gezackten Dächer der alten Straßen berührend, die Umrisse der beiden Warten, welche sich in der Entfernung den Thürmen der Stadt anreiben und ihr halben Wegs das moskowiti-

sche und asiatische Profil des Kremls verleihen. Aus dieser ganzen Stadt sonderten sich jetzt nur noch zwei erkennbare Massen ab: das Stadthaus und der Münster. Da tauchten alle meine Anregungen, meine Gedanken, meine Visionen von diesem Tage neuerdings in mir auf. Die Stadt selbst, die berühmte symbolische Stadt, verklärte sich vor meinem Geist und meinen Augen. Die eine der beiden schwarzen Massen, die ich noch und die allein ich erkennen konnte, war für mich jetzt nichts als die Krippe eines Kindes, die andere die Decke eines Todten; und von Zeit zu Zeit und in dem tiefem Sinnen, worein ich versunken, glaubte ich den Schatten jenes Riesen, den wir Carl den Großen nennen, langsam am blassen Nachthimmel emporsteigen und zwischen dieser großen Wiege und diesem großen Sarge hinschweben zu sehen.

Zehnter Brief.

Köln.

Andernach, 11. August.

Lieber Freund, ich bin über mich selbst aufgebracht. Ich ging durch Köln wie ein Barbar. Kaum daß ich achtunddvierzig Stunden dort verweilte. Ich hatte mir vorgenommen vierzehn Tage dort zuzubringen: aber nach einer langen Woche ewigen Regens und Unwetters leuchtete plötzlich ein so schöner Sonnenstrahl über den Rhein hin, daß ich ihn schnell benutzen und die Freuden und Reize der Flußfahrt und der herrlichen Ufer genießen wollte. Demnach verließ ich heute Köln auf dem Dampfschiffe „Cockerill“. Ich ließ die Stadt Agrippas hinter mir, ohne die alten Gemälde zur heil. Maria im Kapitol gesehen zu haben; eben so wenig sah ich die mosaikbelegte Gruft zu St. Gereon; eben so wenig die Kreuzigung Petri, von Rubens für die alte halbrömische Peterskirche gemalt, worin er getauft worden; eben so wenig die Gebeine der eilftausend Jungfrauen im Ursulakloster; eben so wenig den unverweslichen Leichnam

des Märtyrers Albinus; eben so wenig den silbernen Sarkofag des heil. Cunibert; ich sah weder das Grabmal von Duns Scotus in der Minoritenkirche, noch jenes der Kaiserin Theophania, Gemahlin Otto des II., bei St. Pantaleon; weder die Maternusgruft in der Lisolphkirche noch die zwei goldenen Gemächer im St. Ursulakloster und im Dom; weder den Saal der Reichssitzungen, jetzt ein Waarenlager, noch das alte Arsenal, jetzt ein Getraide-Magazin. Von Allem dem sah ich nichts. Das ist unsinnig, aber es ist einmal so.

Was besuchte ich also in Köln? Die Kathedrale und das Rathhaus, nichts mehr. Man muß in einer so merkwürdig reichen Stadt wie Köln sein, daß dieses für wenig gelten kann. Denn es sind dies zwei seltene und außerordentliche Bauwerke.

Ich kam in Köln kurz nach Sonnenuntergang an. Augenblicklich schlug ich den Weg nach der Cathedrale ein, nachdem ich zuvor meinen Nachtsack an einen jener würdigen Träger in blauem Rock mit orangegelben Kragen gegeben, welche hier zu Land für den König von Preußen arbeiten (ein gutes und einträgliches Gewerbe, ich versichere es Ihnen, denn der Reisende wird hoch geschätzt und der Träger erhält einen guten Theil davon). Hier eine nützliche Mittheilung: Bevor ich den guten Mann, den Träger verließ, gab ich ihm zu seinem Erstaunen den Auftrag, mein Gepäcke in keinen kölnischen, sondern in einen Gasthof in Deutz zu bringen, welches

eine kleine Stadt jenseit des Rheins und mit Köln durch eine Schiffbrücke verbunden ist. Hier mein Grund: ich suche mir so viel als möglich den Horizont und die Aussicht von meinen Fenstern aus, wenn ich mehrere Tage in einem und demselben Gasthof zu bleiben gedenke. Nun sehen die Fenster von Köln auf Deutz und die von Deutz auf Köln, weßhalb ich meine Wohnung zu Deutz nahm, denn ich bildete mir den unwiderlegbaren Grundsatz: Besser in Deutz wohnen und Köln sehen, als in Köln wohnen und Deutz sehen.

Sobald ich allein war, schritt ich vor mich hin, den Dom suchend und ihn an jeder Straßenecke erwartend. Aber ich kannte diese verworrene Stadt nicht, die Schatten des Abends senkten sich auf die engen Gassen, ich liebe es nicht nach dem Wege zu fragen, und so irrte ich lange genug auf gut Glück herum.

Endlich nachdem mich der Zufall unter eine Art von Thorweg geführt, an dessen linker Seite Etwas wie ein Korridor hinlauft, trat ich plötzlich auf einen geräumigen aber ganz dunklen und öden Platz.

Hier genoß ich ein großartiges Schauspiel. Vor mir, im geisterhaften Helldunkel der Abenddämmerung erhob und breitete sich aus, nahe an einer Menge niederer Häuser mit grillenhaften Giebeldächern, eine ungeheure schwarze Masse mit Spitzen und Thürmchen beladen; soweit davon als eine Armbrust reicht, richtete sich einzeln stehend eine andere schwarze Masse empor,

minder breit aber viel höher, eine Art von hohem gevierteten Festungswerk, an ihren Ecken mit vier hohen Wandthürmen besetzt, und auf der Höhe derselben prangte ein mir unbekanntes, sonderbar gebeugtes Holzwerk, welches die Gestalt einer riesigen Feder auf dem Haupte des alten Schloßthurmes hatte. Dieses Dachwerk war eine Apsis, dieser Streckbau der Anfang eines Thurmes, und diese Apsis und der begonnene Thurm waren der Dom von Köln.

Was mir eine große schwarze Feder als Helmschmuck des dunklen Baues geschienen, war der ungeheure symbolische Krahn, den ich des andern Morgens umhüllt und bepanzert mit Bleiplatten sah, und der von der Höhe des Thurmes jedem Vorübergehenden verkündigt: daß diese unvollendete Kirche fortgesetzt, daß diese Stückwerke von Kirche und Thurm, die jetzt ein weiter Zwischenraum trennt, dereinst sich verbinden und ein gemeinsames Leben leben werden, und daß der Traum Engelberts von Berg, unter Konrad von Hochstädten zum Bau geworden, in einem oder zwei Jahrhunderten die größte Cathedrale der Welt werden soll und daß diese unvollendete Ilyade noch auf ihre Homere wartet.

Die Kirche war geschlossen. Ich nahte mich dem Thurme; seine Dimensionen sind ungeheuer. Was ich für vier Thürme an den vier Ecken genommen, war ganz einfach nur die Bauchung der Gegenpfeiler. Der Bau besteht bis jetzt nur aus dem Unter- und dem ersten

Geschoß, das eine colossale Ogive bildet, und schon erreicht die Baumasse beinahe die Höhe der Thürme von Notre-Dame in Paris. Wenn einstens die plangemäße Spitze auf diesem ungeheuern Steinklotz sitzt, so wird an seiner Seite Straßburg nichts mehr sein. Ich zweifle sogar, daß der ebenfalls unvollendete Thurm von Mecheln auf solcher Geviertbreite und solchem Umfang ruhe.

Ich sagte irgendwo, daß nichts einer Ruine so ähnlich sehe als ein begonnener Bau. Schon haben Brombeeren, Steinbrech und Mauerkraut, kurz alle Gewächse die den Mörtel benagen und ihre Krallen in die Bindungen der Steine hacken, das ehrwürdige Portal erstiegen. Der Mensch hat noch nicht geendigt mit dem Aufbauen und die Natur zerstört bereits.

Der Platz lag noch immer schweigend. Kein Mensch ging darüber hin. Ich hatte mich dem Portal so dicht genähert, als dies ein vorlaufendes starkes Gitter aus dem fünfzehnten Jahrhundert gestattet, und ich hörte die unzähligen kleinen Wälder, die da aufschießen und fortwuchern auf allen Vorsprüngen alter Gemäuer, still im Nachtwinde flüstern. Ein Licht aus einem gegenüberliegenden Fenster fallend, beleuchtete einen Augenblick unter den Bogenwölbungen eine Menge gewählter sitzender Statuetten, Engel und Heilige, die in großen offenen Büchern auf ihren Knien lesen, oder mit erhobenen Fingern sprechen und predigen. Die Einen lernen, die

Andern unterrichten. Ein bewunderungswürdiger Prolog für eine Kirche, die nichts anderes ist als das zu Marmor, Erz und Stein gewordene Wort. Die niedliche Maurerarbeit der Schwalbennester drängt sich von allen Seiten wie eine freundliche Verbesserung an diese strenge Architectur.

Nun erlosch der Lichtstrahl und ich sah nichts mehr als die weite Ogive von achtzig Fuß, ganz offen, ohne Einfassung und Wetterdach, den Thurm von oben bis unten gleichsam aushöhlend und meinen Blick in diese finstern Eingeweide einlassend. In diesem Fenster bildete sich, verkleinert durch die Perspective, das gegenseitige ebenfalls ganz offen stehende Fenster ab, dessen Einsetzrose und Felder sich wie eine Federzeichnung mit unaussprechlicher Reinheit in den klaren durchsichtigen Abendhimmel hinein prägten. Nichts Sinnigeres und Eigenthümlicheres, als diese zierliche kleine weiße in der großen schwarzen Ogive.

Dies war mein erster Gang zum Kölner Dome.

Ich habe Ihnen noch nichts von dem Wege von Aachen nach Köln erzählt. Es läßt sich auch nicht viel davon sagen. Es ist eine einfache Landschaft wie in der Picardie oder Touraine, eine grüne oder gelbliche Fläche, hie und da eine verrenkte Erle oder eine blasse Wand von Pappeln im Hintergrunde. Ich hasse diese ruhige Art von Landschaften nicht, doch entzückt sie mich auch nicht. In den Dörfern sieht man die alten Bäuerinnen

vorüberwandeln wie Gespenster, eingehüllt in lange graue oder blaßrothe Kattunmäntel, deren Kappen sie bis auf die Augen vorschlagen; die jungen Mädchen in kurzen Röcken, eine Binde mit Folie und Glasschmuck um den Kopf, welche kaum ihr üppiges, nach dem Genick abwärts mit einer silbernen Nadel befestigtes Haar verbirgt, spülen fröhlich den Vordertheil der Häuser ab und lassen, wenn sie sich bücken, den Vorübergehenden ihre Kniekehlen sehen, wie auf alten holländischen Bildern. Die Männer tragen blaue Kittel und große Hüte wie Donnerbüchsen, als wären sie Landleute eines constitutionellen Staates.

Die Straße selbst war, weil es stark geregnet hatte, ganz aufgerührt. Fast Niemand begegnete mir, außer zuweilen ein junger, blonder, magerer und blasser Musiker, der zu den Bällen nach Aachen oder Spaa ging, das Ränzel an der Seite, die verhüllte Geige auf dem Rücken, oder den Stock in einer, das Piston-Horn in der andern Hand; angethan mit einem blauen Frack, geblümter Weste, weißer Cravatte und mit halb anschliessenden Pantalons, die wegen des Kothes an den Stiefeln zurückgeschlagen waren: der arme Teufel war also von oben für den Ball, und von unten für die Reise hergerichtet. In einem Feld nächst dem Wege sah ich auch einen hiesigen Jäger: runder apfelgrüner Hut mit großer Lilla-Kokarde aus geschoßenem Atlas, graue Blouse, große Nase, Flinte.

In einer kleinen freundlichen Stadt, welche von Mauern aus Backstein und verfallenen Festungsthürmen umgeben in der Mitte des Weges liegt, und deren Namen ich nicht weiß (Jülich?), bewunderte ich vier köstliche Reisende, die bei offenen Fenstern in dem Erdgeschosse eines Wirthshauses an einer allumfassenden, mit Fleisch, Fisch, Wein, Gebäck und Früchten beladenen Tafel saßen, aßen, tranken, schnitten, bißen, zerstückten und verschlangen: Der Eine roth, der Andere karmoisin, der Dritte purpur, der Vierte violet, gleichsam vier lebendige Versinnlichungen der Gefräßigkeit und Feinschmeckerei. Es kam mir vor, als sähe ich den Gott Schlinghals, den Gott Freßsack, den Gott Schlemmbauch und den Gott Vielfraß tafelnd um ein Gebirge von Eßwaaren sitzen.

Die Gasthöfe sind übrigens in dieser Gegend vortrefflich, mit Ausnahme desjenigen den ich in Aachen bewohnte, (Hotel de l'Empereur) der nur mittelmäßig ist und wo ich auf meiner Stube, um mir die Füße warm zu halten, einen prachtvollen auf die Diele gemalten Teppich hatte: ein Luxus, welcher die außerordentliche Theuerung des genannten Gasthofes in etwas begreiflich macht.

Um über Aachen zu schließen, will ich Ihnen nur noch sagen, daß dort der Nachdruck so gut wie in Belgien blüht. In einer großen Straße, die an das Rathhaus anstößt, sah' ich mich in einem Glaskasten an der Seite Lamartine's ausgestellt, in berühmter und ange-

nehmer Gesellschaft. Das contrefaisirte Portrait dieses preußischen Nachdrucks war etwas weniger häßlich als alle die gräßlichen Karrikaturen, welche die Bilderhändler und Buchhändler, meine Pariser Verleger nicht ausgenommen, dem leichtgläubigen und erschreckenden Publikum als die treue Abschrift meiner Züge verkaufen: eine abscheuliche Verläumdung, gegen welche ich mich hier feierlichst verwahre. Coelum hoc et conscia sidera testor.

Ich lebte übrigens ganz wie ein Deutscher. Ich speiste mit Servietten so groß wie die Schnupftücher und schlief auf Betttüchern so groß wie Servietten. Ich aß Hammelskeule mit Kirschen, Hasenbraten mit Pflaumen und trank vortrefflichen Rheinwein und vortrefflichen Moselwein, welchen letztern ein geistreicher Franzose, der gestern neben mir speiste, vin de demoiselle nannte. Derselbe Franzose stellte, nachdem er seine Flasche entpfropft, den Grundsatz auf: daß das Rheinwasser nicht an den Rheinwein reicht.

In den Gasthöfen sprechen Wirth, Wirthin, Mädchen und Knechte nur deutsch; aber man findet auch immer einen Kellner, der französisch spricht, freilich französisch mit einer starken Färbung des deutschen Landes, in dessen Mitte es vorkömmt, aber dieser Beischmack ist unterhaltend. Gestern hörte ich denselben Reisenden, meinen Nachbar, den Kellner fragen, was die eben servirte

Schüssel enthalte? worauf dieser würdevoll entgegnete: C'est des bichons. Es waren Tauben.

Ein Franzose, der wie ich kein Deutsch versteht, bemüht sich übrigens vergeblich, wenn er an diesen sogenannten premier garçon andere Fragen als die voraussichtlichen oder in den Reisehandbüchern enthaltenen richtet. Dieser Garçon ist nur oben und ganz dünn mit französisch gefirnißt; dringt man ein wenig tiefer, so findet man den Deutschen, den reinen tauben Deutschen.

Ich komme nun zu meinem zweiten Besuche im Dom zu Köln.

Des Morgens ging ich wieder hin. Man gelangt in dieses Meisterwerk von Kirche durch einen Vorhof verfallener Gemäuer. Hier wird man von der Armuth belagert. Indem ich einige Scheidemünzen an sie gab, fiel es mir bei, daß Köln vor der französischen Besezzung 12000 Bettler hatte, welche sich des Privilegiums erfreuten, die festen und bestimmten Plätze, wo sie das Almosen einsammelten, auf ihre Kinder zu übertragen. Diese Einrichtung verschwand. Die Aristokratieen hören alle auf. Unser Jahrhundert hatte eben so wenig Rücksicht für die erbliche Bettelei als für die erbliche Pairie. Jetzt wissen diese Baarfüßler nicht, was sie ihren Familien vererben sollen.

Ist man über die Armuth hinweg, so tritt man in die Kirche.

Ein Wald von Pfeilern, Säulen und Säulchen, die

mit ihren Untertheilen in Bretterverkleidungen stecken und ihre Gipfel in eine Schlüsselbindung gedrückter Gewölbe strecken, die jetzt auch umbrettert, von verschiedenartiger Krümmung und ungleicher Höhe sind; in der Kirche wenig Licht; alle diese tief herabreichenden Gewölbe lassen den Blick kaum höher als vierzig Fuß reichen; zur Linken vier oder fünf herrlich blitzende Fenster mit Glasmalereien, die von dem Holzplafond bis auf den Boden herabgehen, wie breite Tücher voll Topasen, Smaragden und Rubinen; zur Rechten eine Menge von Gerüsten, Winden, Seilen, Hissen, Hebe- und Wellbäumen; im Hintergrund der Chorgesang, die vollen Stimmen der Sänger und der Präbendare, das schöne Latein durch Weihrauchwolken und Gewölbe schallend, eine Orgel die in wunderbar süßen Tönen erklingt; im Vordertheil das Knirschen der Sägen, das Knarren der Hebeböcke und Krahnen, das betäubende Gepolter der Hämmer auf den Brettern: — So ist mir das Innere des Domes von Köln erschienen.

Diese gothische Kathedrale, verehlicht mit einer Zimmermanns-Werkstätte; dieses edle Stiftsfräulein, von einem groben Maurer geheirathet; diese große Dame, gezwungen ihre ruhigen Gewohnheiten, ihr edles sinniges Leben, ihren Gesang, ihr Gebet, ihre geistige Sammlung mit diesem Lärm, diesen rohen Gesprächen, dieser schlechten Gesellschaft zu vereinigen, diese ganze Mißverbindung macht anfänglich einen sonderbaren Eindruck, der daher

rührt, weil wir nicht mehr gothische Kirchen bauen zu sehen gewohnt sind, der aber gar bald verschwindet, wenn man bedenkt, daß eigentlich nichts natürlicher ist. Der Krahn auf dem Thurme bewährt seine Bedeutung. Man hat das im Jahre 1499 unterbrochene Werk aufgenommen. All' dieser Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen ist nothwendig. Der Dom von Köln wird fortgesetzt und wenn es Gott gefällt, beendigt. Nichts ist vernünftiger, wenn man nur zu endigen versteht.

Diese Pfeiler, die das hölzerne Gebälk tragen, bilden das entworfene Schiff, welches eines Tages die Apsis mit dem Thurme verbinden wird.

Ich betrachtete mir die Glasmalereien genau, welche aus der Zeit Maximilians herrühren und mit jener kräftigen und prächtigen Uebertriebenheit der deutschen Renaissance gemalt sind. Da wimmelt es von Königen und Rittern mit ernsten Gesichtern, mit stolzer Haltung, mit riesigen Helmbüschen und =Decken, mit großen Pickelhauben und ungeheuern Schwertern, bewaffnet wie Henker, gekrümmt wie Häscher, kopfgeschmückt wie Schlachtrosse. In ihrer Nähe befinden sich ihre Frauen, oder vielmehr ihre furchtbaren Weibchen, in den Fensterecken knieend mit Gesichtern wie Löwinnen und Wölfinnen. Die Sonne durchdringt diese Gestalten, gießt Feuer in ihre Augen und macht sie leben.

Eines der Glasbilder wiederholt den schönen Stoff,

dem ich schon so oft begegnet, die Abstammung der Jungfrau. Zu unterst des Bildes liegt der Riese Adam im Kaiserkleide auf dem Rücken. Aus seinem Leibe wächst ein großer Baum empor, der das ganze Fenster ausfüllt und auf seinen einzelnen Zweigen die gekrönten Vorfahren Maria's, wie David die Harfe spielend, Salomo nachsinnend, darstellt; zu oberst des Baumes öffnet sich in einem dunkelblauen Felde die letzte Blüthe und zeigt die Jungfrau mit dem Kinde.

Einige Schritte weiter las ich auf einem großen Pfeiler folgende traurige und resignirte Grabschrift:

INCLITUS ANTE FUI COMES EMUNDUS
VOCITATUS, HIC NECE PROSTRATUS, SUB
TEGOR UT VOLVI. FRISHEIM, SANCTE,
MEUM FERO, PETRE, TIBI COMITATUM,
ET MIHI REDDE STATUM, TE PRECOR,
AETHEREUM. HAEC LAPIDUM MASSA
COMITIS COMPLECTITUR OSSA.

Ich schrieb dieses Epitaph, wie es auf der senkrechten Steintafel steht, als Prosa ab und ohne alle Anzeichnung der etwas barbarischen Hexameter und Pentameter, welche die Dystichen bilden. Der Schlußvers mit gereimter Cäsur hat eine falsche Sylbenlänge in dem Worte massa, was mich in Erstaunen setzte, weil sich das Mittelalter auf lateinische Verse verstand.

Die linke Seite des Schiffs ist nur erst angedeutet und lauft auf ein großes, kaltes, häßliches, langweiliges

und nur mit ein paar Beichtstühlen besetztes Oratorium hinaus. Ich eilte nach der Kirche zurück und drei Dinge fielen mir, als ich das Oratorium verließ, zugleich auf: Zu meiner Linken eine allerliebste kleine Kanzel aus dem sechszehnten Jahrhundert, sehr geistreich gedacht und trefflich in schwarzem Eichenholz ausgeführt; etwas weiter hin das Gitter des Chores, ein seltenes und vollendetes Modell vorzüglicher Schlosserarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts, und mir gegenüber ein sehr schönes Empor mit stämmigen Pilastern und niedrigen Arcaden im Style unserer Nach-Renaissance, welches wie ich vermuthe für die betrübte flüchtige Königin Maria von Medicis eingerichtet wurde.

Am Eingang des Chores in einem eleganten Rokoko-Schranke schimmert und leuchtet eine ächt italienische Madonna, mit Lahn und Flitter beladen, wie desgleichen ihr Kindlein. Unter dieser reichen Madonna mit Hals- und Armbändern von Perlen steht als auffallender Gegensatz ein massiver Almosen-Stock, der Gestalt nach aus dem zwölften Jahrhundert, mit eisernen Ketten und Vorlegschlössern umringt und halb in den grob behauenen Granitblock hineingedrückt, gleich einem Klotze, der in's Pflaster hineingezwungen worden.

Als ich die Augen in die Höhe hob, sah ich in der Ogive über mir goldene Stäbchen an einem querlartigen Dreieck hängen. Zur Seite dieser Stäbe steht folgende

Inschrift: Pendere quot vides baculos, tot episcopus annos Huic Agrippinae praefuit ecclesiae.

Ich liebe diese ernste Weise, die Jahre zu zählen, und dem Erzbischofe recht sichtbar vor Augen zu legen, wie viel Zeit er bereits gut angewendet oder verloren hat. Jetzt (1839) hängen drei Stäbe in dem Gewölbe.

Der Chor ist das Innere dieser Apsis, welche bis zur Stunde so zu sagen der ganze berühmte Dom von Köln ist, denn die Thurmspitze, die Wölbung des Schiffes und das Nebenschiff fehlen.

Dieser Chor ist voll von Reichthümern. Sakristeien voll von kostbarem Getäfel, Kapellen voll von meisterhaften Schnitzwerken; Bilder aus allen Kunst-Epochen, Grabmäler von allen Formen; Erzbischöfe aus Granit, die in einer Art von Festungswerk liegen, Erzbischöfe aus Probierstein auf Bahren, welche von einer Prozession kleiner Figuren getragen werden, Erzbischöfe aus Bronce auf der Erde, Erzbischöfe aus Holz, die vor den Altären knieen; Generallieutenants aus der Zeit Ludwig des XIV. auf ihre Grabmäler gestützt, Ritter aus den Kreuzzügen mit ihren Hunden, die sich anhänglich an ihre Stahlfüße drängen; Bildsäulen der Apostel in goldenen Gewändern; Beichtstühle aus Eichenholz mit gewundenen Säulen; herrliche Domherrnstühle; gothische Taufbecken in Form von Särgen; Altarblätter mit Statuen; kostbare Fragmente von Glasmalereien; Verkün-

digungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert auf Goldgrund mit reichen, außen weißen, innen buntfarbigen Flügeln des Engels, welcher die Jungfrau ansieht und fast begehrlich betrachtet; Tapeten nach Zeichnungen von Rubens gemalt; eisernes Gitterwerk, welches man von Quintin Messis, Schränke mit gemalten und vergoldeten Flügeln, die man von Franc Floris halten könnte.

Aber alles das, man muß es gestehen, ist in bedeutendem Verfall. Wenn Jemand den Kölner Dom von außen fertig baut, dann weiß ich nicht, wer ihn inzwischen im Innern zerstört. Da giebt es kein Grabmal, dessen Figuren nicht verstümmelt oder abgebrochen wären; kein Gitter, das dort nicht verrostet wäre, wo es ehedem vergoldet war. Staub, Rost und Schmutz sind überall. Die Fliegen verunreinigen das ehrwürdige Antlitz des Erzbischofs Philipp von Heinsberg. Der Mann von Erz, der auf jener Platte liegt, der Konrad von Hochstädten heißt und diese Kirche bauen konnte, kann sich jetzt aus den Spinnengeweben nicht herauswinden, die ihn, wie einen Gulliver, mit zahllosen Netzen an den Boden gefesselt halten. Siehe da, die Arme von Erz sind nicht so viel werth wie die Arme von Fleisch.

Ich mag es wohl glauben, daß die bärtige Statue eines liegenden Greises, die ich zerbrochen und verstümmelt in einem finstern Winkel sah, von Michel Angelo sei. Das erinnert mich daran, daß ich zu Aachen in einer Ecke des alten Kirchfriedhofs die berühmten

antiken Marmorbildsäulen, welche Napoleon weg- und Blücher zurückgenommen, wie alte Baumstämme daliegen sah, welche des Behauers warten. Napoleon hatte sie für den Louvre genommen, Blücher brachte sie für ein — Beinhaus zurück.

Ein Wort, das ich schon oft in der Welt gesagt, heißt: wofür ist das gut?

Ich fand in diesem ganzen Verfalle nur zwei Grabmäler, die etwas respectirt und zuweilen abgestaubt wurden: die Kenotaphe der Grafen von Schauenburg. Die beiden Grafen von Schauenburg sind eines jener Paare, welche Virgil voraus geahnt zu haben scheint. Beide waren Brüder, beide Erzbischöfe von Köln, beide wurden in demselben Chore begraben, beide haben schöne Grabmäler aus dem siebzehnten Jahrhundert einander gegenüber. Adolph blickt nach Anton hin.

Ich hab es bisher mit Willen übergangen, um später ausführlicher davon zu reden, Ihnen über den ehrwürdigsten Inhalt der Kathedrale von Köln, das berühmte Grab der heiligen Dreikönige etwas zu sagen. Es ist dies ein ziemlich geräumiges Gemach aus Marmor aller Farben, mit einem dichten kupfernen Gitter geschlossen; gemischter und bizarrer Baustyl, worin die Style von Ludwig dem XIII. und von Ludwig dem XV. ihr gefallsüchtiges und ihr schwerfälliges Wesen vermengen. Das Grab liegt hinter dem Hauptaltar in einer mittäglichen Kapelle der Apsis. Drei Turbane, die sich

mit der Zeichnung des Gitters vermischen, fesseln zuerst den Blick. Man richtet das Auge dahin und gewahrt einen Basrelief, die Anbetung der Könige vorstellend; man blickt darunter und liest folgendes mittelmäßige Dystichon:

Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum.
Ex his sublatum nihil est alibive locatum.

Hier bemächtigt sich ein heiterer und zugleich ernster Gedanke des Geistes. Hier also ruhen die drei poetischen Könige des Morgenlands, die da kamen vom Sterne geleitet, ab Oriente venerunt, und die das Kind anbeteten im Stalle, et procidentes adoraverunt. Auch ich betete an. Ich gestehe es, daß nichts mich so sehr rührt, als diese Legende, aus Tausend und einer Nacht in das Evangelium verflochten. Ich näherte mich dem Grabmal, und durch das eifersüchtig geschlossene Gitter und durch ein dunkles Glas sah ich im Schatten einen großen und wunderbaren byzantinischen Reliquienkasten aus massivem Gold, von Arabesken, Perlen und Diamanten blitzend, gerade wie man durch die Finsternisse von zwanzig Jahrhunderten und durch das düstere und strenge Gewebe kirchlicher Traditionen die orientalische und blendende Geschichte der drei Könige erblickt.

Zu beiden Seiten des ehrwürdigen Gitters reichen zwei Hände von vergoldetem Kupfer aus dem Marmor heraus und halten jede eine Almosenbüchse hin, unter

die das Capitel folgende indirecte Aufforderung eingraben ließ:

Et apertis thesauris suis obtulerunt ei munera.

Dem Grabe gegenüber brennen drei kupferne Lampen, deren eine den Namen Caspar, die andere Melchior und die dritte Balthasar führt. Es ist ein geistreicher Gedanke, vor diesem Grabmal gleichsam die drei Namen der Magier leuchten zu lassen.

Als ich mich entfernte, stieß ich mit dem Fuße an eine Spitze, ich senkte das Auge, es war der Kopf eines Kupfernagels, der aus der breiten Marmorplatte, worauf ich stand, hervorragte. Ich erinnerte mich alsbald, indem ich den Stein untersuchte, daß Marie von Medicis gewünscht hatte, ihr Herz solle in dem Boden der Kathedrale vor der Kapelle der heiligen Dreikönige begraben werden. Diese Platte, die ich mit Füßen trat, umschloß gewiß ihr Herz. Früher lag über dieser Platte, wie man noch an den Spuren bemerkt, ein vergoldetes Bronze- oder Kupferblatt, worauf nach deutscher Sitte der Wappenschild und das Epitaph der Todten stand, und zu dessen Befestigung der Nagel diente, an den mein Fuß gestoßen. Als die Franzosen Köln besetzten, haben revolutionaire Ideen und wahrscheinlich auch irgend ein speculativer Kupferschmied dieses liliengeschmückte Blatt abgerissen wie auch andere die es umgaben, denn eine Menge kupferne Nägel, die aus den nahgelegenen Steinplatten hervorblicken, deuten ähnliche Fortschaffun-

gen zahlreich an. Dergestalt sah sich die arme Königin zuerst vertilgt aus dem Herzen Ludwig des XIII., ihres Sohnes, dann aus dem Andenken Richelieus, ihres Geschöpfes; endlich vollends vertilgt vom Erdboden.

Was das Schicksal doch für sonderbare Launen hat! Diese Königin Marie von Medicis, die Wittwe Heinrich des IV., verbannt, verstoßen, nothleidend, — und wenige Jahre später ihre Tochter Henriette, Wittwe Karl des I., kam nach demselben Köln, um da im Jahre 1642 zu sterben, im Hause Ibach, Sterngasse Nr. 10, in demselben Hause worin fünfundsechzig Jahre früher, im Jahre 1577, Rubens, ihr Maler, geboren worden.

Der Dom von Köln am hellen Tage betrachtet und jener phantastischen Vergrößerungen entkleidet, die der Abend allen Gegenständen verleiht und die ich „die Dämmerungs-Größe" nenne, schien mir, aufrichtig gestanden, etwas von seiner Erhabenheit zu verlieren. Die Linien sind immer schön, aber das Profil erscheint etwas trockner. Das kommt vielleicht von dem ängstlichen Eifer, mit welchem der gegenwärtige Baumeister diese ehrwürdige Apsis kittet und zusammenstopft. Alte Kirchen muß man nicht zu neuen machen wollen. Bei dieser Arbeit, welche die Linien, um sie zu fixiren, unmerklich verkleinert, verliert das Geheimnißvolle der Umrisse. Wie sich jetzt Alles darstellt und als Masse, ist mir der unausgeführte Thurm lieber als der fertige Theil der Apsis. Auf jeden Fall aber, selbst auf die Gefahr hin

gewissen Klüglern zu mißfallen, welche aus dem Kölner Dome ein Parthenon der christlichen Baukunst machen wollen, sehe ich, was mich betrifft, keinen Grund, diese Kirchenhaube unseren alten und fertigen Kathedralen zu Amiens, zu Reims, zu Chartres und zu Paris vorziehen zu sollen.

Ich behaupte sogar, daß die wenig bekannte, selten gerühmte und gleichfalls unvollendet gebliebene Kathedrale zu Beauvais weder der Masse noch den Einzelnheiten nach, hinter dem Kölner Dome zurückbleibt.

Das Rathhaus von Köln, nicht weit vom Dome gelegen, ist eines jener überraschenden Misch-Gebäude, aus Stücken aller Zeiten und aller Style bestehend, wie man sie in den alten Gemeinden findet, die sich selbst gestalteten, und in gleicher Weise auch ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche gründeten. Die Art der Gestaltung solcher Bauwerke und solcher Gemeinden ist sehr interessant zu studieren. Es gibt da mehr Anhäufung als Aufbau, mehr allmähligen Zuwachs, eigenwillige Vergrößerung, ja Eingriffe in fremde Gerechtsame; nichts wurde nach einem regelmäßigen und vorher entworfenen Plane ausgeführt; Alles entstand von Zeit zu Zeit und je nachdem Bedürfnisse eintraten.

So war das Rathhaus von Köln, das in seinen Grundwerken wahrscheinlich manches römische Gewölbe umfaßt, um das Jahr 1250 nichts als ein ernstes schwerfälliges Wohnhaus mit Ogiven wie unser Pfeiler-

Haus; dann sah man ein, daß man einer Warte für Sturmglocken, bei Aufruhr, für Waffen-Beuten und für die Nachtwache bedürfe, und das vierzehnte Jahrhundert erbaute einen schönen Thurm, bürgerlich und feudal zugleich; später unter Maximilian als der heitere Odem der Renaissance in die düsteren Steinblätter der Kirchen hineinwehte, erwachte überall Geschmack an Zier- und Schmuckwerken, die Schöffen von Köln fühlten das Bedürfniß, ihrem Rathhaus ein neues Kleid anzulegen, sie riefen aus Italien irgend einen Architecten vielleicht Schüler des alten Michel Angelo, oder aus Frankreich irgend einen Bildhauer, vielleicht Freund des jungen Jean Goujon, herbei und sie bekleideten ihre schwarze Facade aus dem dreizehnten Jahrhundert mit einer kühnen und prächtigen Vorhalle. Einige Jahre später wollten sie einen Spazierplatz an ihrer Stadtcanzlei haben, und sie bauten sich einen gefälligen Hinterhof mit Gallerien und Arcaden, kostbar aufgeschmückt mit Wappenschildern und Basreliefs, die ich gesehen habe, die aber in einigen Jahren Niemand mehr sehen wird, denn man läßt sie verfallen. Endlich unter Carl dem V. sahen sie ein, daß sie einen großen Saal für Versteigerungen, gerichtliche Ausrufe und für Bürgerversammlungen brauchten, und sie führten gegenüber ihrer Warte und Vorhalle ein reiches Hauptgebäude ohne Seitenflügel auf aus Stein und Ziegeln, im besten Geschmack und in edelster Anordnung. Heut zu Tage bilden das Schiff

aus dem dreizehnten, die Warte aus dem vierzehnten Jahrhundert, die Vorhalle und der Hinterhof von Maximilian und der Saal von Carl dem V., alle mit der Zeit und mit einander alt geworden, erfüllt mit Ueberlieferungen und Erinnerungen reicher Ereignisse, und durch Zufall und Bedürfniß auf originelle und malerische Weise mitsammen verbunden, das Rathhaus von Köln.

Im Vorübergehen bemerke ich, mein Freund, daß dieses sowohl als Ergebniß der Kunst wie als Abdruck der Geschichte etwas mehr werth ist, als jene kalte und matte Bauerei, gefälscht durch die dreifachen mit Archivolten überladenen Vorderseiten, gefälscht durch die ärmliche und kleinliche Eintönigkeit ihrer Ornamente, worin sich Alles wiederholt und nichts hervortritt, gefälscht endlich durch ihre verstümmelten Dächer ohne Firste und Schornsteine, — mit welcher gewisse Maurer im Angesichte unserer guten Stadt Paris das herrliche Meisterwerk von Bocador ersticken. Wir sind doch sonderbare Leute: wir lassen das Hotel de La Tremouille niederreißen und solches Zeug bauen! wir dulden es, daß Herren, die sich Baukünstler wähnen und nennen, tückisch zwei oder drei Fuß abtragen, das heißt das ganze herrliche Spitzdach von Dominik Bocador verderben, um es jenen abscheulichen glatten Dächern, die sie erfunden haben, gleich zu machen. Sind wir denn noch dasselbe Volk, welches seinen Corneille bewundert und ihn von

einem Herrn Andrieux ergänzen, reinigen und verbessern läßt! — Doch genug, kehren wir nach Köln zurück.

Ich stieg auf die Warte und von hier sah' ich bei einem grauen und ernsten Himmel, der zu den Gebäuden rings und zu meinen Gedanken stimmte, diese ganze bewunderungswürdige Stadt zu meinen Füßen.

Köln am Rhein wie Rouen an der Seine, wie Antwerpen an der Schelde und wie alle Städte, die an breiten Strömen liegen, über die nicht leicht hinüber zukommen ist, hat die Gestalt eines gespannten Bogens, worin der Fluß die Sehne beschreibt.

Die Dächer sind aus Schiefer, dicht an einander gedrängt, spitzschneidig wie gebrochene Kartenblätter; die Straßen sind schmal, die Giebel hoch. Eine röthliche Rundlinie von Mauerwerk und Festungsbau aus Backstein, die hie und da über die Dächer hereinsieht, preßt die Stadt wie ein schnallender Gürtel an den Fluß, abwärts an das Thürmchen und aufwärts an den herrlichen Bayenthurm, auf dessen Vorzinne sich ein Bischof aus Marmor erhebt, der den Rhein segnet. Vom Thürmchen bis zum Bayenthurm entwickelt die Stadt das Ufer entlang eine Reihe von Fenstern und Facaden. Inmitten dieser langen Linie führt eine große Schiffbrücke, anmuthig gegen den Strom hinausgerundet, über den hier sehr breiten Fluß und verbindet das diesseitige Ufer, woran der große Haufen schwarzer Häuser, Köln geheißen, liegt,

mit dem jenseitigen und mit der kleinen Gruppe weißer Häuser, die man Deutz nennt.

Unter dem dichten Gemäuer Kölns mitten zwischen Dächern, Thürmen und Giebelfenstern, die mit Blumen geschmückt sind, steigen empor und drängen hervor siebenundzwanzig Kirchen, worunter, ohne den Dom zu zählen, vier majestätische romanische Kirchen, jede von andrer Zeichnung und durch Schönheit und Großartigkeit würdig Kathedralen vorzustellen: St. Martin gegen Nord, St. Gereon gegen West, die h. Apostel gegen Süd und Maria im Kapitol gegen Ost, gestalten sich wie ungeheure Knotenbindungen von Apsen, Thürmen und Thürmchen.

Betrachtet man die Stadt selbst, so lebt und pulst Alles darin. Die Brücke schwankt unter Fußgehern und Wagen, der Strom ist voll von Segeln, die Ufer von Masten. Alle Straßen wimmeln, alle Kreuzwege sprechen, alle Dächer tönen. Hie und da drängen sich grüne Bäume an die schwarzen Häuser und die alten Steingebäude erhellen die Eintönigkeit ihrer Schieferdächer und Vordertheile durch ihre hohen mit Blumen, Blättern und Früchten der Bildhauerkunst geschmückten Friese, worauf sich freundliche Tauben niederlassen.

Rings um diese große Commune, welche kaufmännisch durch Industrie, militairisch durch die Lage, seefahrend durch den Fluß ist, dehnt und breitet sich eine weite und reiche Ebene, die nach Holland zu wellt und absinkt, die

der Rhein durchschneidet und die im Nordost die historische Gruppe der Siebengebirge krönt, diese wunderbare Wiege reicher Ueberlieferungen und Legenden.

Holland also und sein Handel, Deutschland und seine Poesie, gleichsam die beiden größten Aussichten für den Menschenkreis, das Positive und das Ideale, erheben sich unter dem Horizont von Köln, das selbst eine Stadt des Handels und der Träume ist.

Von der Warte hinabsteigend blieb ich unten vor der reizenden Vorhalle aus der Renaissance stehen. Ich nannte sie früher eine kühne, ich hätte sie eine sieghafte nennen sollen: denn der Obertheil dieser ausgezeichneten Composition besteht aus einer Reihe kleiner Triumphbogen, welche wie Arcaden an einander stoßen und, der Zeit und den Inschriften nach, folgenderweise gewidmet sind: Der erste an Cäsar, der zweite an August, der dritte an Agrippa, den Gründer Kölns (Colonia Agrippina) der vierte an Constantin, den christlichen Kaiser, der fünfte an Justinian, den Kaiser und Gesetzgeber, der sechste an Maximilian, den lebenden Kaiser. Auf der Facade hat der dichterische Bildhauer drei Basreliefs angebracht, welche die drei Löwenbändiger Milo von Croton, Pipin den Kurzen, und Daniel vorstellen. Zu beiden äußern Seiten sieht man Milo von Croton, der die Löwen durch Körperkraft zwang, und Daniel, der sie durch die Macht des Geistes unterwarf; zwischen Daniel und Milo, gleichsam ein natürliches Band, um

einen mit dem andern zu verbinden, stellte der Künstler Pipin den Kurzen, der die wilden Thiere mit vereinter physischer und moralischer Kraft, die den Krieger macht, angriff. Zwischen der rohen Gewalt und der geistigen Macht steht der Muth; zwischen dem Athleten und dem Propheten der Held.

Pipin hat das Schwert in der Hand und den linken Arm, mit dem Mantel umwickelt, in den Rachen des Löwen versenkt; der Löwe mit offenem Gebiß und Klauen steht in jener furchtbaren Stellung auf den Hinterbeinen, welche die Heraldik den aufrechten Löwen nennt; Pipin hält ihm heldenmüthig Stand: er bekämpft ihn. Daniel steht unbeweglich aufrecht, die Arme hängend, die Augen zum Himmel erhoben, während die Löwen sich zutraulich zu seinen Füßen schmiegen; der Geist kämpft nicht: er triumphirt. Milo von Croton, die Arme in den Baumstamm geklemmt, schlägt um sich, der Löwe fällt ihn an; das ist der Todeskampf des blinden und bestraften Selbstdünkels, der die Muskeln und Glieder dieses Körpers anschwellt; die rohe Kraft unterliegt. Die drei Basreliefs sind von tiefer Bedeutung; der letzte von einem furchtbaren Ausdruck. Es ist ein gräßlicher Gedanke, der, vielleicht ohne daß es der Künstler selbst wußte, aus dieser Dichtung hervortritt. Die Natur, die sich an dem Menschen rächt, die Vegetation und das Thier gemeinschaftliche Sache machend, die Eiche, die dem Löwen zu Hülfe kommt.

Unglücklicher Weise sind Archivolten, Basreliefs, Simswerke, Karnieße und Pfeiler, kurz diese ganze schöne Vorhalle restaurirt, geschaben, verstrichen und bemörtelt und das mit einer beweinenswerthen Sauberkeit.

Als ich aus dem Rathhause trat, schritt ein Mann, mehr gealtert als alt, mehr zusammengesunken als gekrümmt, von bedaurungswürdigem Aussehen aber stolzem Gange über den Platz. Dieser Mensch ist ein Poet, der in den Kneipen von seinen Renten lebt und Heldengedichte macht. Der Name ist übrigens ganz unbekannt. Er machte, wie mein Führer voll Bewunderung für ihn versicherte, große Gedichte gegen Napoleon, gegen die Revolution von 1830, gegen die Romantiker, gegen die Franzosen und ein anderes großes Gedicht, um den jetzigen Kölnischen Baumeister dahin zu vermögen, daß er den Dom in Art des Pariser Pantheons fortsetze. Das Dichten mag hingehen. Aber der Mensch steckt in einem seltenen Schmutze. In meinem Leben sah ich keinen so selten ausgebürsteten Kautz. Ich glaube nicht, daß wir in Frankreich Jemand habe, der mit diesem epischen Dichter zu vergleichen wäre.

Zum Ersatz eilte kurz darauf, als ich irgend eine enge und dunkle Straße durchschritt, aus einem Barbierladen ein alter Mann mit lebhaften Augen auf mich zu und schrie: Monsieur! monsieur! fous Français! oh! les Français! ran! plan! plan! ran! tan! plan! la querre à toute le monde! Prafes! prafes! Napolion, n'est-ce pas? La

querre à toute l'Europe! Oh! les Français! pien prafes! monsieur! La païonnette au qui à tous ces Priciens! eine ponne quilpite gomme à Jénâ! Prafo les Français! ran! plan! plan!

Ich gestehe, daß mir diese öffentliche Anrede gefiel. Groß steht Frankreich in den Erinnerungen und in den Hoffnungen dieser Völker da. Dieses ganze Rheinufer liebt, ich möchte sagen — erwartet uns.

Des Abends als die Sterne glänzten ging ich auf der andern Seite des Flusses, an dem Ufer Köln gegenüber spazieren. Vor meinen Augen lag die ganze Stadt, deren zahllose Giebel und dunkle Thürme sich mit allen ihren Einzelnheiten auf dem blassen Abendhimmel abzeichneten. Zu meiner Linken erhob sich wie der Riese Kölns der hohe Thurm von St. Martin mit seinen beiden durchsichtigen Nebenthürmchen. Mir fast gegenüber ragte die düstere Apsis der Kathedrale mit ihren spitzen Thürmchen empor und gestaltete sich wie ein ungeheurer Igel, am Flußufer hingekauert, daran der Thurmkrahn den Schwanz und ein Paar unten angezündete Laternen die Augen zu bilden schienen. Im Dunkel vernahm ich nichts als das freundlich milde Schauern des Flusses zu meinen Füßen, die dumpfen Schritte eines Pferdes auf der Schiffbrücke und aus der Ferne, wo ich eine Schmiede sah, den hellen Klang des Hammers auf den Ambos. Kein Geräusch aus der Stadt scholl über den Rhein herüber. Die Fenster leuchteten

und unter der Schmiedte mit ihrem hellflammenden Heerde hing und dehnte sich im Wasser ein langer Lichtstreif hin, als hätte man diesen Sack voll glühender Kohlen in den Fluß geschüttet.

Aus diesem schönen und düstern Ganzen entwickelte sich in mir eine trübe Träumerei. Ich sprach zu mir: — Die germanische Stadt ist verschwunden, die Stadt Agrippas ist verschwunden, die Stadt des h. Engelbert steht noch. Aber wie lang wird das währen? Der Tempel, den dort unten die h. Helena erbaut, ist vor tausend Jahren zusammengestürzt; der Dom, den der Erzbischof Hanno gegründet, wird zusammenstürzen. Diese Stadt wird durch ihren Fluß abgenützt. Täglich stürzt ein alter Stein, ein altes Andenken, ein alter Gebrauch während des Anlandens von zwanzig Dampfschiffen herab. Nicht ungestraft liegt eine Stadt an der großen Pulsader von Europa. Köln, wiewohl nicht so alt als Trier und Solothurn, die beiden ältesten Gemeinden des Festlandes, hat sich schon dreimal gestaltet und umgestaltet durch den mächtigen und reißenden Strom der Ideen, der an ihr hinrauscht, und ewig auf- und abwogt zwischen den Städten Wilhelm des Schweigsamen und Wilhelm Tells, und der nach Köln von Mainz aus die Zuflüsse Deutschlands und von Straßburg aus die Zuflüsse Frankreichs trägt. Eine vierte stufenweise Epoche scheint für Köln heranzunahen. Der Geist des Positivismus und des Utilitarismus dringt hinein und erfüllt

es; Neuerungen tauchen allenthalben in dem Labyrinthe seiner alten Architecturen auf; neue Straßen durchlöchern die gothischen Baubahnen; der gute neue Geschmack findet sich ein, baut Rivoli-Facaden und erwirbt sich dumme Bewunderer unter den Krämern; es giebt trunkene Reimer welche den Bau Konrads in ein Pantheon von Soufflot verwandeln wollen. Die Grabmäler der Erzbischöfe verfallen zu Ruinen in jenem Dome, der heut zu Tage nicht vom Glauben, sondern von der Eitelkeit fortgesetzt wird. Die kostbaren Bäuerinnen, in Scharlach gekleidet und mit Gold und Silber geschmückt, sind verschwunden, und Pariser Grisetten wandeln den Quai entlang. Heute sah ich die letzten Ziegelsteine des römischen Klosters St. Martin abreißen, man will dort ein Kaffee-Tortoni bauen; die langen Reihen weißer Häuser geben der lehnbaren und katholischen Vorstadt der Märtyrer von Theben (St. Gereon's-Bezirk) ein Ansehen, als stünden hier die falschen Batignolles. Ein Omnibus lenkt über die undenkliche Schiffbrücke und fährt um sechs Sous von Agrippina nach Tuitium (Deuz). — Ach, die alten Städte verschwinden ganz!

Eilfter Brief.

In Bezug auf das Haus Jabach.

Andernach.

Mein Freund, mein Freund! Das was die Dinge thun, sie wissen es vielleicht; aber das ist gewiß, und Andere vor mir haben es gesagt, die Menschen, die wissen nicht was sie thun. Oft wenn ich die Geschichte und die Natur vergleiche, inmitten dieser ewigen Zusammenstellungen zwischen Ereignissen worin Gott unsichtbar, und der Schöpfung worin er sichtbar, bebe ich vor geheimen Schrecken, und ich habe mir's in den Kopf gesetzt, daß Wälder, Seen, Berge, der rollende Donner der Wolken, die Blume die ihr Haupt aufrichtet wenn wir vorübergehen, der Stern welcher in den Schichten des Horizonts blinzelt, das Meer das immer spricht und grollt und immer zu warnen scheint, daß dies Alles hellsehende und furchtbare Dinge voll Licht und Wissen sind, welche mitleidig in ihrer Mitte den Menschen im Finstern herumtappen sehen, den armen Stolzen, dem Schwäche die Arme bindet, den Eitlen, welchem Unwis-

senheit das Auge bedeckt. Nichts in mir widerspricht, daß der Baum das Bewußtsein seiner Früchte habe, aber der Mensch hat gewiß nicht das Bewußtsein seiner Bestimmung.

Leben und Geisteskraft des Menschen liegt in der Gewalt einer dunkeln und göttlichen Maschine, von Einen die Vorsehung, von Andern der Zufall genannt, die da Alles mengt, zusammenstellt und auseinander wirft, die ihr Räderwerk in den Finsternissen birgt und die Erfolge an den hellen Tag stellt. Man glaubt eine Sache zu machen und man hat die andere gethan. Urceus exit. Die Geschichte ist voll davon. Als der Gemahl Katharinas von Medici und Geliebte Diana's von Poitiers sich in geheimnißvollen Zerstreuungen gehen ließ, da war es nicht allein Diana von Angouleme, welche er für Horaz Farnese erzeugte: sondern es war die künftige Versöhnung Jenes seiner Söhne, welcher Heinrich der III. wurde, mit Jenem seiner Neffen, welcher Heinrich der IV. werden sollte. Als der Herzog von Nemours im Galopp auf seinem Hengste Real über die Stufen der heiligen Kapelle setzte, war es nicht allein das gefährliche Spiel, das er in Aufnahme brachte, sondern es war der Tod des Königs von Frankreich, welchen er dadurch vorbereitete. Am 10. Juli 1559 in der Stechbahn der Straße Saint-Antoine als Montgommery, triefend von Schweiß unter seinem großen rothen Helmbusch und unter Beifall aller versammelten Damen

jenen widerstrebenden schönen Ritter in der Lilienrüstung herunterstieß, da dachte er nicht aller der wunderbaren Dinge, die jetzt durch seine Hand geschehen. Keine Feenruthe wirkte wie diese Lanze. Mit einem einzigen Stoße tödtet Montgommery Heinrich II., reißt den Pallast der Tournelles nieder und errichtet die Place-Royale, das heißt er kehrt die ganze göttliche Komödie um, entfernt die Personen und verändert die Decorationen.

Als Karl der II. von England nach der Schlacht bei Worcester sich in die Höhlung einer Eiche verbirgt, da glaubt er sich zu verbergen und nichts mehr; o nein, er giebt einem Gestirne den Namen „die Königs-Eiche" und Halley die Gelegenheit, den Ruhm Tycho's zu benergeln. Der zweite Gemahl der Frau von Maintenon, indem er das Edict von Nantes widerrief, und das Parlament von 1688, indem es Jakob den II. vertrieb, machten nichts anderes, als jene sonderbare Schlacht von Almanza möglich, wo man auf demselben Felde und einander gegenüber die französische Armee von einem Engländer, dem Marschall von Berwick, befehligt und die englische Armee von einem Franzosen, Ruvigny als Lord Galloway, angeführt sah. Wenn Ludwig der XIII. nicht am 14. Mai 1643 gestorben, so wäre dem alten Grafen von Fontana nie in den Sinn gekommen, Rocroy in jenen fünf Tagen zu bestürmen, und ein heldenmüthiger Prinz von zweiundzwanzig Jahren hätte nicht die herrliche Gelegenheit vom 19. Mai gefunden, welche aus

dem Herzog von Enghien den großen Condé machte. Und inmitten all dieses Gedränges von Thatsachen, welche die Chronologie belagern, was für eigenthümliche Echo's, welche außerordentliche Parallelen, welche schreckliche Gegenschläge! Im Jahre 1664 nach der Beleidigung, die seinem Gesandten dem Herzog von Crequi widerfahren, ließ Ludwig der XIV. alle Corsen aus Rom verbannen; hundertvierzig Jahre später verbannte Napoleon Bonaparte die Bourbonen aus Frankreich.

Welche Schatten, aber auch welch ein Licht zwischen diesen Schatten! Im Jahre 1612 als der junge Heinrich von Montmorency, damals siebzehn Jahre alt, unter den Haus-Edelleuten seines Vaters, die da Kanne und Waschwasser brachten, einen schmächtigen ärmlichen Pagen, den kleinen Laubespine von Chateauneuf, in der demüthigen dienenden Stellung sah, wer hätte damals gesagt, daß dieser ehrerbietig vor ihm gebeugte Page Subdiakon, vom Subdiakon Siegelbewahrer werden würde, und daß dieser Siegelbewahrer als Präsident dem Parlament von Toulouse vorstehen und daß zwanzig Jahre später dieser Page vom Papste Dispens verlangen werde, um endlich ihn selbst enthaupten zu lassen, ihn, den Herrn dieses drolligen Jungen, ihn Heinrich den II., Herzog von Montmorency, Marschall von Frankreich durch die Thaten seines Degens und Pair des Reiches durch die Gnade Gottes! Als der Präsident de Thou in seinem Buche so sorgfältig das Edict Ludwig des XI vom 22. Dezember

1477 aufs neue herausputzte, zuspitzte und in Anwendung brachte, wer hätte diesem Pater damals gesagt, daß eines Tages dasselbe Edict das Beil, und Laubardemont der Stiel daran sein werde, womit Richelieu den Kopf seines Sohnes abschlägt.

Und inmitten dieses Chaos wirken gewiß Gesetze. Das Wirrsal ist nur auf der Oberfläche und Ordnung auf dem Grunde. Nach langen Zwischenräumen kommen dieselben schauderhaften Thaten wieder, welche schon das Auge unserer Väter erstarren machten, und tauchen wie Cometen aus den dunkelsten Tiefen der Geschichte auf. Immer sind es dieselben Fallen, dieselben Stürze, immer dieselben Verräthereien, dieselben Schiffbrüche an denselben Klippen; die Namen wechseln, die Dinge bleiben. Wenige Tage vor den verhängnißvollen Ostern 1814 hätte der Kaiser zu seinen dreizehn Marschällen sagen können: Amen dico vobis quia unus vestrûm me traditurus est. — Immer nimmt Cäsar einen Brutus an Sohnes Statt an; immer hindert Carl I. einen Cromwell, nach Jamaica zu reisen; immer Ludwig XVI. einen Mirabeau sich nach Indien einzuschiffen; immer sind grausame Königinnen durch grausame Söhne, immer undankbare Königinnen durch undankbare Söhne gestraft. Jede Agrippina gebärt einen Nero der sie tödtet, jede Maria von Medicis einen Ludwig den XIII. der sie verbannt.

Sehen Sie auf welche sonderbare Weise von Idee

zu Idee und fast ohne meinen Willen mein Gedanke bei diesen zwei Weibern anlangt, zwei Italienerinnen, zwei Gespenster, Agrippina und Maria von Medicis, und Beide die Gespenster von Köln. Köln ist die Stadt der unglücklichen Königsmütter. Sechszehnhundert Jahre aus einander haben die Tochter von Germanicus und Mutter Nero's, und das Weib Heinrich des IV. und Mutter Ludwig des XIII. ihre Namen und ihr Gedächtniß an Köln gebunden. Diese Beiden zu Wittwen gewordenen — denn eine Waise ist auch eine Wittwe — die Erste durch Gift, die Zweite durch den Dolch, starb die Eine, Maria von Medicis, zu Köln, die Andere, Agrippina, wurde dort geboren.

Ich besuchte in Köln das Haus, welches Marien von Frankreich verscheiden sah, — das Haus Jabach, oder wie Andere sprechen Ibach — und anstatt Ihnen zu sagen, was ich darin gesehen, will ich Ihnen erzählen was ich dort gedacht. Verzeihen Sie mir mein Freund, daß ich Ihnen diesmal nicht das ganze örtliche Detail gebe, wie ich es sonst liebe und das nach meiner Ansicht den Menschen selbst abbildet, indem es seine Hülle beschreibt und den Geist von dem Aeußern auf das Innere der Handlungen lenkt. Diesmal bringe ich nichts derlei. Ich habe Furcht, Sie mit meinen Bogenformen und Säulenreifen zu ermüden.

Die betrübte Königin starb am 3. Juli 1642. Sie zählte achtundsechszig Jahre und war seit eilf Jahren

aus Frankreich verbannt. Sie war überall herumgeirrt, in Flandern, in England, allen Ländern zur Last. Zu London behandelte sie Carl I. sehr würdig; während der drei Jahre, welche sie dort zubrachte, gab er ihr täglich hundert Pfund Sterling. Etwas später, ich sage es mit Beschämung, erwiederte Paris der Königin von England die Gastfreundschaft, welche London der Königin von Frankreich erwiesen. Henriette, Tochter Heinrichs des IV. und Wittwe Carls des I, wurde Gott weiß in welcher Dachkammer des Louvre untergebracht, wo sie über Winter aus Mangel an Brennholz im Bette liegen blieb und auf die Paar Louisd'ors wartete, die ihr der Coadjutor lieh. Ihre Mutter, die Wittwe Heinrich des IV., endete zu Köln fast in derselben Lage — im tiefsten Elend. Auf Verlangen des Cardinal-Ministers wies sie Carl I. aus England fort. Es thut mir leid für den königlichen und tiefsinnigen Urheber der Eikon Basilike und ich begreife nicht, wie der Mann, der Cromwell gegenüber König blieb, es nicht auch Richelieu gegenüber bleiben konnte.

Ich beharre übrigens auf dem Detail düsterer Vorbedeutungen; Maria von Medicis ward bald von Richelieu gefolgt, der in demselben Jahre starb wie sie, und so auch von Ludwig dem XIII., der ein Jahr später verschied. Warum also all' der widernatürliche Haß zwischen diesen drei Menschengeschöpfen, warum alle die Intriguen, die Verfolgungen, die Zwiste und Treulosig-

keiten, wenn alle Drei fast in derselben Stunde sterben mußten?

Ein trüber Zweifel lagert auf Maria von Medicis. Der Schatten, den Ravaillac wirft, schien mir immer an die Schleppe ihres Kleides zu stoßen. Immer wurde mir bange, wenn ich den furchtbaren Satz las, welchen der Präsident Henault, vielleicht ohne böse Beziehung, über diese Königin schrieb: „Sie war nicht sehr erstaunt über den Tod Heinrich des IV."

Ich gestehe, daß Alles dieses mir die lichte, redliche und glanzvolle Epoche Ludwig des XIV. viel bewunderungswürdiger macht. Die Schatten und Geheimnisse, welche den Anfang jenes Jahrhunderts bedecken, machen den Glanz seines Schlusses doppelt hervortreten. Ludwig der XIV. ist die Macht wie Richelieu, aber die Majestät dazu; die Größe wie Cromwell, aber die Herrlichkeit dazu. Ludwig der XIV. ist nicht der Geist in, sondern der Geist um den Herrn, was den König vielleicht kleiner, aber das Reich so viel größer macht. Was mich belangt, der ich, wie Sie wissen, die erfolgten und vollendeten Dinge liebe, ohne auf die Bedingungen, die man zugeben muß, einzugehen, so fühlte ich immer eine tiefe Sympathie für diesen großen und herrlichen Fürsten, der so günstig geboren, so günstig erschienen, so günstig umgeben, von der Wiege bis zum Sarge ein ganzer König war; ein ächter Monarch in der höchsten Bedeutung des Wortes, der souveraine Mittelpunkt der Civilisation, die Herz-

wurzel Europas, dem er so zu sagen zum Aufgebrauch verliehen war und der da während der langen Dauer seines Reiches reihum erscheinen, glänzen und verschwinden sah um seinen Thron acht Päpste, fünf Sultane, drei Kaiser, zwei Könige von Spanien, drei von Portugall, vier Könige und eine Königin von England, drei Könige von Dänemark, eine Königin und zwei Könige von Schweden, vier Könige von Polen, und vier russische Czaare; der Polarstern eines ganzen Jahrhunderts, der durch zweiundsiebzig Jahre majestätisch alle Gestirne um sich kreisen sah.

Zwölfter Brief.

Aus Anlaß des Wallraff'schen Museums.

Andernach.

Außer dem Dom, dem Rathhause und dem Hause Jabach besuchte ich zu Schleis Kotten (?) nahe bei Köln die Ueberreste eines unterirdischen Aquaducts, der zur Römerzeit von Köln nach Trier ging, und wovon man noch heut zu Tage in dreiunddreißig Ortschaften die Spuren findet. In Köln selbst sah ich das Wallraff'sche

Museum. Ich fühle, mich fast versucht Ihnen ein Inventar desselben mitzutheilen, aber ich verschone Sie damit. Es genüge Ihnen zu erfahren daß, wenn ich daselbst aus Grund der Plünderung durch Baron Hübsch den Schlachtwagen der alten Germanen, die berühmte ägyptische Mumie und die große, vier Ellen lange, zu Köln im Jahre 1400 gegossene Feldschlange nicht gefunden, ich zum Ersatz doch einen sehr schönen römischen Sarkofag und die Rüstung des Bischofes Bernhard Galen gesehen habe. Man zeigte mir auch einen ungeheuren Panzer, der dem Reichs-General Johann von Werth gehört haben soll; aber ich suchte vergebens nach seinem großen, acht und einen halben Fuß langen Schwerte, nach seiner großen Lanze der Fichte des Poliphemos ähnlich und nach seinem großen homerischen Helme, den, wie man sagt, zwei Männer mühsam aufheben konnten.

Das Vergnügen alle diese schönen oder interessanten Sachen, Kirchen, Museen, Rathhäuser zu sehen, wird, offen gesagt, durch die ewige Last der Trinkgelder sehr verbittert. An den Rheinufern wie in andern viel besuchten Gegenden ist das Trinkgeld eine sehr ungelegene Stechfliege, die jeden Augenblick und bei jeder Gelegenheit wiederkehrt und nicht die Haut aber die Börse sticht. Die Börse des Reisenden aber, dieses kostbare Geräth, enthält nun einmal für ihn Alles, da die heilige Gastfreundschaft nicht mehr an den Schwellen der Häuser

steht, um ihn mit freundlichem Lächeln und herzlichem Willkomm zu empfangen. Hören Sie zu welcher mächtigen Potenz die pfiffigen Einwohner dieses Landes das Trinkgeld erhoben haben. Ich erzähle nur Thatsachen und übertreibe nicht. — Sie kommen an irgend einem Orte an; an dem Stadtthore erkundigt sich ein Thordiener nach dem Gasthof, wo Sie absteigen, verlangt Ihren Paß, nimmt und behält ihn. Der Wagen hält im Posthofe; der Conducteur, der Sie den ganzen Weg über mit keinem Blicke angesehen, erscheint plötzlich, öffnet die Wagenthür und reicht Ihnen mit bedeutsamen Lächeln die Hand zum Aussteigen. Trinkgeld. Einen Augenblick später kommt der Postillon, und da ihm die Ansprache gesetzlich verboten ist, so murmelt er Ihnen etwas Unverständliches zu. Trinkgeld. Es wird abgepackt; ein langer Kerl bemächtigt sich des Wagens und legt Ihren Mantelsack oder Ihr Felleisen auf die Erde. Trinkgeld. Ein anderer Kerl lädt Ihr Gepäck auf einen Karren, fragt nach dem Hotel wohin Sie gehen und läuft mit seinem Karren neben Ihnen her. Im Gasthof angekommen erscheint der Wirth vor Ihnen und hält nun folgendes kurzes Gespräch, das man in allen Sprachen über die Thore aller Gasthöfe schreiben könnte. — Guten Tag, mein Herr. — Mein Herr ich wünsche ein Zimmer. — Sehr wohl, mein Herr (zur Dienerschaft:) führen Sie den Herrn auf No. 4. — Mein Herr, ich wünsche auch zu speisen. — Augenblicklich mein Herr u. s. w.

Sie steigen auf No. 4 hinauf. Ihre Bagage ist schon da. Ein Mensch erscheint, jener der sie ins Haus gekarrt hat. Trinkgeld. Jetzt kommt ein Anderer, was will der? Das ist der, der sie aufs Zimmer geschafft hat. Sie sagen ihm: es ist schon gut, ich werde Euch mit den Domestiken zusammen geben. Mein Herr, antwortet der Mensch, ich gehöre nicht zum Hause. Trinkgeld. Sie gehen aus. Sie sehen eine Kirche, eine schöne Kirche. Da wollen Sie hinein. Sie gehen rings herum, Sie sehen, Sie suchen: die Thüren sind geschlossen. Jesus sagte zwar: Compelle intrare, und die Priester sollten die Pforten offen halten, aber der Kirchendiener schließt sie, um dreißig Sous zu gewinnen. Mittlerweile hat eine alte Frau ihre Verlegenheit bemerkt, sie nähert sich Ihnen, und zeigt Ihnen einen Glockenzug an einem Pförtchen. Sie begreifen das, Sie läuten, das Pförtchen öffnet sich, der Kirchendiener zeigt sich, Sie verlangen die Kirche zu sehen, er nimmt einen großen Schlüsselbund und geht auf das Portal zu. Schon wollen Sie in die Kirche eintreten, als Sie sich leise am Aermel berührt fühlen; es ist die dienstfertige Alte, welche Sie Undankbarer vergessen haben, und die Ihnen gefolgt ist. Trinkgeld. Jetzt sind Sie in der Kirche; Sie bewundern, Sie bestaunen, Sie sind erbaut. — Warum ist über jenem Bilde ein grüner Vorhang? — Weil es das schönste Gemälde der Kirche ist, antwortet der Begleiter. — So! sagen Sie. Hier verbirgt man die schönen

Gemälde, anderwärts zeigt man sie; von wem ist das Bild? — Von Rubens. — Ich will es sehen. — Der Kirchendiener verläßt Sie und kehrt bald darauf mit einem ernsten und trübseligen Individuum zurück. Das ist der Custos. Dieser gute Mann drückt an einer Feder, der Vorhang zertheilt sich und Sie sehen das Bild. Nachdem Sie es gesehen, geht der Vorhang wieder zu und der Custos macht Ihnen eine vielsagende Verbeugung. Trinkgeld. Auf Ihrem Rundgang durch die Kirche, wobei Sie der Kirchendiener immer im Schlepptau hat, kommen Sie an das Gitter des Chores, welches ganz verrostet ist, und an dem ein kräftiger, prachtvoll angeschirrter Mann Wache steht: es ist der Schweizer, den man bereits von Ihrem Besuche unterrichtet und der Sie hier erwartet. Der Chor gehört dem Schweizer; Sie besehen ihn. Wie Sie wieder hinaustreten, macht Ihnen dieser Cicerone eine majestätische Verbeugung. Trinkgeld. Der Schweizer liefert Sie wieder an den Kirchendiener aus. Sie gehen an der Sakristei vorbei und, o Wunder, sie steht offen. Sie treten hinein. Da steht ein Sakristan. Der Kirchendiener tritt mit Würde ab, denn er muß dem Sakristan auch seine Beute lassen. Der Sakristan bemächtigt sich Ihrer, zeigt Ihnen alle Ciborien, Meßgewänder, die enkaustischen Fenster, die Sie allein auch recht gut gesehen hätten, und unter einem Glase in einem Kasten, mit weißem geschossenen Seidenzeug ausgelegt, irgend ein heiliges Gerippe, an-

gethan wie ein Troubadour. Mit der Sakristei ist es aus, nicht so mit dem Sakristan. Trinkgeld. Der Kirchendiener nimmt Sie wieder in Empfang. Sie kommen an die Thurmtreppe. Die Aussicht von der Höhe des Thurmes muß schön sein, Sie wollen hinaufsteigen. Der Kirchendiener stößt schweigend die Thüre auf; Sie gehen einige dreißig Stufen der Wendeltreppe hinan. Hier ist der Weitergang durch eine Thüre gesperrt; Sie sehen zurück, Sie sind allein; der Kirchendiener ist nicht mehr da. Sie pochen; ein Judasgesicht erscheint; das ist der Glöckner. Er öffnet und sagt zu Ihnen: Steigen Sie hinauf. Der Glöckner folgt nicht; um so besser, denken Sie; Sie athmen auf, Sie freuen sich allein zu sein und kommen so heiter auf der Platform des Thurmes an. Hier sehen Sie sich um, Sie gehen hin und her, der Himmel ist blau, die Aussicht herrlich, der Horizont unermeßlich. Plötzlich gewahren Sie, daß seit einigen Augenblicken ein lästiges Wesen Ihnen folgt und Ihnen dummes Zeug in die Ohren brummt. Das ist der beschworne und privilegirte Erklärer, welcher den Fremden die Herrlichkeiten des Thurmes, der Kirche und der Gegend auseinander setzen darf. Gewöhnlich ist dieser Mensch ein Stammler, zuweilen noch dazu taub. Sie hören nicht auf ihn, Sie lassen ihn kauderwälschen was er will und vergessen sein ganz, indem Sie die großartige Gruppe vor sich, die Kirche, deren Gewölbpfeiler wie Rippen auseinander laufen, die schönen Einzelheiten

der Thurmdecke, der Dächer, der Gassen, der Giebel, der Straßen, welche nach allen Seiten auseinander weichen, wie die Speichen eines Rades, daran der Horizont die Felge, die Stadt die Nabe ist, die Wiesen, die Bäume, die Bäche und die Hügel betrachten. Wenn Sie alles hinreichend gesehen haben, so denken Sie an den Rückweg und gehen nach der Treppe. Da streckt sich der Mensch vor Ihnen. Trinkgeld. Ich danke, mein Herr, spricht er einsteckend, wollen Sie nun auch mir etwas geben? — Wie? und das was ich Euch jetzt gegeben habe? — Das gehört der Kirche, an welche ich zwei Franken für die Person abgeben muß: Sie werden einsehen, mein Herr, daß Sie mir doch auch eine Kleinigkeit zufließen lassen müssen. Trinkgeld. Sie steigen herab. Plötzlich geht an Ihrer Seite eine Klappthüre auf; das ist das Glockenhaus. Die schönen Glocken dieses schönen Thurmes will man doch auch sehen. Ein junger Bursche zeigt und nennt sie Ihnen. Trinkgeld. Unten am Thurme finden Sie den Kirchendiener wieder, der Sie geduldig erwartete, und nun sehr demüthig an den Ausgang begleitet. Trinkgeld. Sie gehen nach Ihrem Gasthof zurück und hüten sich wohl um den Weg zu fragen, denn an jeder Straßenecke lauert das Trinkgeld. Kaum sind Sie zu Hause, als eine sehr bekannt thuende Gestalt, die Sie aber nicht kennen, auf Sie zutritt. Das ist der Thordiener, der Ihren Paß wiederbringt. Trinkgeld. Sie speisen, die Stunde der Abfahrt

erscheint, der Kellner bringt Ihnen die Rechnung. Trinkgeld. Ein Hausknecht trägt Ihr Gepäck nach der Kutsche oder Schnellpost. Trinkgeld. Ein Postdiener schafft es auf den Wagen. Trinkgeld. Sie steigen ein, man fährt ab, die Nacht bricht ein; Morgen geht die Geschichte von vorne an.

Wiederholen wir also kürzlich: Trinkgeld an den Conducteur, an den Postillon, an den Ablader, an den Kärner, an den Menschen, der nicht zum Gasthof gehört, an die alte Frau, an Rubens, an den Schweizer, an den Sakristan, an den Glöckner, an den Stammler, an die Kirche, an den Unterglöckner, an den Kirchendiener, an den Thordiener, an die Domestiken, an den Hausknecht, an den Postdiener; so hat man achtzehn Trinkgelder in einem Tage. Ziehen Sie hievon die Kirche, als sehr theuer, ab, so bleiben noch immer neun. Nun berechnen Sie diese Trinkgelder nach einem Minimum von einem halben und einem Maximum von zwei Franken, welch Letzteres zuweilen Taxe ist, (zu Aachen kostet das Trinkgeld an die Kirche für Besichtigung der Reliquien einen Thaler) und Sie bekommen eine sehr beunruhigende Summe. Vergessen Sie auch nicht, daß jedes Trinkgeld ein Silberstück sein muß. Sous und Kupfermünzen sind wie Kehricht und Späne, die der letzte Packknecht mit unaussprechlicher Verachtung ansieht.

Für dieses erfindungsreiche Volk ist der Reisende

nichts als ein Sack voll Thaler, der schnell möglichst geleert werden muß, Jedermann hilft dazu. Das Gouvernement selbst mengt sich zuweilen darein: es nimmt Ihren Koffer und Mantelsack auf die Achsel und streckt die Hand hin. In den großen Städten müssen die Gepäckträger von jedem Reisenden zwölf Sous und zwei Liards an die königliche Casse entrichten. Ich war kaum eine Viertelstunde in Aachen und hatte dieser schon mein Trinkgeld gegeben.

Dreizehnter Brief.

Andernach.

Andernach.

Ich schreibe Ihnen noch immer aus Andernach am Ufer des Rheins, wo ich vor drei Tagen ans Land getreten bin. Andernach ist eine alte römische Municipalstadt, welche später durch eine gothische Gemeinde ersetzt wurde, die noch jetzt besteht. Die Aussicht von meinem Fenster ist überraschend schön. Vor mir der Fuß eines hohen Berges, der mich kaum einen schmalen Streif des Horizontes sehen läßt, hierauf ein schöner Thurm aus

dem dreizehnten Jahrhundert, auf dessen Dache sich, in köstlicher Verbindung die ich bisher noch nirgends gesehen habe, ein anderer kleinerer, achteckiger Thurm mit acht Frontons und mit einem kegelförmigen Dache erhebt; zu meiner Rechten der Rhein und das niedliche weiße Dörfchen Leudersdorf, hinter Bäumen halb sichtbar; zu meiner Linken die vier byzantinischen Thürme einer herrlichen Kirche aus dem eilften Jahrhundert, zwei über dem Portal und zwei über der Apsis. Die ersteren sind von etwas zusammengewürfelten, fremd- aber großartigem Aussehen, viereckigt, von vier Giebeln überragt, welche spitz und dreieckig in ihren Zwischenräumen rautenförmige Dachvorsprünge einschließen, die sich nach oben vereinigen und die Hauptspitze bilden. Unter meinem Fenster schnattern in vollkommener Eintracht Hühner, Kinder und Enten. Dort weiter hinten klettern Bauern durch die Weinberge. Indessen scheint dieses ganze Gemälde dem Manne, der meine Stube einrichtete, nicht hinreichend schön gewesen zu sein; an der Seite meines Fensters gestaltete er gleichsam als Pendant ein anderes: es ist dies ein Bild, welches zwei große auf der Erde stehende Leuchter vorstellt, mit der Inschrift: Ansicht von Paris. Nachdem ich mir den Kopf lange zerbrochen, entdeckte ich endlich, daß dies wirklich eine Ansicht der Barrière du Trone ist. Das Ding hat seine Aehnlichkeit.

Tags nach meiner Ankunft besuchte ich die Kirche,

die im Innern schön, aber abscheulich angemörtelt ist. Der Kaiser Valentinian und ein Kind Friedrich Barbarossas wurden hier begraben. Es gibt keine Spur mehr davon. Ein schöner Christus in einem Rundgrabe, Figuren in Lebensgröße, aus dem fünfzehnten Jahrhundert; ein Ritter aus dem sechzehnten in Halbrelief an der Mauer; auf einem Speicher ein Haufe bemalter Figürchen aus grauem Alabaster, kleine aber bewunderungswürdige Bruchstücke irgend eines Mausoleums aus der Renaissance: das ist Alles, was mir ein buckliger und immer lächelnder Glöckner für das kleine Stück vergoldeten Kupfers, welches hier dreißig Sous vorstellt, zeigen konnte.

Jetzt aber muß ich Ihnen eine wirkliche Geschichte, mehr ein Begegniß als ein Abentheuer, erzählen, welche in meinem Geiste den düsteren und verschleierten Eindruck eines Traumes hinterlassen hat

Aus der Kirche kommend, die fast ins Freie hinaus führt, machte ich einen Gang um die Stadt. Die Sonne senkte sich hinter jenen hohen bekannten und bewaldeten Bergrücken, der in vorgeschichtlichen Zeiten ein Lavaklumpen gewesen sein mochte und der jetzt ein Bruch für Basalt-Mühlsteine ist, der vor zweitausend Jahren Artonacum, und jetzt Andernach beherrscht, der nach und nach verschwinden sah die Citadelle des römischen Präfekts, dann den Pallast der austrasischen Könige, aus dessen Fenstern die Prinzen der naiven Zeit Karpfen im

Rhein angelten, dann das Kaisergrab Valentinians, das Edelstift der Fräuleins von St. Thomas, und der heut zu Tage Stein um Stein niederrollen sieht von den alten Mauern der Lehnsstadt der Kurfürsten von Trier.

Ich ging den Graben entlang der diese Mauern umgibt, an welche sich Bauernhäuser schmiegen und die zu nichts mehr gut sind als Kohl- und Salatbeete gegen den Nordwind zu schützen. Die edle zerstörte Veste hat noch ihre vierzehn Thürme, theils runde theils eckige, die aber in Wohnungen armer Gärtner verwandelt sind; die halbnackten Bälge spielen unter den abgebrochenen Steinen, die jungen Mädchen liegen in den Fenstern und schwatzen in den Brüstungen der Katapulte von ihren Liebschaften. Das furchtbare Castell, welches Andernach von der Morgenseite vertheidigte, ist nichts mehr als eine große Ruine, die ihre ausgebrochenen Thor- und Fensteröffnungen den Sonnen- und Mondesstrahlen trauernd preisgibt, und den Waffenhof dieses Kriegsplatzes bedeckt hohes grünes Gras, worauf die Frauen im Sommer das Linnen bleichen, welches sie im Winter gesponnen haben.

Ich ließ das große gewölbte Thor von Andernach hinter mir, welches mit Schußlöchern besäet ist, und befand mich am Ufer des Rheins. Der feine Sand auf den Grasplätzen lud mich ein und ich stieg das Ufer langsam aufwärts in der Richtung nach den fernen Sayn-Gebirgen. Der Abend war ungemein mild; die

Natur besänftigte sich vor ihrer Nachtruhe. Bachstelzen kamen an das Ufer um zu trinken und flogen dann in die Weiden-Gebüsche; hinter Tabackfeldern sah ich auf steilen Wegen Ochsenbespannte Karren mit jenem basalthaltigen Tufstein beladen, woraus Holland seine Dämme baut. In meiner Nähe lag ein angeseiltes Verdeckschiff aus Leudersdorf, das auf dem Vordertheil den strengen und ernsten Namen „Pius" trug. Auf der andern Seite des Rheins, am Fuße eines langen und düstern Berges, schleppten dreizehn Pferde langsam ein anderes Schiff hinauf, welches ihnen mit seinen großen dreieckigen und vom Abendwinde angeblähten Segeln zu Hülfe kam. Der tacktmäßige Schritt der Gespanne, das Klingen der Schellen und Knallen der Peitschen scholl zu mir herüber. Eine weiße Stadt verschwand fern im Nebel; ganz im Hintergrunde östlich am äußersten Saume des Horizonts stieg der Vollmond, roth und rund wie das Auge eines Cyclopen, zwischen den Wimpern der Wolken hervor.

Wie lange ich gegangen, in Gedanken über die Natur versunken, ich weiß es nicht. Aber die Nacht war bereits hereingebrochen, das Feld fast ganz öde, der glänzende Mond stand fast im Zenith, als ich so zu sagen erwachte am Fuße eines Hügels, dessen Gipfel einen kleinen dunkeln Block trägt, um welchen Linien herumlaufen, davon die einen wie Micke die andern wie Masten mit querliegenden Segelstangen aussehen. Ich stieg hinauf, durchwatend durch Garben frischgeschnittener dicker

Bohnen. Dieser Block auf einer kreisbogenförmigen Grundmauer ist ein Grabmal und rings darüber ein Gerüst.

Wessen ist dies Grabmal und wozu das Gerüst?

In der Grundmauer war ein niedriger gewölbter Eingang mit Brettern verschlossen; ich pochte mit der Spitze meines Stockes dagegen, der schlafende Innwohner antwortete nicht.

Ich stieg also über die schmalen Stufen, mit grünem Rasen belegt und blauen Blumen bewachsen, welche mir der Mond wies, hinauf auf die Höhe der Grundmauer und besah mir das Grab.

Ein großer gestutzter Obelisk auf einem ungeheueren Würfel, der einen römischen Sarkofag vorstellt, Beides, Obelisk und Würfel, aus bläulichem Granit; rings um das Denkmal und bis zu seinem Firste schwaches Zimmerwerk, wodurch eine lange Treppe führt; die vier Seiten des Würfels eingetrümmert und offen, als ob man vier Basreliefs davon abgerissen hätte; hie und da zu meinen Füßen auf der runden Platform zerbrochene Granitplatten, Fragmente von Karniessen und Gesimsen, — das war es was ich im Mondscheine gewahrte.

Ich machte die Runde um das Grabmal und suchte nach dem Namen des Todten. Auf den ersten drei Seiten fand ich nichts, auf der vierten folgende Widmung in glänzenden Kupferlettern: „Die Armee der Sambre und Maas ihrem General en Chef“, und unter

diesen zwei Linien bemerkte ich, mehr angedeutet als geschrieben:

HOCHE.

Die Buchstaben waren abgerissen aber ihr Eindruck war auf dem Granit sichtbar.

Dieser Name, an diesem Orte, in dieser Stunde, bei dieser Beleuchtung gesehen, erfüllte mich mit einem tiefen unaussprechlichen Gefühle. Ich liebte Hoche immer. Hoche war wie Marceau einer jener jungen, schnell großgewordenen Männer, mittelst welcher die Vorsehung, die da wollte daß die Revolution siege und Frankreich herrsche, auf Bonaparte vorbereitete; ein halb gelungener Versuch, ein unvollkommenes Probestück, welches das Schicksal eben so schnell zertrümmerte als es eines Tages die vollendete und ernste Gestalt des rechten Mannes rasch aus dem Dunkel hervorzog.

Hier also, dachte ich, starb Hoche. Und der Heldentag des 18. April 1797 kam mir ins Gedächtniß.

Ich wußte nicht wo ich mich befand. Ich wandte mein Auge rings herum. Gegen Norden hatte ich eine weite Ebene, gegen Süden auf Schußweite den Rhein, und zu meinen Füßen unter dem Hügel, der gleichsam der Sockel dieses Grabmals war, ein Dorf, an dessen Eingange sich ein alter eckiger Thurm erhob.

In diesem Augenblick ging ein Mensch unfern des Monuments über das Feld; auf gut Glück fragte ich ihn französisch nach dem Namen des Dorfes. Der

Mann — vielleicht ein alter Soldat, denn der Krieg hat so gut wie die Civilisation alle Nationen der Welt unsere Sprache gelehrt — der Mann rief mir zu: „Weißenthurm" und verschwand hinter einem Gehölze. Ich dachte an die Turris alba der Römer. Hoche ist an einem berühmten Platze gestorben. Hier, an derselben Stelle ging vor zweitausend Jahren Cäsar zum erstenmal über den Rhein.

Was soll das Gerüst um dieses Denkmal? soll letzteres bleiben oder abgetragen werden? ich weiß es nicht.

Ich stieg die Grundmauer wieder hinan, hielt mich an das Gerüst und blickte durch eines der vier in den Würfel gebrochenen Löcher in das Grab hinein. Ich sah eine kleine viereckige, nackte, unheimliche und kalte Höhle. Der Strahl des Mondes, durch einen der Brüche herein sehend, schien im Dunkel etwas Weißes, aufrecht an der Mauer, zu bescheinen.

Den Kopf gebückt und auf den Knieen schleifend gelangte ich durch den niedrigen Eingang in die Höhle. Hier sah ich in Mitten des Fußbodens ein rundes gähnendes finsteres Loch. Ohne Zweifel wurde ehemals der Sarg da hinunter in ein tieferes Gewölbe gelassen. Noch hing ein Strick, der sich in Nacht verlor. Ich näherte mich; ich wagte einen Blick in dieses Loch, in diese Nacht, in diese Finsterniß; ich suchte den Sarg, aber ich sah nichts.

Kaum vermochte ich die unbestimmten Umrisse einer Art von gewölbter Todtenkammer zu entnehmen, welche tiefes Dunkel erfüllte.

Lange blieb ich dort, Geist und Auge vergeblich versenkt in das doppelte Geheimniß des Todes und der Nacht. Ein eisiger Hauch wehte mich aus der Höhle wie aus einem offenen Munde an.

Ich vermag nicht zu sagen, was in mir vorging. Dieses Grab so überraschend gefunden, dieser unerwartete große Name, diese Todtenkammer, dieses leere oder besetzte Erdloch, dieses Gerüst außen, das ich durch die Risse des Mauerwerks sah, diese Einsamkeit und dieser Mondschein über dieses Grabmal hingegossen, alle diese Gedanken drängten sich mit einemmale meinem Geiste auf, und erfüllten ihn mit Schatten. Eine tiefe Wehmuth preßte mir das Herz. Dahin kommt es mit berühmten Todten, in der Fremde verbannt oder vergessen! Diese Trauer-Trophäe, von einer ganzen Armee aufgerichtet, ist jetzt in der Gewalt jedes Vorübergehenden. Der französische General schläft fern von seinem Lande in einem Bohnenfelde und preußische Maurer thun was ihnen gut dünkt mit seinem Grabe. Aus dem Steinhaufen aber glaubte ich eine Stimme zu vernehmen, die da sprach: „Frankreich muß den Rhein wieder nehmen.“

Eine halbe Stunde später befand ich mich auf dem

Wege nach Andernach, wovon ich mich nur fünf Viertelstunden weit entfernt hatte.

Ich begreife die Touristen nicht! Dies hier ist doch ein herrlicher Ort. Eben habe ich die Gegend durchwandert, die reizend ist. Von der Höhe umfaßt der Blick einen Riesenkreis vom Siebengebirge bis zu den Kämmen von Ehrenbreitstein. Hier ist doch auch kein Baustein der nicht ein Andenken, keine Wendung der Landschaft, die nicht eine Schönheit wäre. Die Einwohner sind von freundlichem einnehmenden Wesen, das dem Reisenden wohlthut. Der Gasthof (zum römischen Kaiser) ist ausgezeichnet unter den besten Deutschlands. Andernach ist eine allerliebste Stadt und doch bleibt Andernach ganz verlassen. Kein Mensch kömmt hieher. Alles zieht dahin, wo der Lärm ist, nach Coblenz, nach Mannheim, nach Baden; dahin wo die Geschichte, die Natur, die Poesie ist, nach Andernach — zieht Niemand.

Ich kehrte zum zweitenmal zur Kirche zurück. Die byzantinische Ornamentation der Glockenthürme ist von seltenem Reichthum und im eigenthümlichen und ausgesuchten Geschmacke. Das mittägliche Portal hat fremdartige Capitäler und eine starke erhabene Rippen-Archivolte. Das stumpfwinklichte Giebelfeld zeigt eine byzantinische Malerei, die Kreuzigung, noch vollkommen sichtbar und

deutlich. Ein gemalter Basrelief aus der Renaissance-Zeit auf der Facade zu Seiten der Ogivthüre stellt einen Christus auf den Knieen, die Arme ausgebreitet, in der Stellung des Schreckens vor. Rings um ihn wirbeln und drängen sich wie in einem furchtbaren Traume alle die schrecklichen Dinge, woraus die Passion besteht, der Spottmantel, der Rohrzepter, die Dornenkrone, die Ruthen, die Zange, der Hammer, die Nägel, die Leiter, die Lanze, der Gallschwamm, das abscheuliche Gesicht des linken Schächers, der gräßliche Kopf von Judas, mit der Börse um den Hals; endlich vor den Augen des göttlichen Mittlers das Kreuz, und zwischen den Armen des Kreuzes, gleichsam als die höchste Qual, als der stechendste Schmerz aller Schmerzen, eine kleine Säule, worauf der krähende Hahn steht, will sagen der Undank und die Abtrünnigkeit eines Freundes. Diese letztern Einzelnheiten sind bewundernswürdig schön. Hier liegt die große Lehre, daß das moralische Leiden schwerer als das physische ist. Der gigantische Schatten der beiden Thürme breitet sich über diese wehmüthige Elegie. Rings um den Basrelief hat der Bildhauer eine Legende gehauen, die ich mir abschrieb: O vos omnes qui transitis per viam, attendite et videte si est dolor similis sicut dolor meus. 1538.

Vor dieser ernsten Facade, wenige Schritte von dieser doppelten Klage von Job und Jesus entfernt, spielten schöne Kinder, heiter und rosig, auf einem grünen

Anger und ließen ein armes Kaninchen, zahm und schreckhaft zugleich, die Rinden der Bäumchen abweiden. Kein anderer Mensch war auf der Straße zu sehen.

Es giebt noch eine zweite Kirche in Andernach. Ein Schiff aus dem vierzehnten Jahrhundert, heut zu Tage in einen Kasernenstall verwandelt und von preußischen Kavalleristen mit dem Säbel in der Faust bewacht. Durch das halbgeöffnete Thor erblickt man eine lange Reihe von Sätteln, die bis in den Schatten der Capelle reicht. Ueber dem Portal liest man: Sancta Maria, ora pro nobis. Jetzt sind es die Pferde, die das sagen.

Ich hätte auch gerne jenen interessanten Thurm bestiegen, den ich von meinem Fenster aus sehen kann und der allem Anschein nach die alte Vedette der Stadt ist; aber die Treppe ist abgebrochen und die Wölbung eingestürzt. Ich mußte daher darauf verzichten. Uebrigens hat diese prächtige Ruine so viele Blumen, so reizende Blumen und Blumen mit so viel Geschmack und Sorgfalt an allen Fenstern unterhalten, daß man sie für bewohnt halten könnte. Sie ist es auch, und zwar bewohnt von jener freundlichsten und zugleich scheuesten aller Bewohnerinnen, von jener milden unsichtbaren Fee, die in alle Ruinen zieht, und sie für sich und ganz allein für sich einnimmt, die alle Wölbungen darin, alle Platfonds, alle Treppen abbricht, damit der Schritt des Menschen die Vogelnester nicht störe, und die vor alle Thüren Blumentöpfe stellt, welche sie als Fee aus jedem

alten vom Regen abgelockerten oder von der Zeit ausgebrochenen Steine zu gestalten weiß.

Vierzehnter Brief.

Der Rhein.

St. Goar, 17. August.

Sie wissen, und ich habe es Ihnen oft gesagt, ich liebe die Flüsse. Flüsse tragen so gut die Fracht der Ideen als die der Waaren. Alles spielt in der Schöpfung seine große Rolle. Die Flüsse tönen als ungeheure Zinken dem Meere die Schönheit des Landes, die Ueppigkeit der Felder, den Glanz der Städte und den Ruhm der Menschen vor.

Und ich habe es Ihnen auch gesagt, vor allen Flüssen liebe ich den Rhein. Es war zu Kehl vor einem Jahre, wo ich den Rhein zum erstenmal sah, als ich über die Schiffbrücke fuhr. Die Nacht brach herein, der Wagen ging im Schritt. Ich erinnere mich, daß ich damals eine gewisse Ehrfurcht empfand, als ich über den alten Strom setzte. Seit lange hatte ich die Lust gehegt ihn zu sehn. Es geschieht niemals ohne Bewegung wenn

ich mit solchen großen Naturdingen, die zugleich auch große geschichtliche Dinge sind, in Berührung oder gar in Verbindung trete. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß nur, ich weiß selbst nicht warum, die entlegensten Gegenstände wechselseitige Beziehungen und Anklänge aufweisen. Erinnern Sie sich noch mein Freund, an die Rhone im Walliser Land? — Wir sahen sie zusammen im Jahre 1825 auf jener heitern Schweizerreise, die eine leuchtende Erinnerung in meinem Leben bildet; wir zählten damals jeder zwanzig Jahre! — Entsinnen Sie sich noch mit welchem Wuthgeschrei, mit welchem Gebrülle die Rhone sich in den Abgrund stürzte, während die schwache Brücke unter unsern Füßen zitterte? Wohlan, seit jener Zeit erregte die Rhone in meiner Seele den Gedanken an einen Tiger, der Rhein aber an einen Löwen.

Jenes Abends, als ich den Rhein zum erstenmal sah, ward dieser Gedanke nicht erschüttert. Lange Zeit betrachtete ich mir diesen stolzen und edlen Strom, heftig, aber ohne Wuth, wild, aber majestätisch. Er war hoch geschwollen und großartig in dem Augenblicke als ich darüber fuhr. An den Schiffen der Brücken wischte er das gelbe Haar ab, „seinen schlammigen Bart“ wie Boileau sagt. Die beiden Ufer verschwanden im Abenddunkel. Sein Gebrause war ein mächtiges aber friedliches Gebrüll. Ich fand etwas von dem großen Meere in ihm wieder.

Ja mein Freund, es ist ein edler Fluß, feudal, republikanisch, kaiserlich und würdig, deutsch und französisch zugleich zu sein. Die ganze europäische Geschichte, von diesen beiden großen Punkten aus betrachtet, spiegelt sich in diesem Strome der Krieger und der Denker, in dieser herrlichen Welle, welche Frankreich emporspringen, in diesem geheimnißvollen Gemurmel, welches Deutschland sinnen macht.

Der Rhein vereinigt Alles in sich. Der Rhein ist rasch wie die Rhone, breit wie die Loire, eingeengt wie die Maas, geschlängelt wie die Seine, klar und grün wie die Somme, historisch wie die Tiber, königlich wie die Donau, geheimnißvoll wie der Nil, goldführend wie ein Strom Amerikas, reich an Sagen und Geistern wie ein Fluß Asiens.

Ehe noch die Geschichte ihren Griffel nahm, vielleicht noch ehe der Mensch bestand, rauchte und flammte da wo heut zu Tage der Rhein ist, eine Doppelkette von Vulkanen, die nach und nach erloschen und auf dem Boden zwei Haufen Lava und Basalt, parallel hinlaufend wie zwei lange Mauern, hinterließen. Zur selben Zeit bildeten sich die riesigen Cristallisationen, welche die Urgebirge sind, aus, die großen Erdanhäufungen, welche die Nachgebirge sind, trockneten aus, die furchtbaren Massen, welche wir jetzt die Alpen nennen, erstarrten langsam und der Schnee sammelte sich darauf; da ergossen sich zwei mächtige Abflüsse von ihnen in das Land

herab: der eine, der nördliche Abfluß, durchströmte die Ebenen, gelangte an die Doppelmauer der ausgebrannten Vulkane und wogte durch sie hindurch dem Ocean zu; der andere, der westliche Abfluß, fiel von Berg zu Berg herab, stieß auf jenes andere Felsbett erloschener Vulkane, welches wir die Ardeche nennen, und verlor sich ins mittelländische Meer. Der erste Abfluß ist der Rhein, der andere die Rhone.

Die ersten Menschen, welche die Geschichte an den Ufern des Rheins aufkeimen sieht, sind jene große Familie halb wilder Völker, die sich Celten nannten, und die Rom Gallier hieß: qui ipsorum lingua Celtae, nostra vero Galli vocantur, wie Cäsar sagt. Die Rauhraken schlugen ihre Wohnsitze in der Nähe der Quelle, die Argentoraker und die Moguntiaker näher an der Mündung auf. Später, als die Stunde schlug, erschien Rom: Cäsar ging über den Rhein; Drusus baute seine fünfzig Festungen; der Consul Munatius Plancus begann eine Stadt auf der nördlichen Spitze des Jura; Martius Vipsanius Agrippa errichtete ein Werk an der Mündung des Maines, dann gründete er eine Colonie gegenüber von Tuitium; Senator Antonius legte unter Nero ein Municip nahe am batavischen Meere an und der ganze Rhein war unter Römerhand. Als die zweiundzwanzigste Legion, die unter den Oelbäumen, wo Jesus Christus gelitten, gelagert hatte, von der Bestürmung Jerusalems zurückkehrte, sandte Titus sie an den Rhein. Die Legion

setzte das Werk des Martius Agrippa fort; die Eroberer bedurften einer Stadt, um den Melibocus mit dem Taunus zu vereinigen, und Moguntiacum, von Martius entworfen, wurde von der Legion erbaut, später von Trajan vergrößert und von Hadrian verschönert. — Sonderbares Begebniß, das im Vorübergehen bemerkt werden muß. — Diese zweiundzwanzigste Legion hatte in ihrer Mitte den Crescentius mitgebracht, welcher der Erste das Wort Christi nach dem Rheingau trug und dort die neue Religion gründete. Gott wollte es, daß dieselben blinden Menschen, die den letzten Stein des Tempels am Jordan umgestürzt hatten, den ersten Stein dazu am Rheine legen sollten. — Nach Trajan und Hadrian kam Julian, der an dem Zusammenfluß von Rhein und Mosel eine Veste errichtete; nach Julian Valentinian, der auf den beiden ausgebrannten Vulkanen, die jetzt Löwenberg und Stromberg heißen, Burgen erbaute; und so war in wenig Jahrhunderten geknüpft und befestigt, wie eine Uferkette längs des Flusses, jene lange und kräftige Reihe römischer Colonien: Vinicella, Altavilla, Lorca, Trajani castrum, Versalia, Mola Romanorum, Turris Alba, Victoria, Bodobriga, Antoniacum, Sentiacum, Rigodulum, Rimomagum, Tulpetum, Broïlum, — welche von dem Coreu Romanorum zum Constanzer See und an den Rhein hinunter steigt, vorbei an Augusta, das jetzt Basel, an Argentina, das jetzt Straßburg, an Moguntiacum, das jetzt Mainz, an Confluentia, das jetzt Coblenz, an Colonia

Agrippina, das jetzt Köln ist, und sich weiter unten in der Nähe des Oceans an Trajectum ad Mosam, jetzt Mästricht, und an Trajectum ad Rhenum, jetzt Utrecht, anschmiegt.

Von nun an war der Rhein römisch. Er war jetzt nichts mehr als der Fluß, welcher das jenseitige Helvetien, das erste und das zweite Germanien, das vordere Belgicum und die batavische Provinz bespülte. Der wildbärtige Gallier, der im dritten Jahrhundert aus Neugierde den Gallier in der Toga von Mailand und den Gallier in den lyoneser Hosen zu besehen kam, wurde gezähmt. Die römischen Vesten des linken Ufers hielten das rechte Ufer in Furcht, und der in trierer Tuch gekleidete Legionär hatte nur von der Höhe der Felsen auf den alten Schlachtwagen der Germanen, auf diesen rollenden Kriegs-Thurm, mit Sensen an den Rädern, Lanzen an der Deichsel, Ochsen als Gespann und mit einer Besatzung von zehn Bogenschützen, aufzupassen, welcher noch zuweilen vom jenseitigen Ufer sich bis unter die Wurfgeschütze der Drususschen Festungen heranwagte.

Die furchtbare Wanderung der Männer aus dem Norden nach dem Süden, die sich zu gewissen Zeit-Abschnitten in dem Leben der Völker immer wiederholt und die man den Eindrang der Barbaren nennt, überschwemmte Rom, als für dieses die Zeit der Umgestaltung erschienen war. Der granitene und kriegerische Schutz-Wall der Rheinfestungen wurde durch diese Ueberrumpelung ver-

nichtet, und es gab eine Zeit im sechsten Jahrhundert, wo die Berggipfel am Rhein so gut mit römischen Ruinen besetzt waren, als sie es jetzt mit Ruinen aus den Ritterzeiten sind.

Carl der Große stellte diese Trümmer wieder her, baute die Festungen neu auf, richtete sie gegen die alten germanischen Horden, die jetzt unter anderen Namen wiederkehrten, als Boemanen, Abodriten, Welebaten und Saraben, baute zu Mainz, wo seine Gemahlin Fastrada begraben worden, eine Brücke auf steinernen Pfeilern, deren Ueberreste man noch jetzt unter dem Wasser sehen soll; setzte den Aquaduct von Bonn wieder in Stand; besserte die römischen Wege bei Victoria, jetzt Neuwied, bei Bacchiara, jetzt Bacharach, bei Vinicella, jetzt Winkel, und bei Thronus-Bacchi, heut' Trarbach, wieder aus, und baute für sich selbst aus den Resten eines Bades von Julian einen Pallast, den Saal zu Nieder-Ingelheim. Aber trotz seines Genies und seiner Willenskraft war es doch nichts als ein Galvanisiren der Todtengebeine, was Carl der Große that. Das alte Rom war nun einmal todt; die Physiognomie des Rheins hatte sich verändert.

Wie ich schon oben angedeutet, hatte sich unter römischer Herrschaft ein unbeachteter Keim in das Rheingau geschlichen. Das Christenthum, dieser göttliche Adler, der seine Flügel auszubreiten begann, hatte in diesen Bergen sein Ei gelegt, das eine Welt enthielt. Nach dem Beispiele des Crescentius, welcher seit dem Jahre

70 den Taunus bekehrte, besuchte der heil. Apollinar Rigomagum, der heil. Goar predigte zu Bacchiara, der heil. Martin, Bischof von Tours, bekehrte Confluentia; der heil. Maternus, ehe er nach Tongern ging, bewohnte Köln, der heil. Eucharius erbaute sich in dem Walde nahe bei Trier eine Einsiedelei und in denselben Gehölzen bekämpfte der heil. Ezzelin, der drei Jahre ununterbrochen und aufrecht auf einer Säule gestanden, Leib an Leib ein Götzen-Bildniß der Diana, welches er so zu sagen durch die Macht seines Anblicks zu Boden stürzte. Zu Trier selbst starben viele unbekannt gebliebene Christen den Märtyrertod im Schloßhofe des gallischen Präfekten und ihre Asche wurde in die Winde gestreut; aber diese Asche war ein Saamen.

Das Korn lag in den Furchen; nur so lange der Zug der Barbaren dauerte, wuchs es nicht in die Höhe.

Im Gegentheil, es erfolgte ein tiefer Einsturz, der allen Fortschritt zu vernichten drohte; die Kette gewisser Ueberlieferungen zerriß. Die Geschichte schien zu erlöschen; Menschen und Ereignisse schlichen in dieser traurigen Zeit wie Gespenster über den Rhein, kaum einen kurzen Schatten werfend, der eben so schnell verschwand als er bemerkt worden.

Von hier an erschien für den Rhein nach einer historischen eine Periode der Wunder.

Eben so wenig als die Natur läßt die Phantasie des Menschen einen leeren Raum zu. Wo das Geräusch

der Menschen aufhört, läßt die Natur die Vogelnester zwitschern, die Blätter flüstern und die tausend Stimmen der Einsamkeit lispeln. Wo die geschichtliche Gewißheit endet, läßt die Einbildungskraft Schatten, Träume und Erscheinungen auftauchen. Die Fabeln keimen, wachsen und drängen sich blüthenreich in die Lücken der verfallenen Geschichte, wie Weißdorn und Enzian in die Ruinen zertrümmerter Palläste.

Die Civilisation ist wie die Sonne, sie hat ihre Tage und Nächte, ihr Licht und ihre Finsternisse, sie verschwindet und kehrt wieder.

Als vom Taunus her ein Morgenroth der nun aufdämmernden Civilisation zu scheinen begann, ertönte an den Ufern des Rheins ein zauberhaftes Geflüster von Legenden und Mährchen: alle von dem fernen Strahle beleuchteten Gegenden belebten sich mit tausend übernatürlichen und reizenden Gestalten, während sich in den dunklen Theilen häßliche und grauenhafte Schreckbilder herumtrieben. Indeß aus neuem Basalt zur Seite der römischen Ruinen, die heut zu Tage spurlos verschwunden sind, die saxonischen und gothischen Schlösser erstanden, die heut zu Tage in Ruinen liegen, erhob sich rings herum eine Bevölkerung von dichterischen Wesen, die in innigster Verbindung mit den schönen Töchtern und den schönen Rittern des Landes stand, und verbreitete sich über das Rheingau: Oreaden in den Wäldern, Undinen in den Wässern, Gnomen im Innern der

Erde, Geister der Felsen, der schwarze Jäger, der die Gebüsche auf einem großen Sechszehnender durchbrauste, die Jungfrau vom schwarzen, und die sechs Jungfrauen vom rothen See, Wodan der Gott mit zehn Armen, die zwölf schwarzen Männer, der Staar, der Räthsel aufgiebt, der Rabe, der sein Lied krächzt, die Elster, welche die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, die Fratzengesichter von Zeitelmoos, Eberhard im Bart, welcher die auf der Jagd verirrten Prinzen zurechtweist, der hörnerne Siegfried, der die Drachen in ihren Höhlen bekämpft. Der Teufel setzte seinen Stein zu Teufelsstein und seine Leiter zu Teufelsleiter; er wagte es sogar zu Gernsbach, nahe am Schwarzwald, öffentlich zu predigen: glücklicher Weise setzte Gott auf der andern Seite des Flusses gegenüber vom Teufelsstuhl den Engelsstuhl. Während die Siebengebirge, dieser große erloschene Crater, sich mit Ungeheuern, Hydern und riesigen Gespenstern erfüllten, brachte der rauhe Wind von der Wisper am Eingange des Rheingau's bis nach Bingen herein ein Gewölke alter Feen, klein wie die Heuschrecken. Die Mythologie pfropfte sich in diesen Gegenden auf die Legende der Heiligen und erzeugte so die seltsamsten Gewächse, die sonderbarsten Blumen menschlicher Einbildungskraft. So hatte der Drachenfels, wenn gleich unter anderen Namen, seinen Tarask und seine heil. Martha; das Doppel-Märchen von Echo und Hylas zeigte sich in dem Lurley-Felsen wieder; die Schlan-

gen-Jungfrau kroch in den unterirdischen Höhlen von Augst; Hatto, der böse Bischof, wurde in seinem Thurm von seinen Untergebenen, die in Ratten umgestaltet worden, aufgefressen; die sieben spöttischen Schwestern von Schönberg wurden zu Felsen verwandelt, und der Rhein hatte nun auch seine „Fräulein" wie die Maas ihre „Damen" hat. Der böse Geist Urian schritt bei Düsseldorf über den Rhein, auf seinem Rücken wie einen Müllersack die große Düne, die er zu Leyden am Meeresstrande aufgerafft, um mit ihr Aachen zu vernichten, und welche er, ermüdet durch die Last und betrogen von einem alten Weibe, thöricht vor der alten Kaiserstadt fallen ließ, wo sie noch heut zu Tage der Lusberg ist. In diesem Zeit-Abschnitt, welcher für uns in einem nur hie und da von magischen Strahlen erleuchteten Helldunkel liegt, gab es in allen diesen Wäldern, Felsen und Thälern nichts als Erscheinungen, Gesichte, wunderbare Begegnungen, Teufelsjagden, Höllenschlösser, Harfenklänge in den Linden, Zaubergesänge unsichtbarer Wesen und schauerliches Hohngelächter, von räthselhaften Vorübergehenden ausgestoßen. Menschliche Helden, die fast eben so phantastisch als die übernatürlichen Gestalten, Cuno von Sayn, Sibo von Lorch, Starkenschwert, Griso der Heide, Herzog Attich von Elsaß, Thassilo Herzog in Baiern, Anthys Herzog der Franken, Samo König der Wenden, irrten verstört durch diese waldigen Höhen und suchten klagend ihre Schönen, lange, schlanke, weiße

Prinzessinnen mit Kronen und gar lieblichen Namen wie Gela, Garlinde, Liba, Williswinde, Schonetta. Alle diese Abentheurer, halb der Unmöglichkeit und halb dem wirklichen Leben angehörend, kommen und gehen in diesen Legenden, irren des Abends in undurchdringlichen Waldungen, zertreten Dornen und Gesträuche, wie Dürer's Ritter Tod, mit dem Hufschlag ihrer schweren Rosse, begleitet von ihren schmächtigen Windhunden, angegrinzt von schrecklichen Larven im Dickicht, und begegnen im Düster bald einem alten Köhler, der vor einem Feuer sitzt und Satan selbst ist, welcher die Seelen der Verstorbenen in einen Kessel wirft; bald nackten Nymphen, welche ihnen Kästchen voll Edelgestein anbieten; bald kleinen alten Männern, welche ihnen ihre Schwestern, Töchter oder Bräute wiedergeben, die sie schlafend auf einem Moosbett in herrlichen Lauben aus Korallen, Muscheln und Crystall gefunden haben, bald irgend einem mächtigen Zwerge, der, wie die alten Gedichte melden, trotz einem Riesen Wort hält.

Mitten unter diesen mährchenhaften Helden erstehen von Zeit zu Zeit Gestalten aus Fleisch und Bein; zuerst und vor Allen Carl der Große und Roland; Carl der Große sein ganzes Leben hindurch, als Kind, als Jüngling, als Greis; Carl der Große, den die Legende bei einem Müller im Schwarzwalde geboren werden läßt; Roland, den sie nicht in der Schlacht von Ronceval unter den Streichen eines ganzen Heeres, sondern aus

Liebe, vor dem Kloster Nonnenwerth am Rheine sterben läßt; später Kaiser Otto, Friedrich der Rothbart und Adolph von Nassau. Diese historischen Männer, unter die Sagen von mährchenhaften Wesen gemengt, sind eine Ueberlieferung wahrer Vorgänge, die aus dem blumigen Schutte von Träumen und Phantasiebildern hervorragen, sind die Geschichte, die aus Mährchen hervortritt, sind Ruinen, die unter Gras und Moos sichtbar werden.

Aber die Schatten verschwinden, die Mährchen verhallen, es wird Tag, die Civilisation bildet sich aus und mit ihr gewinnt die Geschichte wieder Gestalt.

Siehe da, vier Männer von verschiedenen Seiten zusammentreffend, vereinigen sich von Zeit zu Zeit an einem Steine, der am linken Rheinufer, wenige Schritte von einer Baum-Allee, zwischen Rhense und Kapellen, liegt. Hier versammeln sich die vier Männer und machen und entthronen hier die deutschen Kaiser. Die vier Männer sind die vier Kurfürsten vom Rhein und der Stein ist der Königsstuhl.

Rhense, der Ort, den sie gewählt, gehört dem Kurfürsten von Köln, liegt fast inmitten des Rheinthales, sieht zu gleicher Zeit nach Westen auf das linke Rheinufer nach Kapellen, das des Kurfürsten von Trier ist; nach Norden auf das rechte Ufer von einer Seite nach Oberlahnstein, das dem Kurfürsten von Mainz, und von der andern Seite nach Braubach, das dem Kurfürsten

der Pfalz gehört. In einer Stunde konnte jeder Kurfürst von Rhense wieder daheim sein.

Ihrerseits versammelten sich die bedeutendsten Einwohner von Coblenz und Rhense alljährig am zweiten Pfingsttage an demselben Orte unter dem Vorwande eines Festes und beriethen unter sich über gewisse geheime Angelegenheiten; hier ist der Beginn der Communen und des Bürgerthums, die unbemerkt in den fertigen Bau des deutschen Reiches ein Loch hineinnagen; die lebhafte unauslöschliche Verschwörung der Kleinen gegen die Großen, welche kühn am Königsstuhl, unmittelbar im Schatten dieses feudalen Steinthrones ihren Anfang nimmt.

Fast um dieselbe Zeit, vom Jahre 1380 bis 1418, beherbergt und versammelt Erzbischof Werner von Köln in dem kurfürstlichen Schlosse Stolzenfels, das die kleine Stadt Kapellen beherrschte und heut zu Tage eine schöne Ruine ist, Alchimisten, die kein Gold machen, die aber, während sie den Stein der Weisen suchen, auf viele großartige Erfindungen in der Chemie stoßen. So sah in einem kurzen Zeitraume ein und derselbe Punkt am Rheine, die heut zu Tage wenig beachtete Stelle gegenüber der Lahnmündung, für Deutschland die Herrschaft, die Demokratie und die Wissenschaft entstehen.

Von hier ab erhielt der Rhein ein zugleich kriegerisches und religiöses Ansehen. Die Abteyen und die Klöster vervielfältigten sich; die Kirchen auf den Anhöhen ver-

banden die Schlösser auf den Bergen mit den Ortschaften des Strom-Ufers; ein überraschendes und an jeder Wendung des Rheines vorkommendes Bündniß, worin der Priester die rechte Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahm. Die Kirchen-Fürsten vermehrten die Bauten im Rheingau, wie es tausend Jahre vorher die römischen Präfekten gethan. Erzbischof Balduin von Trier baut die Kirche zu Oberwesel; Erzbischof Heinrich von Wittingen die Mosel-Brücke bei Coblenz; Erzbischof Walram von Jülich heiligt durch ein prachtvolles Steinkreuz die römischen Ruinen und die vulkanische Feuerschlange zu Godesberg, die im Verdachte der Spuckerei stand. Die geistliche und die zeitliche Macht vereinigte sich in diesen Fürsten wie im Papste. Daher die doppelte Gerichtsbarkeit, die nicht, wie in weltlichen Staaten, bei der kirchlichen allein stehen bleibt. Johann von Barnich, Capellan zu St. Goar, vergiftet mit dem Communion-Wein seine Gebieterin, die Gräfin von Katzenellenbogen; der Kurfürst von Köln excommunicirt ihn als sein Bischof und läßt ihn als sein Fürst lebendig verbrennen.

Der Kurfürst von der Pfalz seiner Seits sieht sich gedrungen, immerwährend gegen die wirklichen und möglichen Eingriffe der drei Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz Einrede zu thun, und die pfalzgräflichen Prinzessinnen halten zum Zeichen der Souverainität ihre Wochenbette in der Pfalz, einem Thurm mitten im Rhein vor Caub.

Zur selben Zeit, inmitten dieser gleichzeitigen oder folgenden Machtentwicklungen der Kurfürsten gewinnen auch die ritterlichen Orden eine Stellung am Rhein. Der deutsche Orden faßt Fuß zu Mainz im Angesicht des Taunus, während nahe bei Trier im Angesicht der Siebengebirge sich die Ritter von Rhodus zu Martinshof niederlassen. Von Mainz zweigt sich der deutsche Orden nach Coblenz aus, wo er eine seiner Comthureien stiftet. Die Templer, bereits Herren von Courgenay und von Porentruy im Bisthum Basel, bekommen Boppart und St. Goar am Rheinufer und Trarbach zwischen Rhein und Mosel. Dies ist dasselbe Trarbach, die Heimath trefflicher Weine, der Thronus Bacchi der Römer, welches späterhin jenem Peter Flotte gehörte, den der Papst Bonifacius körperlich einäugig und geistig blind nannte.

Während die Fürsten, die Bischöfe und die Ritter ihre Stiftungen machten, dachte auch der Handel an seine Colonien. Nach dem Beispiele von Coblenz an der Mosel und Mainz dem Maine gegenüber, entstanden eine Menge kleiner Handelsstädte am Ausflusse aller Bäche und Wasser welche von den zahllosen Hügeln des Hundsrück, des Hohenrück und von den Gipfeln des Hammerstein und der Siebenberge in den Rhein herabeilen. So setzte sich Bingen an die Nahe, Niederlahnstein an die Lahn, Engers der Sayn gegenüber, Irrlich an die Wied, Linz der Aar gegenüber, Rheindorf an den Morbach und Bergheim an die Sieg.

In den Zwischenräumen, welche die kirchlichen und die feudalen Fürsten, die Comthureien der Rittermönche und die Amtsbezirke der Gemeinden schieden, erwuchs durch Zeitgeist und Naturlage ein eigenthümliches Herrngeschlecht. Vom Constanzer See bis zu den Siebengebirgen hatte jeder Berg am Rhein seine Burg und seinen Burgherrn. Diese fürchterlichen Rhein-Ritter, Sprößlinge einer rohen und wilden Natur, horstend in Basalten und Buschwerk, wohl verschanzt auf ihren Nestern und von ihren Dienern auf den Knien bedient dem Kaiser gleich, Männer des Raubes, die etwas vom Adler und von der Eule hatten, nur in ihrem Umkreise mächtig, aber da auch allmächtig, beherrschten Berg und Thal, hoben Soldaten aus, verrammelten die Wege und legten Wegzoll auf, besteuerten die Kaufleute die von St. Gallen oder Düsseldorf kamen, schlossen den Rhein mit langen Ketten und schickten stolze Herausforderungen an die nachbarlichen Städte, wenn diese sie zu beleidigen gewagt. Auf solche Weise forderte der Burggraf von Ockenfels die Einwohner von Linz und der Ritter Hausner auf Hegau die kaiserliche Stadt Kaufbeuern heraus. Im Falle solcher Fehden suchten zuweilen die Städte, die sich nicht stark genug fühlten, bei dem Kaiser Hülfe; dann brach der Burggraf in ein Lachen aus und ritt am nächsten Patronsfesttage zum Turniere der Stadt verächtlich auf seines Müllers Esel hinab. Während der furchtbaren Kriege zwischen Adolph von Nassau

und Desider von Ysenburg trieben mehrere Ritter, deren Burgen am Taunus lagen, ihre Kühnheit so weit, eine der Mainzer Vorstädte im Angesichte der beiden Prätendenten, die sich um die Stadt stritten, zu plündern. Das war ihre Art neutral zu bleiben. Die Burgherrn waren weder für Adolph noch für Ysenburg, sondern für sich selbst. Erst unter Maximilian zerstörte der Reichshauptmann Georg von Freundsberg das letzte dieser Nester, Hohenkrähen, und nun erlosch die fürchterliche Gattung jener wilden Edelleute, welche im zehnten Jahrhunderte mit den heldenartigen Burgrittern begonnen hatte, und im sechszehnten mit den Raubrittern endete.

Aber die unsichtbaren Dinge, deren Erfolge erst nach langen Jahren Gestalt gewinnen, verkörperten sich nun auch allmählig am Rheine. Zugleich mit dem Handel und so zu sagen auf denselben Schiffen schwamm der Geist des Zweifels, der Sichtung und der Freiheit den großen Fluß auf und ab, welchen, wie es scheint, jede große menschliche Idee beschreiten muß. Es schien als ob die Seele Tanquelins, der im zwölften Jahrhunderte vor der Kathedrale zu Antwerpen gegen den Pabst predigte, begleitet von dreitausend bewaffneten Sectirern, im königlichen Glanze und Gefolge, nach dem Tode den Rhein hinanfuhr, um Johann Huß in seinem Constanzer Aufenthalte zu begeistern, und dann von den Alpen auf der Rhone herabstieg und Doucet in der Grafschaft

Avignon erstehen machte. Die Stunde Luthers hatte noch nicht geschlagen. Auf den Wegen der Vorsehung giebt es nun einmal Menschen für die grünen und andere Menschen für die reifen Früchte.

Indessen nahte das sechszehnte Jahrhundert heran. Der Rhein hatte im vierzehnten, nicht ferne von ihm, in Nürnberg, die Schießkunst entstehen, und im fünfzehnten, dicht an seinem Ufer, zu Straßburg, die Buchdruckerkunst werden sehen. Im Jahre 1400 goß Köln die berühmte Feldschlange von vierzehn Fuß Länge. Im Jahre 1472 hatte Wendelin von Speier seine Bibel gedruckt. Eine neue Welt gestaltete sich, und, sonderbar und merkwürdig! wieder an den Ufern des Rheins war es, wo die zwei geheimnißvollen Werkzeuge, womit Gott unabläßig zur Bildung der Menschheit arbeitet, eine neue Gestalt gewannen: der Katapult und das Buch, der Krieg und der Gedanke.

Der Rhein scheint von der Vorsehung mit einer bedeutenden Rolle in den Geschicken Europas bedacht worden zu sein. Er ist der große querlaufende Graben, der den Süden vom Norden trennt. Die Vorsehung machte ihn zum Grenzflusse, die Festungen machen ihn zu einer Flußmauer Der Rhein sah und widerspiegelte die Gestalten fast aller großen Kriegsmänner, die seit dreißig Jahrhunderten das alte Festland mit jener Pflugschar bearbeiten, die man den Degen nennt. Cäsar ging über den Rhein vom Mittag, Attila vom Norden kom-

mend. Clodowich gewann daran die Schlacht von Tolbiac. Carl der Große und Bonaparte herrschten daselbst. Der Kaiser Friedrich der Rothbart, Kaiser Rudolph von Habsburg und der Pfalzgraf Friedrich der I waren an ihm groß, siegreich und furchtbar. Gustav Adolph befehligte dort seine Armeen von der Höhe des Altans zu Caub. Ludwig der XIV. sah den Rhein; Enghien und Condé schritten darüber; Turenne leider auch. Drusus hat sein Denkmal zu Mainz, wie Marceau zu Coblenz und Hoche zu Andernach. Für das Auge des Denkers aber, welcher die Geschichte leben sieht, kreisen immerwährend zwei große Adler über dem Rheine, der Adler der römischen Legionen und der der französischen Regimenter.

Dieser edle Rhein, den die Römer Rhenus superbus nannten, trägt auf seinem Rücken bald die Kriegsschiffe voll Partisanen oder Bajonetten, die über Deutschland die Heere Italiens, Spaniens und Frankreichs ausschütten, oder in die alte römische Welt, welche geographisch immer zusammenhängend bleibt, die alten Barbaren-Horden führen, welche auch immer dieselben bleiben; bald schifft er friedlich die Tannen der Murg und von St. Gallen, die Porphyr- und Serpentin-Steine von Basel, die Pottasche von Bingen, das Salz von Karlshall, das Leder von Stromberg, das Quecksilber von Lahnsberg, die Weine von Johannisberg und Bacharach, die Schiefer von Caub, die Lachse von Oberwesel, das Obst von Salzig, die Holzkohlen von Boppard, die

Zinngeschirre von Coblenz, die Glaswaaren von der Mosel, das Hammereisen von Bendorf, die Tuf- und Mühlsteine von Andernach, das Blech von Neuwied, die Mineralwässer von Antoniusstein, die Tücher und Töpferwaaren von Wallendar, die Rothweine von der Aar, das Kupfer und Blei von Linz, die Hausteine von Königswinter und die Woll- und Seidenwaaren von Köln; und so erfüllt er, majestätisch Europa quer durchströmend, nach dem Willen Gottes sein Doppelamt als Kriegs- und Friedensfluß, und hat auf den Berglehnen, die den bedeutendsten Theil seines Laufes einrahmen, zu einer Seite Eichen und zur andern Reben, das heißt auf einer Seite den Norden, auf der andern den Süden, auf einer Seite die Kraft, auf der andern die Freude.

Für Homer bestand der Rhein nicht. Er war einer jener wahrscheinlichen, aber unbekannten Flüsse in dem trüben Lande der Kimmerier, in welchem es ewig regnet und nie die Sonne zu sehen ist. Für Virgil war er kein unbekannter, aber ein starrer Fluß. Frigora Rheni. Für Shakespeare war er der schöne Rhein. Beautiful Rhine. Für uns ist er bis zum Tage, wo der Rhein eine europäische Frage wird, der malerische Ausflug nach der Mode, die Spazierfahrt der Müßiggänger nach Baden, Ems und Spaa.

Petrarca kam zwar nach Aachen, aber ich bezweifle, daß er vom Rhein gesprochen hat.

Die Geographie mit ihrem unmaßgeblichen Willen der Höhen, Bette und Wasser, dem alle Congresse der Welt nicht für lange Zeit widersprechen können, die Geographie giebt das linke Rheinufer an Frankreich. Die göttliche Vorsehung hat ihm schon dreimal beide Ufer gegeben. Unter Pipin dem Kurzen, unter Carl dem Großen und unter Napoleon.

Das Reich Pipin des Kurzen ging vom Rhein aus. Es umfaßte das eigentliche Frankreich ohne Aquitanien und Gascognien und das eigentliche Deutschland bis zu den Baierländern.

Das Reich Carl des Großen war zweimal so groß als das Napoleons.

Es ist wahr und muß in Betracht gezogen werden, Napoleon hatte drei Reiche, oder besser gesagt, er war Kaiser in dreifacher Art: unmittelbar und direct von Frankreich; mittelbar und durch seine Brüder von Spanien, Italien, Westphalen und Holland, Königreiche, die er zu Gegenpfeilern seines Mittelreichs gemacht; moralisch aber und durch das Gewicht der Obergewalt von ganz Europa, welches eigentlich nichts mehr als die Grundfläche war, worauf sich Tag um Tag sein riesiges Gebäude ausbreitete.

Von dieser Seite betrachtet, war das Reich Napoleons dem Reiche Carl des Großen mindestens gleich. Carl der Große, dessen Herrschaft denselben Mittelpunkt und dieselbe Art des Anwuchses wie die Napoleons

hatte, vergrößerte allmählig das Erbe Pipin des Kurzen durch Sachsen bis an die Elbe, durch Deutschland bis an die Saal, Slavonien bis an die Donau, Dalmatien bis an den Hafen von Cattaro, Italien bis Gaeta und durch Spanien bis an den Ebro.

In Italien hielt er erst an den Gränzen der Beneventiner und der Griechen, in Spanien erst an den Gränzen der Sarazenen ein.

Dieser unermeßliche Länderbund zerfiel zum erstenmale im Jahre 843 nach dem Tode Ludwig des Gütigen, der noch bei Lebzeiten die Sarazenen ihren Theil, das heißt den ganzen spanischen Länderstrich zwischen dem Ebro und dem Llobregat, hatte zurücknehmen lassen, und von den drei Stücken, in welche das Reich zertrümmerte, war noch immer genug da, um einen Kaiser zu machen, Lothar, der Italien und ein großes dreieckiges Stück von Gallien erhielt, und zwei Könige, Ludwig der Deutschland und Carl der Frankreich bekam. Im Jahre 855, als der erste dieser Lappen wieder getheilt wurde, gab das Stück eines Stückes vom Reiche Carl des Großen noch immer einen Kaiser, Ludwig mit Italien, einen König, Carl mit der Provence und Burgund, und einen andern König, Lothar mit Austracien, das von hier ab Lothringen und später Lorraine hieß. Als der Zeitpunkt erschien, wo der zweite Erbtheil, das Königreich Ludwig des Deutschen sich zerstückte, gab der größte Bruchtheil das deutsche Reich und in die kleinen Theile wurde die

Ameisen-Unzahl von Grafen, Herzogen, Fürsten und freien Städten unter dem Schutze der Markgrafen als Gränzwächter eingesetzt. Endlich als der dritte Fetzen, das Reich Carl des Kahlen, unter der Last der Jahre und der Fürsten zerriß, langte dieses letzte Bruchstück noch immer für einen König hin, den König von Frankreich, für fünf souveraine Herzoge, die von Burgund, von der Normandie, von der Bretagne, von Aquitanien und von Gascognien, und für drei fürstliche Grafen, für den Grafen der Champagne, von Toulouse und von Flandern.

Die Kaiser sind Titanen. Einen Augenblick halten sie die Welt in ihren Händen, dann lähmt der Tod ihre Finger und Alles fällt.

Das rechte Rheinufer, kann man sagen, gehörte so gut Napoleon wie Carl dem Großen.

Bonaparte träumte von keinem rheinischen Herzogthum, wie es ein Paar mittelmäßige Politiker während des langen Kampfes der Häuser Frankreich und Oesterreich gethan. Er sah ein, daß ein längliches, keineswegs inselhaftes Reich unmöglich sei; es müßte bei dem ersten heftigen Anstoß biegen oder entzweibrechen. Es ist nicht nothwendig, daß mit neuen Fürsten eine neue Ordnung einkehre: die natürliche Ordnung ist dem Staate vor allen nothwendig, um sich halten und widerstehen zu können. Bis auf wenige Aenderungen und Zugaben nahm der Kaiser den rheinischen Bund, wie ihn Geographie und Geschichte gebildet hatten und begnügte sich, ihn zu

befestigen. Der rheinische Bund mußte nothwendig gegen Nord oder Süd Widerstand leisten. Er war gegen Frankreich gerichtet, der Kaiser drehte ihn herum. Seine Politik war eine Hand, die mit Riesenkraft und mit der Klugheit eines Schachspielers Reiche gestaltete und beseitigte. Indem er die Fürstenthümer am Rhein vergrößerte, wußte der Kaiser wohl, daß die Krone Frankreichs das an Macht gewinnt, was die deutsche Krone davon verliert. Und in Wahrheit, diese Kurfürsten, die zu Königen, und diese Mark- und Landgrafen, die zu Großherzogen geworden, gewannen durch Anwuchs vom Eigenthum Österreichs und Rußlands das, was sie auf der französischen Seite verloren. Groß von vorn, klein von rückwärts, Könige für die Kaiser im Norden und Statthalter für Napoleon.

So sprechen sich also am Rhein vier ganz getrennte Phasen, vier streng verschiedene Physiognomien aus. Die erste Phase: die vorweltliche und vielleicht voradamitische Epoche der Vulcane; die zweite: die alte historische Zeit der Kämpfe Germaniens gegen Rom, worin Cäsar strahlt; die dritte: die Wunderzeit, in welcher Carl der Große ersteht; die vierte Phase endlich: die Geschichte der Gegenwart, die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, worin Napoleon leuchtet. Denn ein Schriftsteller mag thun, was er will, um die Monotonie dieser Berühmtheiten zu vermeiden, wenn er die europäische Geschichte von einem Ende zum andern durchschreitet, so bleiben

Cäsar, Carl der Große und Napoleon immer die drei ungeheuern tausendjährigen Gränzsteine, die er stets auf seinem Wege findet.

Und nun, um mit einer letzten Bemerkung zu schließen, der Rhein, der ein Fluß der Vorsehung ist, scheint auch ein symbolischer Fluß zu sein. In seiner Senkung, in seinem Laufe, in Beziehung der Länder, die er durchströmt, ist er so zu sagen, ein Bild der Civilisation, welcher er bereits so vielfältig gedient hat und noch dienen wird. Er steigt hernieder von Constanz nach Rotterdam, aus dem Lande der Adler zur Stadt der Häringe, von dem Aufenthalt der Päbste, der Concilien und der Kaiser zu den Laden der Kaufleute und der Bürger, von den Alpen zum Ocean, — wie die Menschheit selbst herabgestiegen ist von ihren hohen, unwandelbaren, unerreichbaren, reinen und leuchtenden Ideen zu den breiten, beweglichen, stürmischen, tiefsinnigen, nützlichen, schiffbaren, gefährlichen und unergründlichen Ideen, die Alles wagen, Alles auffassen, Alles befruchten und Alles in sich aufnehmen; von der Theocratie zur Democratie; von einer großen Sache zu der andern.

Fünfzehnter Brief.

Die Maus.

St. Goar, August.

Vergangenen Sonnabend regnete es den ganzen Morgen. Ich hatte mich zu Andernach auf dem Dampfschiffe „Stadt Mannheim" eingeschifft. Wir fuhren seit einigen Stunden den Rhein hinauf, als plötztich aus irgend einer Laune, — denn daher rühren gewöhnlich die Gewölke, — der Südwestwind (der Favonius des Virgil und Horaz, derselbe der unter dem Namen des Föhen so gräuliche Wetter über den Constanzer-See bringt) mit einem Flügelschlage das Gewölbe der Wolken über unsern Häuptern zerriß und die Stücke desselben mit kindischer Freude in alle Ecken des Himmels jagte. In wenig Augenblicken erschien die wahre und ewige blaue Kuppel, auf die vier Pfeiler des Horizonts gestützt, und ein warmer Mittagsstrahl lockte alle Reisende auf das Verdeck hinauf.

In diesem Augenblicke fuhren wir, immer zwischen Eichen und Weinreben, an einem malerischen alten Dorfe

des rechten Ufers vorüber, an Welmich, dessen römischer Thurm heut zu Tage erbärmlich verschnitten und ausgebessert ist, während er noch vor wenig Jahren mit vier Vedette-Thürmchen wie eine Ritterburg besetzt war. Ueber Welmich erhob sich fast senkrecht eine jener ungeheuren Lavawände, die das Ansehen haben wie mitten entzwei gehauene Baumstämme größter Proportion. Auf dieser vulkanischen Gruppe erhob sich aus demselben Stein und von derselben Farbe eine Burgveste wie ein natürlicher Auswuchs des Berges. Am Rheinufer plauderte ein Kreis junger Wäscherinnen, die heiter das Linnen im Sonnenschein schlugen.

Mich lockte dieses Ufer und ich stieg ans Land. Ich wußte von der Ruine von Welmich als von einer der übelstberichteten und wenigst besuchten am Rhein. Für die Reisenden ist die Besteigung mühsam, ja, wie man sagt, gefährlich. Für die Landleute ist der Ort voll Gespenster und böser Geschichten. Da giebt es lebende Flammen, die sich Tags über in den unzugänglichen unterirdischen Höhlungen verbergen und des Nachts auf der Höhe des großen runden Thurmes sichtbar werden. Dieser große Thurm aber ist nichts anderes als die Verlängerung über der Erde und der Ueberbau eines ungemein tiefen, jetzt verschütteten Brunnens, der sich ehedem durch den ganzen Berg und tiefer als der Rhein herabsenkte. In diesen Brunnen ließ ein Herr auf Welmich, ein Falkenstein, ein verhängnißvoller Name in

den Sagen, im vierzehnten Jahrhundert wen er eben wollte von seinen Vasallen oder Vorüberreisenden ohne Beichte hinunter stürzen. Die Seelen dieser armen Büßenden bewohnen jetzt das Schloß. Zu jener Zeit gab es auf dem Glockenthurm von Welmich eine silberne Glocke, geschenkt und geweiht von Winfried, Bischof von Mainz, im Jahre 740, — eine merkwürdige Zeit, wo Constantin der Sechste römischer Kaiser zu Constantinopel war, wo der heidnische König Massilius vier Reiche in Spanien hatte und wo in Frankreich König Clothar regierte, der später vom heil. Zacharias, dem vier und neunzigsten der Päpste, mit dreifachem Banne beladen wurde. — Diese Glocke wurde niemals als nur zum vierzigstündigen Gebete geläutet, wenn ein Ritter von Welmich schwer krank oder in Gefahr zu sterben lag. Falkenstein, der weder an Gott und nicht einmal an den Teufel glaubte und der des Geldes benöthigte, verspürte nach dieser schönen Glocke Lust. Er ließ sie aus dem Glockenthurme holen und in sein Schloß bringen. Der Prior von Welmich fühlte sich dadurch gekränkt, stieg in Ornat und Stola zu dem Burgherrn hinauf und verlangte seine Glocke zurück. Falkenstein lachte laut auf und rief: Du willst deine Glocke, wohlan Du sollst sie haben und sie soll Dich nimmermehr verlassen. Er sagte es und ließ den Priester mit der Glocke an seinen Hals gebunden in den Brunnen des Thurmes stürzen. Dann wurden auf Geheiß des Burg-

herrn über den Priester und die Glocke große Steine geschüttet und der Brunnen sechzig Ellen hoch ausgefüllt. Wenige Tage später wurde Falkenstein plötzlich krank. Als die Nacht heran kam, hörten der Astrolog und der Arzt, die bei dem Ritter wachten, mit Schrecken die Schläge der silbernen Glocke aus der Tiefe der Erde herauftönen. Des andern Morgens war Falkenstein todt. Seit jener Zeit hört man alljährig, wenn der Todestag des Ritters wiederkehrt, in der Nacht des 18. Januar, der Feier des heiligen Stuhls in Rom, deutlich die silberne Glocke im Innern des Berges erklingen. — Da haben Sie eine der Geschichten. — Denken Sie sich nun noch hinzu, daß der nächstgelegene Berg, der den Felsbach von Welmich von der andern Seite einschließt, das Grab eines alten Riesen ist; denn die Phantasie der Menschen, die nicht ohne Grund in den Vulkanen große Schmieden der Natur erblickte, dachte sich auch überall, wo sie einen Berg rauchen sah, Cyklopen hin, und jeder Aetna erhielt seinen Polyphem.

Ich begann also zu der Ruine empor zu steigen, halb mit dem Andenken an Falkenstein und halb an den Riesen beschäftigt. Ich hatte mir vorher den besten Aufgang von den Dorfkindern zeigen lassen, für welchen Dienst sie sich was sie eben wollten aus meiner Börse nehmen durften; denn die Silber- und Kupfermünzen dieser fernen Völker, Thaler, Groschen und Pfennige sind die wunderlichsten und unverständlichsten Dinge von

der Welt: ich für meinen Theil kenne mich in diesem barbarischen Gelde, welches die Borussen dem Lande der Ubier auferlegt, gar nicht aus.

Der Pfad ist wirklich steil aber nicht gefährlich: es wäre denn für Menschen die dem Schwindel unterliegen: oder vielleicht nach starkem Regen, wenn Erde und Gestein schlüpfrig sind. Uebrigens hat diese berühmte und gefürchtete Ruine vor andern am Rheine den Vorzug, daß kein Nutzen daraus gezogen wird. Kein Officiant begleitet den Emporsteigenden, kein Gespenster-Erklärer erpreßt ein Trinkgeld, keine verriegelte oder mit Schlössern behangene Thüre sperrt den Weg. Man klettert, man steigt die alte Basalt-Treppe der Burgherrn, die noch hie und da zum Vorschein kommt, hinan, man hält sich an Gesträuche und Grasbüschel, kein Mensch hilft, kein Mensch stört dabei. Nach zwanzig Minuten war ich auf dem Gipfel des Berges, an der Schwelle der Ruine. Hier wandte ich mich um und machte vor dem Eintreten ein wenig Halt. Hinter mir unter einem Ausfall-Thore, das jetzt in einen großen Riß verwandelt, wand sich eine steile Treppe empor, die jetzt aus Rasenstufen bestand. Vor mir breitete sich eine unermeßliche Landschaft aus, fast geometrisch von Graben mit einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte durchschnitten, die aber keinen kalten Anblick gewährte; zu meinen Füßen das Dorf um seinen Thurm gedrängt, um das Dorf ein Bug des Rheines, um den Rhein ein Geländer düsterer

Berge auf ihren Gipfeln hie und da mit Burgen und Schlössern gekrönt, und um und über den Bergen das blaue Rund des Himmels.

Nachdem ich Athem geschöpft, trat ich in das Ausfallthor und stieg die steilen Rasenstufen hinan. In diesem Augenblick erschien mir die verfallene Veste in einem so wüsten, grauenhaften und wilden Zustande, daß ich nicht im geringsten erstaunt gewesen, wenn plötzlich hinter dem Vorhang von Epheu eine übernatürliche Gestalt mit wundersamen Blumen in der Schürze hervorgetreten wäre, Gela die Braut des Rothbarts, oder Hildegardis die Gemahlin Carl des Großen, jene sanftmüthige Kaiserin welche die verborgenen Kräfte der Heilmittel und Mineralien kannte und kräutersuchend durch die Berge ging. Ich sah einen Augenblick nach der nördlichen Mauer hin mit stiller Sehnsucht, es möchten sich dort die Kobolde erheben, welche, wie der Gnome zu Cuno von Sayn sagte, überall im Norden sind, oder die drei kleinen Alten, welche in der Sage das geheimnißvolle Lied singen:

Die ich gepflückt am Riesen-Grabe,
Drei Nesselstängel dünn
Und dann in Garn verwandelt habe,
Nimm zum Geschenke hin.

Aber ich sollte nun einmal nichts hören als nur das höhnische Pfeifen einer Berg-Amsel, die irgendwo in meiner Nähe aufgesessen.

Um Ihnen nun einen Begriff von dem Innern dieser berüchtigten und wenig bekannten Ruine zu geben, kann ich nichts Besseres thun als das hiehersetzen, was ich bei jedem Schritte in mein Notizbuch bemerkt habe. Das ist bunt durcheinander, kleinlich, aber an Ort und Stelle aufgenommen und daher ähnlich.

„Ich bin in der Ruine. — Der runde Thurm, obgleich an seinem Gipfel schon abgebrochen, ist noch von außerordentlicher Höhe. Im ersten Drittel derselben Quereinschnitte für eine Zugbrücke, deren Thor vermauert. — Allerwärts große Mauern mit entformten Fenstern, worin noch die Säle, aber ohne Plafonds und Thüren angedeutet sind. — Geschosse ohne Aufgang, Aufgänge ohne Gemächer. — Unebener bergiger Boden aus Grund der eingebrochenen Wölbungen, die Gras bedeckt. Undurchdringlicher Schutt. — Oft habe ich schon bewundert, wie die Einsamkeit mit der Eifersucht einer geizigen Besitzerin Alles bewacht, verschließt und vertheidigt, was der Mensch ihr einmal überlassen. Auf den Schwellen pflanzt und vertheilt sie sorgfältig die wildesten Gesträuche, die abscheulichsten und bestbewaffneten Pflanzen, Stechdorn, Nessel, Distel, Weißdorn, Heidekraut, das heißt mehr Krallen und Nägel als deren eine Menagerie von Tigern besitzt. Zwischen diesen stachlichen und spitzen Gewächsen kriecht und schlängelt sich die Brombeerstaude, die Schlange der Pflanzenwelt, um dich in den Fuß zu stechen. Hier übrigens, da die Natur niemals ihres Schmuckes ver=

gißt, sieht das Dickicht reizend aus. Es bildet eine Art großen Straußes, worin ein Ueberfluß an Pflanzen aller Arten und Formen, die einen mit ihren Blumen, die andern mit ihren Früchten, die dritten mit ihrem reichen herbstlichen Blätterwerk: Mohn, Winde, Glocke, Anis, Pimpinelle, Königskerze, gelber Enzian, Erdbeere, Thimian, der ganz violette Schleedorn, Weißdorn, der jetzt wegen seiner Scharlachbeeren Rothdorn heißen sollte, die langen Reben der Brombeere mit blutrothen Früchten besetzt. Ein Flieder. Zwei schöne Akazien. Eine unerwartete Ecke, wo irgend ein voltairischer Bauer, den Aberglauben der Andern benutzend, für sich ein kleines Runkelrübenfeld beschickt. Da giebts etwas Stoff für Zucker. — Zu meiner Linken der Thurm, woran weder Thüren, noch Fenster, noch Eingang sichtbar. Zu meiner Rechten ein unterirdischer Gang, dessen Wölbung eingestürzt: ein tiefer Graben. — Herrliches Gebrause des Windes, reizender blauer Himmel, durch die Risse der Ruinen sichtbar. — Ich will über eine Grastreppe nach einer Art von hohem Saal gehen. Ich bin darin. Nichts als zwei zauberische Aussichten auf den Rhein, die Berge und Ortschaften. — Ich neige mich in die anstoßende Abtheilung, auf deren Grunde der tiefe Graben. — Ueber meinem Haupte zwei Ausrisse von Kaminen, aus blauem Granit gehauen; fünfzehntes Jahrhundert. Spuren von Ruß und Rauch vom Heerde. — An den Fenstern Spuren von Malereien. — Da oben ein hübsches

Thürmchen ohne Dach und Treppe, voll blühender Blumen die sich herabneigen, um mich zu sehen. — Ich höre die Wäscherinnen am Rheine lachen. — Ich steige in einen unteren Saal herab. — Nichts. Spuren von Aufgrabung im Boden. Irgend ein von den Gnomen verborgener Schatz, den die Bauern gesucht haben werden. — Ein anderer Untersaal. — Ein viereckiges Loch in der Mitte des Bodens, nach einem Keller führend. An der Mauer diese zwei Namen: Phoedovius. Kutorga. Vermittelst eines spitzigen Basaltsteines schreibe ich meinen dazu. — Ein anderer Keller. Nichts. Von hier blicke ich in den Abgrund hinab. Er ist unzugänglich. Ein Sonnenstrahl dringt hinein. — Dieser Abgrund liegt unter dem großen viereckigen Schlosse, welches den Winkel dem runden Thurme gegenüber einnimmt. Hier mochte das Burgverließ sein. — Ein großes Gemach, dessen Fronte nach dem Rhein sieht — Drei Stellen von Kaminen, davon die eine noch Säulchen hat, in verschiedener Höhe. Drei verfallene Geschosse unter mir. Zu unterst zwei gewölbte Bogen. An einem todtes Gezweige, am andern zwei schöne Epheuranken die sich freundlich hin und her wiegen. Ich gehe dahin. Wölbungen aus rohem Basalt des Berges selbst. Rauchspuren. Im andern daran stoßenden Raume, wo ich eben eingetreten und der Hof sein mochte, nahe an dem runden Thurm, weiße Gipsarbeit an der Mauer, Ueberreste von Malerei und folgende zwei rothe Ziffern:

2³—18. — Ich mache die Runde von außen ums Schloß durch den Graben. — Mühsames Klettern. Das Gras ist schlüpfrig. Ich muß von Gebüsch zu Gebüsch über einem tiefen Abgrunde kriechen. Nirgends ein Eingang und auch nicht die Spur einer zugemauerten Thüre an dem runden Thurme. Reste von Malereien an den Mauerkränzen. Der Wind verblättert mein Notizbuch und hindert mich zu schreiben. — Ich kehre in die Ruine zurück. — Ich bin darin. — Ich schreibe auf einem kleinen grün sammtnen Schranke welchen mir das alte Gemäuer bietet.

Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß diese große Ruine die Maus heißt. Hören Sie warum

Im zwölften Jahrhundert stand hier nur eine kleine Burg, welche häufig belästigt und umlauert wurde von jenem großen, eine halbe Stunde weiter liegenden festen Schlosse, welches die Katz genannt wurde, eine Abkürzung des Namens ihres Besitzers, des Ritters von Kazzenellenbogen. Cuno von Falkenstein, dem die Burg als Erbe zufiel, ließ sie niederreissen und erbaute an derselben Stelle eine viel größere und stärkere Festung als die nahgelegene und erklärte, daß von nun an die Maus die Katz fressen werde.

Er hatte Recht. Die Maus war fürwahr, wiewohl sie jetzt in Trümmern liegt, ein unheimliches und fürchterliches Weibsbild, das mit ihren Lenden aus Basalt, gewaffnet und lebenskräftig aus dem Innern des Ber-

ges hervorstieg, der sie mit Stolz getragen. Ich glaube nicht, daß sich jemals ein Mensch über diesen Berg lustig gemacht, der eine solche Maus geboren.

Ich blieb in der Ruine bis zum Sonnenuntergang, der auch eine Stunde für Geister und Gespenster ist. Freund, ich schien mir wieder ein heiterer Schulknabe geworden, so irrte und kroch ich überall herum, hob große Steine auf, aß von wilden Früchten, versuchte es die übernatürlichen Bewohner aus ihren Schatten hervorzureizen, und wie ich aufs Geradewohl hin und herlaufend die dichten Gräser zertrat, da verspürte ich wieder einmal jenen herben und kräftigen Geruch der Pflanzen in Ruinen, welchen ich in meiner Kindheit so sehr geliebt.

Nach allen dem und mit ihrem bösen Rufe der in den Brunnen verschlossenen Seelen und Gerippe, gewährt diese unzugängliche Thurm-Ruine ohne Thor und Fenster einen düsteren und sonderbaren Anblick.

Indessen war die Sonne hinter die Berge gestiegen und ich wollte es ihr gleichthun, als sich etwas ganz Seltsames in meiner Nähe regte. Ich wandte mich dahin. Eine große Eidechse von ungewöhnlicher Gestalt, etwa neun Zoll lang, dickbäuchig und kurz geschwänzt, mit einem platten dreieckigen Kopfe wie eine Viper, rabenschwarz und vom Kopfe bis zum Schwanze mit zwei goldgelben Strichen gestreift, setzte ihre vier schwarzen Füße mit hervorspringenden Bügen auf das feuchte Gras und kroch langsam gegen eine niedere Spalte des alten

Gemäuers. Das war der einsame und geheimnißvolle Bewohner dieser Ruine, das Thiergespenst, das zugleich wirkliche und fabelhafte Geschöpf, der Salamander, der mich vertraulich anblickte und in sein Loch zurückkehrte.

Sechszehnter Brief.

Querfeldein.

St. Goar, August.

Ich konnte mich von der Ruine nicht trennen. Mehrmals fing ich an hinabzusteigen und stieg dann wieder hinauf.

Die Natur giebt sich wie eine lächelnde Mutter zu allen unsern Träumen und Launen her. Als ich endlich die Maus entschieden verließ, überkam mich der Gedanke, und ich gestehe ihn ausgeführt zu haben, mein Ohr gegen die Grundmauer des großen Thurmes zu lehnen, um mir gewissenhaft sagen zu können, daß, wenn ich auch nicht darin gewesen, ich doch daran gehorcht. Ich hoffte auf irgend ein Geräusch, ohne mir eben zu schmeicheln, daß die Glocke Winfrieds um meinetwillen erwachen solle. In diesem Augenblicke, o Wunder! hörte ich,

hörte mit meinen eigenen Ohren, was man so recht hören nennt, ein fernes metallisches Geklinge, den schwachen und kaum vernehmbaren Ton einer Glocke, der im Abenddunkel zu mir drang und wirklich aus dem Innern des Thurmes zu kommen schien. Ich gestehe, daß mir bei diesem seltsamen Klange die Verse Hamlets an Horatio augenblicklich beifielen, als ob sie mit leuchtenden Zügen in mein Gedächtniß geschrieben würden; ich glaubte sogar, daß sie einen Augenblick lang meinen Geist erhellten. Aber nur zu bald fiel ich in die wirkliche Welt zurück. — Es war der Angelus eines in den fernen Falten des Thales versteckten Dorfes, den mir der Wind freundlich zubrachte. — Was liegt daran! es steht nur bei mir zu glauben und zu sagen, daß ich die geheimnißvolle Silberglocke von Welmich unter dem Berge habe klingen und läuten hören.

Als ich aus dem nördlichen Graben, der heut zu Tage in eine dornenvolle Schlucht verwandelt ist, hinaus schritt, stand plötzlich der nachbarliche Berg, das Grab des Riesen, vor mir. An der Stelle, wo ich stand, stellt der Felsen auf der Erdfläche nahe dem Rheine das kolossale Profil eines zurückgebeugten Kopfes mit offenem Munde vor. Man könnte glauben, daß der Riese, der, wie die Sagen melden, auf dem Bauche unter der Last des Berges schmachtet, eben die fürchterliche Masse ein wenig gehoben und bereits den Kopf zwischen den Felsen hervorgesteckt habe, als mit einem Male ein Apollo oder

ein heil. Michael den Fuß auf den Berg setzte, so daß das Ungeheuer unter ihm in dieser Lage zerquetscht wurde, während es einen langen Schrei ausstieß. Der Schrei verlor sich in dem Dunkel von vierzig Jahrhunderten, der Mund aber blieb offen.

Noch muß ich bemerken, daß weder der Riese, noch die Silberglocke und die Gespenster auf Falkenstein die Weinreben und die Pfähle hindern, von Terrasse zu Terrasse bis ganz dicht an die Maus zu klettern. Um so ärger für die Geister, die auf Weinbergen wohnen; man pflanzt ihnen die Stöcke vor die Thüre und die Ranken klimmen fröhlich um ihre Ruinen herum. Es wäre denn, daß die Berglehne von Welmich von den Geistern selbst bepflanzt, was dann auf diese gespenstischen Winzer die Phrase anwendbar machen würde, welche ich gestern in irgend einem deutschen Fremdenführer am Rhein gelesen: „Hinter dem Johannisberg befindet sich ein Dorf desselben Namens mit nahe an siebenhundert Seelen, die einen vortrefflichen Wein bauen.“

Uebrigens mag sich auch der begierigste Besucher die Lust vergehen lassen, hier eine Traube zu berühren, sie sei nun zauberhaft oder nicht. Zu Welmich ist man im Herzogthum Nassau und die Gesetze Nassau's im Bezug auf Feldpolizei sind sehr streng. Jeder ergriffene Delinquent wird zu einer Strafe angehalten, die allen vor ihm durch andere nicht eingefangene Schuldige angerichteten Schaden mitbezahlen muß. Jüngst pflückte und

verzehrte ein englischer Tourist eine Pflaume auf dem Felde, die ihm fünfzig Gulden kostete.

Ich wollte mein Nachtlager zu St. Goar nehmen, welches auf dem rechten Ufer eine halbe Stunde höher als Welmich liegt. Ein Schiffer aus dem Dorfe brachte mich über den Rhein und setzte mich sehr artig in Preußen ans Land; denn das linke Ufer ist preußisch. Dann gab mir dieser gute Mann in einer halb deutschen, halb französischen Sprache Anleitung über den Weg, den ich einzuschlagen habe, die ich aber ohne Zweifel schlecht verstand; denn anstatt den Weg zu verfolgen, der am Flusse hinläuft, ging ich, in der Meinung, ihn abzukürzen, über die Berge und verirrte mich ein wenig.

Als ich so die frischgeschnittenen Stoppeln auf den hohen rothen Flächen, wo des Abends heftige Winde wehen, niedertrat, öffnete sich plötzlich zu meiner Linken eine Thalschlucht. Ich schlug sie ein und nach einem kurzen aber sehr jähen Abwärtssteigen auf einem Pfade, der stellenweise einer Treppe aus breiten Schiefersteinen glicht, bekam ich den Rhein wieder zu Gesicht.

Ich setzte mich nieder, denn ich war müde.

Der Tag war noch nicht ganz erloschen. Für die Thalschlucht, worin ich mich befand, so wie für die schmalen Thalbüge am Ufer, die an große dunkle Hügel lehnten, war es bereits Nacht; aber ein unbeschreiblicher rosiger Schein, ein Abglanz des Purpurs im Untergang, schwebte über den Bergen der andern Rheinseite und über

den Umrissen der Ruinen, die mir von überall her entgegen blickten. In einem Abgrunde unter meinen Augen verbarg sich der Rhein, dessen Gebrause bis zu mir ertönte, allmählig unter einem dichten weißlichen Nebel, aus welchem ich zugleich auch die Spitze eines gothischen Thurmes halb verhüllt hervorblicken sah. Unter diesem Schleier lag also wahrscheinlich eine Stadt. Zu meiner Rechten einige Toisen unter mir bemerkte ich das grasbewachsene äußere Deckengewölbe eines starken grauen Thurmes ohne Ringmauern, der sich noch immer stolz am Abhange des Berges hält, wiewohl ohne Zinnen, Mauerkränze und Treppen. Ueber diesem Deckengewölbe, in einem Stücke stehengebliebener Mauer war eine große offene Thür, denn sie hatte keine Flügel und kein Mensch konnte hier mehr eintreten. Hoch über meinem Kopfe hörte ich Leute vorübergehen und sprechen, deren Schatten in das Dunkel herunterfielen. Endlich erlosch der rosige Schein.

Lange Zeit saß ich hier auf einem Steine ausruhend und nachdenkend und sah schweigend diese geheimnißvolle Stunde verstrichen, wo der Schleier des Rauches und der Nebel langsam die Gegend verwischt und wo die Umrisse aller Dinge dunkel und räthselhaft werden. Einige Sterne hefteten und befestigten im Zenith das schwarze Bahrtuch der Nacht über einer Hälfte des Himmels und das weiße Leichen-Linnen der Abenddämmerung über der andern Hälfte.

Nach und nach verhallte der Ton der Schritte und Stimmen im Thalgrunde, der Wind ließ nach und mit ihm jenes süße Wispern der Gräser, das mit jedem Vorübergehenden Rede führt und ihm Gesellschaft leistet. Aus der unsichtbaren Stadt stieg kein Geräusch herauf; der Rhein selbst schien entschlummert; eine ungeheure blaßgelbe Wolke hatte sich in dem großen Raume zwischen Auf- und Niedergang gelagert; die Sterne verschleierten sich einer um den andern und über mir sah ich jetzt einen jener bleiernen Himmel, worin, für den Dichter allein sichtbar, jene große Fledermaus schwebt, die auf ihrer offenen Brust das Wort „Melancholie" geschrieben trägt.

Mit einem Male wehte ein Luftzug, der Nebel zerriß, die Kirche entschleierte sich, ein düsterer Haufen Häuser mit beleuchteten Fenstern erschien unten am Thale, durch die im Nebel entstandene Oeffnung sichtbar. Es war St. Goar.

Siebzehnter Brief.

St. Goar.

St. Goar, August.

Zu St. Goar kann man eine ganze Woche recht gut angewendet zubringen. Man muß darauf bedacht sein, ein Wohnzimmer nach dem Rheine hinaus in dem sehr entsprechenden Gasthause zur „Lilie" zu nehmen. Hier ist man zwischen der Katz und der Maus. Zur Linken hat man die Maus halb verhüllt vom Nebel des Rheins im Hintergrund des Horizonts; zur Rechten und vor sich die Katz, ein kräftiges Schloß mit Thürmchen umgeben, welches auf dem Gipfel seines Berges die höchste Spitze eines Dreiecks einnimmt, woran das malerische Dorf St. Goarshausen am Rheinufer die beiden Winkel auf der Grundfläche bildet, und zwar mit seinen beiden alten Thürmen, davon der eine viereckigt, der andere rund ist. Die beiden feindlichen Schlösser scheinen sich zu belauschen und über die Landschaft hin furchtbare Blicke zuzuschießen; denn wiewohl das eine zur Ruine geworden, so blickt sein ausgebrochenes Fen-

ster doch noch immer, aber mit dem scheußlichen Blicke eines zerstörten Auges.

Gegenüber auf dem rechten Ufer und gleichsam bereit, mit seinem Rufe den beiden Gegnern Friede zu gebieten, steht das riesige Gespenst des Schloßpallastes der Landgrafen von Hessen, der Rheinfels.

Bei St. Goar ist der Rhein kein Fluß mehr; er ist ein See; ein wahrer See vom Jura, von allen Seiten eingeschlossen, mit seiner düsteren Umrahmung, seiner tiefen Spiegelung und seinem rollenden Getöse.

Bleibt man zu Hause, so hat man den ganzen Tag hindurch das Schauspiel auf dem Rheine, die Flöße, die Segelschiffe, die kleinen pfeilschnellen Nachen und die acht oder zehn Dampf-Omnibus, die da kommen und gehen, auf und abschiffen, und in jedem Augenblicke mit dem Gekeuche eines großen schwimmenden Hundes rauchend und bewimpelt vorbeiziehen. In der Ferne auf dem jenseitigen Ufer unter schönen Nußbäumen, die einen Grasplatz beschatten, gewahrt man die Soldaten des Herzogs von Nassau in grünem Leibrock und weißen Pantalons manövriren und vernimmt den Trommelschlag des Tambours. Dicht unter dem Fenster sieht man die Weiber von St. Goar vorübergehen mit ihren himmelblauen Hauben, einer Tiara ähnlich, die durch einen Faustschlag etwas umgestaltet worden, und man hört einen Haufen kleiner Kinder lachen und schäkern, die mit dem Rhein spielen. Warum auch nicht? spielen doch

die zu Treport und Etretat mit dem Ocean. Die Kinder am Rhein sind übrigens sehr liebenswürdig. Keines von ihnen hat jene aufgeblasene und ernste Miene wie zum Beispiele die englischen Fratzen. Die deutschen Fratzen haben so mildfreundliche Gesichter wie die alten Pfarrer.

Geht man aus, so kann man für sechs Sous (der Preis eines Pariser Omnibus) über den Rhein setzen und steigt die Katz hinan. In diesem Schlosse der Herren von Katzenelnbogen ereignete sich im Jahre 1471 der traurige Vorfall mit dem Kapellan Johann von Barnich. Jetzt ist die Katz eine schöne Ruine, deren Erbpacht der Herzog von Nassau an einen preußischen Major für einige Gulden jährlicher Miethe abgelassen hat. Drei oder vier Besucher bringen diese wieder herein. Ich blätterte in dem Fremdenbuche. Auf dreißig Seiten, etwa ein Jahr umfassend, fand ich nicht einen französischen Namen. Lauter deutsche Namen, einige englische und drei oder vier italienische, das ist der ganze Inhalt. Das Innere der Katz ist übrigens ganz verwüstet. Der untere Saal im Thurme, wo der Kapellan das Gift für die Gräfin bereitete, dient jetzt zu einer Vorrathskammer. Ein Paar magere Reben schlingen sich um die Pfähle an derselben Stelle, wo ehedem der Portraitsaal war. In einem kleinen Gemache, dem einzigen, das noch Thür und Fenster hat, hängt ein Kupferstich, Bohdan Chmielnicki vorstellend, an der Mauer; unter diesem liest man: Belli servilis autor rebelliumque Cosaccorum et plebis

Ukraynen. Der furchtbare zaporavische Häuptling, herausstaffirt halb wie ein Russe und halb wie ein Türke, scheint, vielleicht durch einen Fehler des Zeichners, zwei oder drei Bildnisse lebender regierender Fürsten, die neben ihm hängen, verächtlich anzublicken.

Von der Höhe der Katz blickt das Auge auf den berüchtigten Rhein-Strudel, die Bank genannt. Zwischen der Bank und dem viereckigen Thurme von St. Goarshausen ist nur eine schmale Durchfahrt. Auf der einen Seite der Strudel, auf der andern Felsen. Man findet Alles am Rhein, selbst Charybdis und Scylla. Um durch diese gefährliche Bahn zu kommen, befestigen die Flöße an ihrer linken Seite und an einem langen Stricke einen Baumstamm, welchen sie den „Hund" nennen, und den sie in dem Augenblick, wo sie zwischen dem Strudel und dem Thurme durchfahren, der Bank zuwerfen. Die Bank faßt den Baumstamm mit Hast und zieht ihn an sich. Dadurch gewinnt das Floß Zeit, sich in der Mitte zu halten Ist die Gefahr vorüber, so wird der Strick zerhauen und der Strudel verschlingt den Hund. Das ist der Kuchen für diesen Cerberus.

Ist man auf der Platform der Katz, so fragt man den Erklärer: wo ist denn die Bank? dann zeigt er unten nach einer kleinen Falte des Rheins. Diese Falte ist der Strudel.

Man muß aber Strudel nicht nach dem Scheine und aus der Ferne beurtheilen.

Etwas weiter als die Bank in eine der wildesten Wendungen des Stromes steigt, fast senkrecht mit seinen granatenen Schichtsteinen, die wie eine ausgebrochene Treppe aussehen, der mährchenreiche Lurleifelsen hinab. Es giebt hier ein berühmtes Echo, welches, wie man sagt, Alles, was man ihm zuruft oder vorsingt, siebenfach wiederholt.

Wenn ich nicht besorgen müßte, den Schein eines Mannes auf mich zu laden, welcher dem Rufe der Echos schaden will, so würde ich bekennen, daß für mich das Echo niemals mehr als fünfmal wiederholte. Es ist wahrscheinlich, daß die Oreade des Lurlei, ehedem von so vielen Fürsten und Grafen mythologischer Art geschmeichelt, jetzt heiser zu werden und sich zu langweilen anfängt. Die arme Nymphe hat heut zu Tage nur noch einen einzigen Anbeter, denjenigen, der sich gegenüber von ihr am jenseitigen Rheinufer zwei kleine Stübchen in den Felsen gehauen hat und nun seine Tage damit zubringt, ihr auf dem Waldhorn vorzuspielen und Schüsse erschallen zu lassen. Dieser Mensch, der dem Echo zu thun giebt und davon lebt, ist ein alter braver französischer Husar.

Uebrigens macht das Echo auf einen Besucher, der es nicht erwartete, einen außerordentlichen Eindruck. Ein Nachen, der über den Rhein schifft, erregt an dieser Stelle mit seinen zwei kleinen Rudern einen furchtbaren Lärm. Schlösse man die Augen, so würde man glau-

ben, eine große Galeere von Malta ziehe vorüber mit ihren fünfzig breiten Rudern, jedes von vier angeketteten Sträflingen bewegt.

Wenn man von der Katz heruntersteigt und ehe man St. Goarshausen verläßt, muß man in einer alten mit dem Rhein parallel laufenden Gasse ein allerliebstes Haus aus der deutschen Renaissance besehen, welches übrigens, wohlverstanden, von den Einwohnern nur mißachtet wird. Dann wendet man sich rechts, man schreitet über die Brücke eines Bergbachs und vertieft sich bei dem Geräusche der Wassermühlen in das „Schweizerthal", eine herrliche, fast alpenhafte Thalschlucht, von einer Lehne des Patersbergs und von einer Hinterwand des Lurlei gebildet.

Dieses Schweizerthal ist ein herrlicher Spaziergang. Man kommt, man geht, man besucht die Häuschen auf den Höhen, man verliert sich in schmale Durchgänge, die so düster und vereinsamt sind, daß ich in einem derselben die Erde frisch aufgewühlt und den Rasen umgestürzt von den Hauern eines Ebers sah. Oder man verfolgt die untere Thalschlucht, zwischen Felsen hingewunden, die wie cyclopische Mauern aussehen, zwischen Weiden und Erlen. Hier allein, dicht umschlossen von Abhängen voll Blätter und Blumen, kann man den ganzen Tag herumirren, sinnend und horchend, wie ein Freund, der als Dritter zu einer Zusammenkunft zweier Liebenden zugelassen, und das geheimnißvolle Geplauder zwischen

Bach und Pfad belauschen. Nähert man sich dann dem Wege der Wagengleise, so bildet und gestaltet sich Alles was man hier sieht, Gehöfte und Mühlen, um gleichsam die Ecke einer Landschaft von Poussin auszufüllen. Hier sitzt ein halbnackter Schäfer mit seiner Heerde auf einem gelben Felde und bläst absonderliche Melodien auf einer Art von antiken Schalmey. Dort seh' ich einen Karren von Ochsen gezogen, wie ich deren auf den Vignetten von Virgil Herhan gesehen, die ich in meiner Jugend oft durchblättert. Zwischen dem Joch und der Stirne der Ochsen liegt ein kleines ledernes Kissen, worauf Blumen und auffallende Arabesken gestickt sind. Dort gehen junge Mädchen barfuß vorüber, die Köpfe geputzt wie Statuen aus der nachrömischen Zeit. Ein Mädchen sah ich, das allerliebst war. Sie saß nahe an einem Ofen, worin Obst getrocknet wurde und der leise rauchte; sie hob gegen den Himmel ihre großen blauen traurigen Augen, die wie zwei Mandeln in das von der Sonne gebräunte Gesicht geschnitten waren; an ihrem Halse glänzte Glasschmuck und ein Halsband, womit ein entstehender Kropf künstlich verdeckt wurde. Diese kleine Ungestalt bei solcher Schönheit, man glaubte ein indisches Götzenbild vor seinem Altar gekauert zu sehen.

Plötzlich schreitet man über eine Wiese, die Lippen der Thalschlucht thun sich auf und überraschend tritt auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges eine bewundernswürdige Ruine hervor. Dieses Schloß ist Reichenberg.

Hier lebte zur Zeit des Faustrechts im Mittelalter einer der gefürchtetsten unter den Raubrittern, welcher sich selbst den Namen „Landschaden" beilegte. Die nahgelegene Stadt mochte sich beklagen, der Kaiser mochte den adeligen Räuber vor den Reichstag fordern, der Mann von Erz verschloß sich in sein Haus von Granit, setzte kühn seine Gelage der Allgewalt und des Raubes fort und lebte, mit dem Kirchenbann beladen, verurtheilt vom Reichstage und vom Kaiser umzingelt, so lange, bis der graue Bart auf seinen Bauch herabreichte. Ich ging in das Schloß von Reichenberg. Diese Höhle des homerischen Diebes ist jetzt nichts als eine schmutzige Einöde, der Schatten zerrissener Fenster irrt auf dem Gemäuer umher, zwei oder drei Kühe weiden das Gras der Ruine ab, über dem großen Thore hängt ein Rest des vom Hammer abgeschlagenen Wappens und zu Füßen des Besuchers liegt Gestein, das von kriechenden Thieren aufgelockert worden.

Ich besuchte auch hinter dem Reichenberg die heut zu Tage kaum mehr sichtbaren Mauerspuren eines verschwundenen Dorfes, welches das Badersdorf (Patersdorf?) hieß. Mit diesem Badersdorf aber ging es folgendermaßen her.

Der Teufel, welcher Friedrich dem Rothbart wegen seiner vielen Kreuzzüge zürnte, kam eines Tages auf den Gedanken ihm den Bart abzuschneiden. Das war ein tüchtiger Schabernack, sehr passend für den Teufel dem

Kaiser gegenüber. Er richtete es also mit Hülfe einer dortigen Dalila ein, daß durch irgend einen plötzlichen Zufall der Kaiser auf seiner Reise durch Bacharach dort einschlafen müssen und von einem der vielen Barbiere der Stadt des Barts beraubt werden solle. Aber Barbarossa, als er noch einfach Herzog von Schwaben war, hatte in der Zeit seiner Liebschaft mit der schönen Gela eine alte Fee von der Wisper sich zu Dank verpflichtet, welche nun dem Teufel entgegen zu arbeiten beschloß. Die kleine Fee, so groß wie eine Heuschrecke, suchte unter ihren Freunden einen sehr dummen Riesen auf und bat ihn, ihr seinen Sack zu leihen. Der Riese willigte ein und bot sich sogar dienstfertig an die Fee zu begleiten, was diese annahm. Die kleine Fee machte sich wahrscheinlich etwas größer, ging dann nach Bacharach in der Nacht vor des Kaisers Durchreise, nahm während sie tief schliefen alle Barbiere der Stadt, einen um den andern, und legte sie in den Sack des Riesen. Hierauf bat sie diesen, den Sack auf die Schulter zu nehmen und ihn recht weit weg zu tragen. Der Riese, der wegen der Nacht und seiner Dummheit nichts von Allem gesehen was die Alte gethan, gehorchte ihr und ging mit dem Sack auf dem Rücken in großen Sätzen über das entschlummerte Land hin. Indessen fingen die Barbiere von Bacharach, hier dicht zusammengekeilt, an zu erwachen und in dem Sacke zu wimmeln, der Riese aber sich zu entsetzen und seine Schritte zu verdoppeln. Als

er über Reichenberg schritt und wegen des hohen Thurmes das Bein etwas stärker erhebeu mußte, nahm einer der Barbiere, der sein Barbierzeug bei sich hatte, das Messer aus der Tasche und schnitt ein großes Loch in den Sack, durch welches sämmtliche Barbiere, ein wenig zerdrückt und zerschlagen, unter schrecklichem Geschrei in die Dornsträuche fielen. Der Riese glaubte ein Nest voll Teufel auf dem Rücken zu haben und lief eiligst davon. Des andern Morgens als Barbarossa durch Bacharach kam, gab es daselbst keinen Barbier mehr, und als seiner Seits Beelzebub eintraf, rief ein spöttischer Rabe von der Mauer des Stadtthors dem Herrn Teufel entgegen: „Mein Freund, du hast inmitten deines Gesichts ein sehr großes Ding, welches du im besten Spiegel nicht sehen kannst, das heißt, eine lange Nase, womit du abziehen mußt." — Seit jener Zeit hat Bacharach keine Barbiere. Wahr soll es sein, daß noch heut zu Tage dort kein Badersladen zu finden ist. Was die von der Fee escamotirten Bader betrifft, so schlugen sie ihr Geschäft an demselben Orte auf, wo sie zur Erde gefallen, und bauten dort ein Dorf, welches man Badersdorf nannte. So geschah es, daß Kaiser Friedrich der I., genannt der Rothbart, seinen Bart und seinen Beinamen behielt.

Außer der Maus, der Katz, dem Lurley und dem Reichenberg giebt es in der Nähe von St. Goar noch den Rheinfels, wovon ich Ihnen sogleich erzählen will.

Ein im Innern ganz ausgehöhlter Berg mit einem

Kamme von Ruinen auf seinem Haupte; zwei oder drei Geschosse voll unterirdischer Gemächer und Corridore, wie wenn sie von riesigen Maulwürfen gegraben worden wären; übermäßige Säle, deren Ogive eine Oeffnung von fünfzig Fuß hat; sieben Kerker mit Fallgittern, voll stehenden todten Wassers, das von einem Steinwurf widerhallt; das Geräusch der Wassermühlen in dem kleinen Thale hinter dem Schlosse und, durch die Risse der Facade gesehen, der Rhein mit irgend einem Dampfschiffe, das von dieser Höhe betrachtet einem großen grünen Fische mit gelben Augen ähnlich sieht, der auf dem Wasser schwimmt und Menschen und Wagen auf dem Rücken zu tragen abgerichtet ist; ein Ritterschloß der Landgrafen von Hessen in ein großes Steingeröll verwandelt; Schießscharten für Kanonen und Katapulte, die wie die Kerker der wilden Thiere in einem römischen Circus aussehen, hohes Gras darin; hie und da in der Wand der Rest einer abgebrochenen Wendeltreppe, deren abgenutzte Schraubenlinie einem riesigen vorsündfluthigen Muschelwerke ähnlich sieht; unbehauene Schiefer und Basalte, die den Archivolten das Ansehen großer Sägen und offener Gebisse geben; dickbauchige Ringmauern in einem Stücke umgestürzt oder besser gesagt zur Seite gelegt, als ob sie müde geworden länger aufrecht zu stehen. Das ist der Rheinfels; man sieht das Alles für zwei Sous.

Es scheint als ob die Erde unter dieser Ruine gebebt.

Aber es war kein Erdbeben, sondern Napoleon, der daran vorüberschritt. Im Jahre 1807 ließ der Kaiser den Rheinfels in die Luft sprengen.

Sonderbar! alles zerbarst mit Ausnahme der vier Mauern der Kapelle. Nicht ohne eine gewisse wehmüthige Regung betritt man diesen Ort des Friedens, der allein vor dem allgemeinen Einsturze bewahrt worden. An den Fensterkreuzen liest man folgende ernste Inschriften, zwei an jedem Fenster: Sanctus Franciscus de Paula vixit 1500. Sanctus Franciscus vixit 1526. Sanctus Dominicus vixit . . . . (ausgelöscht.) Sanctus Albertus vixit 1292. — Sanctus Norbertus, 1150. Sanctus Bernardus, 1139. — Sanctus Bruno, 1115. Sanctus Benedictus, 1140. — Dann ist noch ein Name ausgelöscht, und nachdem man so die christlichen Jahrhunderte von einem Heiligenschein zum andern zurückgeschritten ist, kommt man endlich an folgende majestätische Zeilen: Sanctus Basilius magnus, episc. Caesareae Cappadoci, magister monachorum orientalium, vixit anno 372. — An der Seite des großen Basilius unter der Thüre der Kapelle findet man noch folgende zwei Namen: Sanctus Antonius magnus. Sanctus Paulus eremita. — Das ist Alles was die Bombe und die Mine verschont haben.

Dieses starke Schloß, welches unter Napoleon einsank, hatte bereits unter Ludwig dem XIV. gezittert. Die alte Gazette de France, die im Adreß-Büreau im Halbgeschoß des Louvre gedruckt wurde, theilt unterm Datum

vom 23. Januar 1693 mit: „daß der Landgraf von Hessen-Cassel Besitz nimmt von der Stadt St. Goar und vom Rheinfels, die ihm von dem Landgrafen Friedrich überlassen worden sind, da dieser entschlossen sei, seine Tage in Köln zu endigen.“ In der nächsten Nummer vom 5. Februar macht sie zu wissen, daß: „fünfhundert Bauern im Verein mit den Soldaten an den Festungswerken des Rheinfels arbeiten.“ Vierzehn Tage später verkündigt sie, daß: „der Graf von Thingen Ketten über den Rhein spannen und Schreck-Schanzen daran aufführen läßt.“ — Warum flüchtet dieser Landgraf? warum arbeiten diese fünfhundert Bauern in Gemeinschaft der Soldaten? warum in aller Eile diese Schreck-Schanzen und Sperr-Ketten am Rhein? Weil Ludwig der Große die Stirne gerunzelt hat. Der Krieg in Deutschland soll wieder beginnen.

Heut zu Tage ist der Rheinfels, an dessen Thor noch die Herzogskrone der Landgrafen, aus rothem Sandstein gehauen, zu sehen ist, das Pertinenzstück einer Meierei. Ein Paar Weinstöcke gedeihen kümmerlich und zwei oder drei Ziegen weiden darin. Des Abends, wenn sich die ganze Ruine mit ihren offenen Fenstern auf dem blauen Hintergrund des Himmels ausdrückt, gewährt sie einen prachtvollen Anblick.

Rheinaufwärts eine Meile über St. Goar (die preußische Meile ist wie die spanische legua und wie die türkische Marschstunde, so viel wie zwei französische Lieues)

bemerkt man plötzlich an dem Ausbuge von zwei Bergen eine schöne alterthümliche Stadt, von der Anhöhe bis an das Flußufer reichend, mit alten Gassen, die wir in Paris nur auf den Decorationen der Oper zu sehen bekommen, mit vierzehn Thürmen mit Zinnen, mehr oder minder von Epheu umwachsen und mit zwei großen Kirchen aus der reinsten gothischen Epoche. Es ist Oberwesel, eine der Rheinstädte, die am meisten gekriegt haben. Die alten Mauern sind von Kanonen und Kugellöchern dicht besät. Man könnte da wie auf einer Pergamenttafel der Alten die großen eisernen Kugeln der Erzbischöfe von Trier, die der Standbüchsen unter Ludwig dem XIV. und die unserer Kartätschen aus der Revolution unterscheiden. Heut zu Tage ist Oberwesel nichts mehr als ein alter Soldat, der zum Weinbauer geworden. Sein Rothwein ist vortrefflich.

Wie fast alle Rheinstädte, hat auch Oberwesel auf seinem Berge eine Burg in Ruinen, den Schönberg, eines der bewunderungswürdigsten Schuttwerke, die es in Europa giebt. Auf diesem Schönberg lebten im zehnten Jahrhundert die sieben spöttischen und grausamen Fräulein, die man aus den Scharten ihres Schlosses jetzt als sieben Felsen in der Mitte des Stromes sieht.

Der Ausflug von St. Goar nach Oberwesel ist sehr anziehend. Der Weg bleibt dicht am Rhein, der sich hier rasch verengt und zwischen hohe Berge drängt. An der Straße kein Haus, kaum ein Fußgänger. Die Stelle ist

einsam, still und wild. Große Schieferbänke, halb abgebröckelt, steigen aus dem Strome und bedecken das Ufer wie riesige Schildkröten-Schalen. Von Zeit zu Zeit sieht man, halb versteckt unter Dornsträuchen und Weidenbüschen und gleichsam im Hinterhalt am Rhein liegend, eine Art ungeheurer Spinnen, gebildet von zwei langen, dünnen, biegsamen Stangen, kreuzweis über einander gelegt und in ihrer Mitte durch einen starken Knoten zugleich an einen Hebestock befestigt und ihre vier Enden in das Wasser tauchend. Diese Spinne ist ein Springnetz.

Nach einiger Zeit schnellt in dieser Einsamkeit und Stille der geheimnißvolle Hebestock in die Höh', man sieht das abscheuliche Thier emporsteigen, zwischen den vier Beinen ein Netz haltend, in dessen Mitte sich ein schöner silberner Lachs dreht und herumspringt.

Des Abends nachdem man einen dieser herrlichen Ausflüge gemacht, welche die tiefsten Höhlungen des Magens bis zum Blinddarm aufthun, kehrt man nach St. Goar zurück und findet am Ende eines langen Tisches, um welchen schweigsame Raucher herumsitzen, eines jener vortrefflichen und kräftigen deutschen Soupers, wobei die Feldhühner größer als die Haushühner sind. Hier stärkt man sich auf das Beste, besonders wenn man sich wie der reisende Ulysses in die Sitten der Völker zu schicken weiß und wenn man so vernünftig ist, nicht übel zu nehmen, daß sich auf manchen Schüsseln ge-

wisse unpassende Dinge zusammenfinden, wie z. B ein Aepfelmus bei einer gebratenen Ente oder Confitüren zu einem Wildschweinskopfe. Gegen das Ende des Abendmahls vernimmt man plötzlich eine Trompeten-Fanfare mit Flintenschüssen untermengt. Man eilt ans Fenster. Es ist der französische Husar, der das Echo von St. Goar beschäftigt. Das Echo von St. Goar ist nemlich nicht weniger merkwürdig als jenes am Lurlei. Die Sache ist wirklich erstaunlich. Jeder Pistolenschuß wird in diesen Bergen zum Kanonendonner. Jedes Nötchen der Fanfare wiederholt sich mit der unglaublichsten Reinheit in der Tiefe der Thäler. Das sind köstliche, ausgesuchte, verschleierte, nachlassende und leicht ironische Symphonien, die sich über uns lustig zu machen scheinen indem sie uns schmeicheln. Da es unglaublich erscheint, daß dieser große schwerfällige Berg so viel selbstständigen Geist habe, giebt man sich bald einer freiwilligen Täuschung hin und möchte darauf schwören, daß da unten im Schatten hinter einem räthselhaften Gesträuche ein übernatürliches Wesen der Einsamkeit, irgend eine Fee, eine Titania sich damit ergötzt die menschliche Musik auf köstliche Weise zu parodiren und jedesmal wenn ein Schuß ertönt, die Hälfte eines Berges zur Erde zu stürzen. Das Alles ist zugleich furchtbar und bezaubernd. Der Eindruck wäre noch tiefer, wenn man eben vergessen könnte, daß man sich am Fenster eines Gasthofes befindet und daß diese außerordentliche Erscheinung gleich-

sam als eine Schüssel mehr zum Dessert gegeben wird. Aber in der Welt endet nichts natürlicher als dies; ist es vorbei, so geht ein Kellner mit einem zinnernen Teller bei den Gästen herum und sammelt Gaben für den Husaren, der ehrerbietig in einer Ecke steht. Jeder bezahlt sein Echo und zieht sich dann zurück.

Achtzehnter Brief.

Bacharach.

Lorch, 23. August.

Ich befinde mich in diesem Augenblicke in einer der schönsten, angenehmsten und unbekanntesten alten Städte der Welt. Ich bewohne Gelasse wie die von Rembrandt, mit Bauern voll Vögel an den Fenstern, sonderbaren Laternen am Plafond und mit Wendeltreppen in den Stubenecken, woran die Sonnenstrahlen hinaufschleichen. Im Schatten brummt eine alte Frau und ein Spinnrad mit gewundenen Füßen um die Wette.

Drei Tage brachte ich zu Bacharach zu, einem Orte in Art der Cour-des-Miracles, am Rheinufer vergessen von dem guten voltairischen Geschmack, von der franzö-

sischen Revolution, von den Kriegen Ludwig des XIV., von dem Kanonendonner der Jahre 1797 und 1805 und von den modernen, klugen Baumeistern, welche Häuser wie Schubladenkasten und Schreibschränke erschaffen. Bacharach ist wohl der älteste von Menschen bewohnte Steinhaufen, den ich in meinem Leben gesehen. Es ist das alte Bacchiara. Man glaubt, daß ein Riese, der mit Gerümpel gehandelt und am Rhein einen Kramladen aufschlagen wollte, einen Berg als Gestelle hergenommen und nun in seinem Riesengeschmack von oben bis unten einen Haufen colossaler Curiositäten ausgelegt habe. Das fängt unter dem Rhein selbst an. Hier sieht man aus dem Wasser hervorragend einen Felsen, der nach Einigen vulcanischen Ursprungs, nach Andern eine celtische Opferstätte und wieder nach Andern ein römischer Altar, die ara Bacchi ist. Am Ufer des Flusses stehen zwei oder drei alte durchlöcherte Schiffs-Gehäuse, in der Breite entzwei geschnitten, aufrecht in der Erde und dienen als elende Hütten für die Fischer. Hinter diesen Hütten eine ehedem ausgezackte Ringmauer, von vier stark ausgebrochenen, beschossenen und eingestürzten Thürmen entgegengestützt. Nach dieser Ringmauer zu, wohin Fenster und Außengänge der Häuser blicken, und weiter davon am Fuße des Berges ein unbeschreibliches Gemenge unterhaltender Gebäude, baufällige Häuschen, sonderbare Thürmchen, wunderliche Giebel, deren doppelte Seiten-Absätze der Dachmauer auf jeder Stufe Thürmchen gleich

hervorgeschossenem Spargel, tragen schweres Gebälke, das um die Hütten in Gestalt von Arabesken hinläuft, geschnörkelte Speicher, durchbrochene Balkone, Schornsteine, welche ehrwürdig beräucherte Tiaren und Kronen vorstellen, ungewöhnliche Wetterfahnen, die nicht mehr Wetterfahnen sondern Anfangsbuchstaben eines alten Manuscripts mit dem Ausschneideisen in Blech gefertigt sind und im Winde knarren. (Unter andern hatte ich über meinem Haupte ein R, welches die ganze Nacht hindurch seinen Namen rrrr! verkündigte.) In diesem merkwürdigen Baugerölle ein gewundener Platz, gebildet von einem Klumpen Häuser, die zufällig vom Himmel gefallen und welcher mehr Buchten, Inseln, Riffe und Vorgebirge hat als ein Golf in Norwegen. Auf einer Seite dieses Platzes zwei Vierecke, aus gothischen Bauten bestehend, die überhangend, gesenkt und faltig sich gegen die Regeln aller Geometrie und allen Gleichgewichts unverschämt aufrecht erhalten. Auf der andern Seite eine seltene romanische Kirche mit einem rautenförmigen Portal, von einem hohen graden Thurme überragt, an der Apsis von einer schwarz marmornen Gallerie kleiner Archivolten mit Säulchen umrändert, und unten rings mit Grabsteinen aus der Renaissance wie ein Steinschrank ausgelegt. Unter dieser byzantinischen Kirche, auf der Anhöhe die Ruine einer andern Kirche des fünfzehnten Jahrhunderts aus rothem Sandstein, ohne Thüren, Dach und Fenster, ein prächtiges Gerippe, das sich stolz am

Horizont abzeichnet. Endlich auf der Höhe eines Berges als Krone die Ueberreste und epheubedeckten Bruchstücke eines Schlosses, des Schlosses Stahleck, des Wohnsitzes der Pfalzgrafen im zwölften Jahrhundert. Alles das zusammen ist Bacharach.

Diese alte Feenstadt, wo es von Sagen und Legenden wimmelt, wird von einem malerischen Schlag von Einwohnern bewohnt, welche Alle, die Alten und die Jungen, die Kinder und die Großväter, die kropfigen und die schönen Mädchen, in ihrem Blicke, in ihren Zügen und ihrer Haltung etwas haben, das an das dreizehnte Jahrhundert erinnert. Das hindert aber die schönen Mädchen keineswegs, recht schön zu sein.

Von der Höhe des Schlosses hat man eine unermeßliche Aussicht und entdeckt in den Bügen der Berge fünf andere Schloßruinen; auf dem linken Ufer Fürstenberg, Sonneck und Heimburg; auf der andern Seite des Flusses sieht man westlich den großen Gutenfels, voll Erinnerungen an Gustav Adolph; östlich über einem Thale, welches das mährchenreiche Wisperthal ist, auf dem Gerüste eines Hügels, der ihm als Piedestal dient, jenen Haufen schwarzer Thürme, der wie die alte Bastille von Paris aussieht: das ist das ungastliche Schloß, dessen Thore Sibo von Lorch den Gnomen in den Gewitternächten zu öffnen weigerte.

Bacharach liegt in einer wilden Gegend. Wolken, fast immer über seinen Ruinen hängend, zerstreute Fel-

sen und ein wilder Felsbach umgeben in würdiger Weise die alte ernste Stadt, die einst römisch, dann romanisch gewesen, endlich gothisch geworden, aber nicht modern werden will. Merkwürdig, ein Gürtel von Klippen hindert an allen Seiten die Anfahrt der Dampfschiffe und hält gleichsam die Civilisation ferne.

Keine unpassende Färbung, keine weiße Façade mit grünen Fensterladen stört hier den düstern Einklang des Ganzen. Hier wirkt Alles zusammen, selbst der Name „Bacharach", der wie ein alter Ruf der Bachanten, für den Sabbath übersetzt, anzuhören ist.

Als getreuer Geschichtschreiber muß ich übrigens bemerken, daß ich eine Putzmacherin mit ihren rosenrothen Bändern und weißen Hauben unter einem furchtbaren ganz schwarzen Wölbfenster des zwölften Jahrhunderts eingerichtet sah.

Herrlich braußt der Rhein um Bacharach. Es scheint er liebt und wahrt mit Stolz diese seine Altstadt. Man möchte ihm zurufen: Gut gebrüllt Löwe! Auf Weite eines Armbrust-Schusses verfängt und windet er sich in einen Felsentrichter und ahmt an Schaum und Gebrause dem Ocean nach. Diese böse Stelle heißt „das wilde Gefährt." Es sieht viel schreckhafter aus, ist aber weit weniger gefährlich als „die Bank" bei St. Goar. — Man muß aber Wirbel und Strudel nicht nach dem Scheine u. s. w.

Wenn die Sonne eine Wolke bei Seite streicht und

aus einem Dachfenster des Himmels blickt, so ist nichts so anziehend als Bacharach. Alle diese betagten und mürrischen Facaden entrunzeln sich und werden lustig. Die Schatten der Thürmchen und der Wetterfahnen zeichnen tausend sonderbare Gestalten. Die Blumen — denn es giebt hier überall Blumen — kommen zugleich mit den Mädchen an die Fenster, und auf den Schwellen der Häuser erscheinen in heiteren und friedlichen Gruppen bunt durcheinander Kinder und Greise, sich im Mittagsstrahle zu wärmen, — die Greise mit jenem bleichen Lächeln welches: „Schon?" und die Kinder deren freundliches Auge: „Noch nicht?" bedeutet.

Mitten durch dieses gutmüthige Volk geht und spaziert ein preußischer Sergent in Uniform mit einem Gesichte halb Wolf halb Hund.

Uebrigens sah ich, rühre dies nun vom Geist der Stadt oder von preußischer Eifersucht her, über den Thoren der Wirthshäuser keinen andern großen Mann als jenen Eroberer mit dem Rokoko-Gesichte, jene Gattung Napoleon-Ludwig XV., den wahren Helden, wahren Denker und wahren Fürsten — von ehemals, welchen man Friedrich den Zweiten nennt.

Zu Bacharach ist ein Besucher ein Ereigniß. Man ist nicht allein fremd, man ist befremdend. Der Reisende wird mit staunenden Augen angesehen und verfolgt. Das kömmt daher, weil außer Malern mit dem Ränzlein auf dem Rücken kein Mensch die alte von dem Pfalzgrafen

verschmähte Residenz besucht, das gefürchtete Loch, wovon sich die Dampfschiffe fern halten und das alle Rhein-Wegweiser als eine traurige Stadt bezeichnen.

Ich muß aber noch gestehen, daß in einem Kabinet nahe an meinem Zimmer sich eine Lithographie befand, Europa vorstellend, das heißt zwei schöne entblößte Damen und einen schönen schnurrbärtigen Herrn, die an einem Piano singen, und worunter folgende leichtfertige und Bacharachs sehr unwürdige Verse zu lesen waren:

Europa.

Europa, Zauberin, in deren Namen
Frankreich Gesetze flücht'ger Mode lehrt:
Vergnügen, schöne Kunst und holde Damen
Sind Götzen, die dein glücklich Volk verehrt.

Die Putzmacherin mit ihren rothen Bändern, der Steindruck mit der Vierzeile aus dem Kaiserreich, das ist die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts die über Bacharach aufgeht.

Unter meinen Fenstern hatte ich eine kleine glückliche und heitere Welt. Es war eine Art zu der romanischen Kirche gehörigen Hinterhofs, woraus man über eine steile Lavatreppe bis zu den Ruinen der gothischen Kirche hinauf gelangen konnte. Hier spielten alle Tage im hohen Grase, das ihnen bis ans Knie reichte, drei kleine Knaben und zwei kleine Mädchen, die tapfer auf die Knaben losschlugen. Alle zusammen mochten sie ein

fünfzehn Jahre alt sein. Der Rasen, stellenweise leicht gewölbt, war so dicht, daß man nirgends den Boden sah. Auf diesem Rasen erhoben sich zwei luftige Sommerlauben aus prachtvollen Weinreben. Inmitten der Weinreben bemühten sich zwei Puppen-Popanze, gekleidet wie die Lubins der komischen Oper mit Perücken und mächtigen Dreispitzen, die Vögel zu verscheuchen, was aber Grünfinken und Bachstelzen von den Trauben nicht abhielt. In allen Ecken des Gärtchens leuchteten Sonnenblumen, Pappelrosen und Astern wie Bouquette eines Feuerwerks. Rings um diese Büschel wogte unablässig ein lebendiger Schnee von weißen Schmetterlingen, unter die sich Federn aus dem nahen Taubenschlage mengten. Jede Blume und jede Traube hatte überdies ihre Umwölkung von Fliegen aller Farben, die im Sonnenschein glänzten. Die Fliegen summten, die Kinder schwatzten, die Vögel sangen und das Gesumme der Fliegen, das Geschwätz der Kinder und der Gesang der Vögel vermischte sich mit dem ununterbrochenen Girren der Tauben und Turteltauben.

Am Abend meiner Ankunft, nachdem ich bis in die Nacht den freundlichen Garten bewundert, lud mich die Lavatreppe ein und es ergriff mich die Lust beim Schimmer der Sterne bis zu den Ruinen der gothischen Kirche hinaufzusteigen, welche dem heil. Werner gewidmet war, der zu Oberwesel den Märtyrertod erlitten. Nachdem ich die sechzig bis achtzig Stufen ohne Absatz und Geländer

empor geklettert, langte ich auf der mit Gras bewachsenen Platform an, auf welcher sich das schöne alte Schiff ohne Ringmauern kräftig ausnimmt. Während im dunklen Schatten die Stadt zu meinen Füßen schlief, bewunderte ich den Himmel und die unförmlichen Ruinen des Pfalzgrafen-Schlosses durch die mit Flügeln und Einsatzrosen reich versehenen Fenster. Ein milder Nachtwind beugte den trocknen Taubhafer unmerklich nieder. Plötzlich fühlte ich, daß die Erde unter mir nachgab und einsank. Ich blickte nieder und im Sternenlicht erkannte ich, daß ich auf einem frischgegrabenen Erdaufwurf stand. Ich schaute ringsherum; schwarze Kreuze mit weißen Todtenköpfen standen überall um mich. Ich erinnerte mich der leisen Wölbungen des Bodens, die ich von unten aus bemerkt. Ich gestehe, daß ich mich in diesem Augenblicke des Schauers nicht erwehren konnte, den so Unerwartetes einflößt. Mein schönes Gärtchen voll Kinder, Vögel, Tauben, Schmetterlinge, Musik, Licht, Leben und Freude — war ein Friedhof.

Neunzehnter Brief.

Feuer! Feuer!

Lorch, August.

Zu Bacharach, wenn Mitternacht gekommen, legt man sich nieder, schließt die Augen, läßt die Gedanken fallen, die man Tages über mit sich herum getragen, man gelangt zu jenem Moment, wo man etwas Wachendes und etwas Schlafendes in sich vereint, wo der müde Körper bereits ruht, während die hartnäckigen Gedanken noch fortarbeiten und wo es scheint, daß der Schlaf sich bereits lebend und das Leben sich bereits entschlafen fühlt. Plötzlich tönt ein Lärm durch die Nacht und dringt bis zu Ihnen, ein seltsames, unerklärliches, schreckhaftes Geräusch, eine Art wilden Gemurmels, drohend und klagend zugleich, das sich mit dem Nachtwind vereint und von der Höhe des Friedhofs über der Stadt zu kommen scheint, wo Sie des Morgens die eilf Dachröhren auf der Kirche des heil. Werner den Rachen aufreißen sahen, als wenn sie sich zum Heulen anschicken wollten. Sie ermuntern sich, Sie setzen sich aufrecht, Sie horchen:

Was ist das? — Es ist der Nachtwächter, der auf seinem Horne bläst und der Stadt verkündigt, daß Alles in Ordnung ist und daß sie ruhig schlafen könne. Es sei; aber ich glaube kaum, daß man die Leute auf eine fürchterlichere Weise der Ruhe versichern kann.

Zu Lorch kann man auf eine noch weit lebendigere Art geweckt werden.

Aber erst, mein Freund, lassen Sie sich sagen, was Lorch ist.

Lorch ist ein großer Flecken mit etwa 1800 Einwohnern, auf dem rechten Rheinufer gelegen und rechtwinklicht an der Wisper verlängert, deren Mündung es bezeichnet. Hier beginnt das Thal der Mährchen und Sagen, das ist das Land der kleinen Heuschrecken-Feen. Lorch liegt am Fuße der Teufelsleiter (Kedrich), einem hohen fast senkrechten Felsens, welchen der tapfere Gilgen von Lorch zu Pferde erstieg, um seine Braut zu suchen, die von den Gnomen auf dem Gipfel des Berges verborgen worden. Zu Lorch ist es, wo die Fee Ave, wie die Sagen melden, die Kunst das Tuch zu verfertigen erfand, um ihren Geliebten, den verfrorenen römischen Ritter Heppius damit zu bekleiden, welcher seinen Namen in dem Orte Heppenheim (Heppenheft?) hinterließ. Merkwürdig ist es, im Vorbeigehen bemerkt, daß bei allen Völkern und in allen Mythologien die Erfindung der Kunst Stoffe zu weben einem Weibe zugeschrieben wird: Bei den Egyptiern ist es Isis; bei den Lydiern Arachne;

bei den Griechen Minerva; bei den Peruanern Menacella, die Gemahlin von Manco-Capac; in den Rheinstädten ist es die Fee Ave. Nur die Chinesen schreiben diese Entdeckung einem Manne, dem Kaiser Yas zu; und selbst bei den Chinesen ist der Kaiser noch nicht bestimmt ein Mann; er ist ein phantastisches Wesen, dessen Wirklichkeit unter den wundersamen Titeln, womit sie ihn überladen, verschwindet. Sie kennen seine Beschaffenheit nicht, denn sie nennen ihn „den Drachen;" sie wissen um sein Alter nicht, denn sie nennen ihn „den Zehntausendjährigen"; ja sein Geschlecht ist ihnen unbekannt, denn sie nennen ihn „die Mutter". Doch was will ich in China? ich kehre nach Lorch zurück. Verzeihen Sie mir den Absprung.

Der erste Rothwein am Rhein wurde zu Lorch gewonnen. Lorch bestand vor Carl dem Großen und hinterließ Spuren auf den Karten vom Jahre 732. Heinrich der III., Erzbischof von Mainz, gefiel sich und residirte dort im Jahre 1348. Jetzt giebt es zu Lorch weder römische Ritter, noch Feen, noch Erzbischöfe; aber der kleine Ort ist glücklich, die Gegend herrlich und die Bewohner sind gastfreundlich. Das schöne Gebäude aus der Renaissance am Ufer des Stromes hat eine in seiner Art so originelle und reiche Facade als die unseres französischen Schlosses von Meillan. Die sagenreiche Veste des alten Sibo schirmt den Flecken, welchen vom jenseitigen Ufer das geschichtliche Schloß Fürstenberg mit sei-

nem großen, außen runden und innen sechseckigen Thurme bedroht. Nichts ist hübscher als die kleine lebenskräftige Bauern-Colonie fröhlich gedeihen sehen zwischen diesen zwei gräßlichen Gerippen, die einst zwei Festungen waren.

Hören Sie nun, wie eine meiner Nächte in Lorch gestört wurde.

Vergangene Woche, es mochte Ein Uhr des Nachts seyn, schlief der ganze Flecken und ich schrieb auf meinem Zimmer, als ich plötzlich bemerkte, daß das Papier unter meiner Feder roth geworden. Ich erhebe die Augen und siehe da, ich bin nicht mehr von der Lampe, sondern von den Fenstern beleuchtet. Beide Fenster waren in zwei große rosenrothe Opaltafeln verwandelt, durch welche sich rings herum ein ungewöhnlicher Schimmer verbreitete. Ich öffne sie und blicke hinaus. Ein dicker Bogen aus Flammen und Rauch windet sich mit furchtbarem Gebrause einige Toisen über meinem Haupte. Es war ganz einfach das Hotel P., der nachbarliche Gasthof an dem meinigen, welcher in Flammen stand.

In einem Augenblicke war das ganze Haus munter, der ganze Flecken auf den Beinen, der Ruf Feuer! Feuer! erfüllte die Gassen und Plätze. Die Sturmglocke ertönte. Ich schließe das Fenster und öffne die Thüre. Ein anderes Schauspiel. Die große hölzerne Treppe meines Gasthofs, die durch breite erleuchtete Fenster fast an das brennende Nebenhaus anstößt, schien ganz in Flammen zu stehn, und auf dieser Treppe drängte und stieß sich

von oben bis unten eine Menge Schatten in den absonderlichsten Silhouetten. Der ganze Gasthof wanderte aus, Einer in Unterhosen, ein Anderer im Hemde, die Reisenden mit ihren Koffern, die Hausleute mit den Geräthschaften. Alle diese Flüchtigen waren noch halb im Schlafe. Kein Mensch schrie oder sprach; es war das Gewimmel eines Ameisenhaufens. Grelles Flammenlicht erfüllte die Zwischenräume zwischen allen Köpfen.

Was mich betrifft, denn in solchen Augenblicken denkt Jeder an sich, ich habe sehr wenig Gepäcke, wohnte im ersten Geschoß und lief keine andere Gefahr, als das Haus durchs Fenster verlassen zu müssen.

Indessen war ein Wetter dazugekommen, es regnete in Strömen. Wie es immer geschieht, wenn man sich sehr beeilt: der Gasthof leerte sich nur langsam; es gab Augenblicke grenzenloser Verwirrung. Die Einen wollten hinein, die Andern hinaus; die schweren Meubles wurden an Seilen aus den Fenstern herabgelassen, Matratzen, Nachtsäcke und Bündel voll Weißzeug fielen von der Höhe des Daches auf das Steinpflaster; die Frauen waren erschreckt, die Kinder weinten; die Bauern, von der Sturmglocke aufgejagt, liefen aus den Bergen herbei mit ihren großen regennassen Hüten, die Ledereimer in der Hand. Das Feuer hatte bereits den Speicher des Hauses ergriffen und man sagte, daß es in dem Gasthof P. absichtlich gelegt worden sei; ein Umstand, der einer

Feuersbrunst immer ein düsteres Interesse und traurige nachfolgende Scenen verleiht.

Jetzt erschienen die Spritzen, die Ketten der Arbeiter bildeten sich und ich stieg auf den Speicher, ein ungeheures Gebälke von mehreren Lagen, ein malerischer Holzbau, wie ihn alle diese großen Schieferdächer am Rhein bedecken. Das ganze Dachgerüste des Nachbarhauses brannte in einer großen Flamme. Diese ungeheure Feuer-Pyramide, deren gewaltiger rother Helmbusch sich im Winde hin und her bewegte, neigte sich mit dumpfem Geprassel gegen unser Dach herüber, welches bereits fing und hie und da knisterte. Die Lage war sehr ernst; wenn unser Dach Feuer fing, so waren gewiß zehn Häuser, und vielleicht mit Zuthun des Windes der dritte Theil des Fleckens geopfert. Die Nothwendigkeit war dringend. Man mußte mitten unter den Flämmchen und dem eindringenden Funkenwirbel die Schiefern eines Dachtheiles ablösen und die Giebelfenster herunterschlagen. Die Spritzen wurden auf bewunderungswürdige Weise bedient.

Von den Dachfenstern aus kroch ich nach dem Schornsteine und befand mich nun so zu sagen in der Mitte des Feuers. Eine Feuersbrunst, so im vollen Hochroth ihrer Gluth gesehen, gibt ein furchtbares aber erstaunliches Schauspiel. Nie hatte ich ein solches gehabt: da ich aber nun einmal dabei war, so nahm ich es mit.

Im ersten Augenblick, wenn man sich von dieser

gräßlichen Feuerhöhle, worin Alles flammt, leuchtet, prasselt, knirscht, fängt, birst und zusammenstürzt, dicht und rings umgeben sieht, kann man eines ängstlichen Gefühls nicht Meister werden, es scheint, daß Alles verloren ist und daß nichts gegen die furchtbare Gewalt dieses Elements kämpfen könne; sobald aber die Spritzen eintreffen, gewinnt man wieder Muth.

Man kann sich nicht vorstellen, mit welcher Wuth das Wasser seinen Feind verfolgt. Kaum hat die Spritze, diese lange Schlange, die man unten in den Finsternissen keuchen hört, ihren schlanken Hals über die Mauer erhoben, kaum läßt sie im Flammenschein ihren spitzen Kupferkopf erglänzen, als sie mit Macht einen Strahl flüssigen Stahles gegen das furchtbare tausendköpfige Ungeheuer ausspeit. Die Gluth, unverhofft angegriffen, heult, windet sich und springt entsetzlich, öffnet ihren gräßlichen Schlund voll Rubinen und leckt mit ihren unzähligen Zungen an allen Thüren und Fenstern zugleich. Dampf mengt sich in den Rauch, weiße und schwarze Wolkenwirbel steigen nach allen Windrichtungen auf und drehen und drücken sich in das schattige Gewölk. Das Pfeifen des Wassers antwortet dem Brüllen des Feuers. Nichts ist so fürchterlich und großartig als dieser alte und ewige Kampf zwischen der Hyder und dem Drachen.

Die Gewalt der emporgeschleuderten Wassersäule ist außerordentlich. Schiefern und Backsteine, die sie trifft,

zerschmettern und zerstieben wie Schuppen. Als das Dachgebälke endlich eingesunken war — ein prachtvoller Augenblick, wo der scharlachrothe Helmbusch des Feuers während ungeheuren Gebrauses von einem großen und hohen Funken-Reiher ersetzt wurde, — blieb noch ein Schornstein wie ein kleiner steinerner Thurm auf dem Hause stehen. Ein Wasserstrahl der Spritze schleuderte ihn herab.

Der Rhein, die Ortschaften, die Berge und Ruinen, das blutige Gespenst der ganzen Landschaft, das in diesem Lichte erscheint, vermischte sich mit dem Rauche, den Flammen, dem fortgesetzten Gedröhne der Sturmglocken, dem Fall der Mauern, die wie Zugbrücken niedersanken, den dumpfen Schlägen der Aexte, dem Brausen des Gewitters und dem Lärm des ganzen Ortes. Fürwahr, es war gräßlich, aber es war schön.

Betrachtet man die Einzelnheiten dieser großen Scene, so sind diese sehr interessant. In dem Zwischenraume eines Feuer- und Rauchwirbels erscheinen Menschenköpfe hoch oben auf einer Leiter. Man sieht diese Männer aus sicherer Entfernung Wasser in die hartnäckige Fluth schütten, welche kämpft, Sätze macht und selbst der Fluth nicht nachgeben will. Inmitten dieses fürchterlichen Chaos giebt es abgelegene Plätzchen, wo kleine Feuer ruhig in der Ecke fortbrennen, gleich dem Wittwenfeuer. Die Laden der unzugänglichen Fenster öffnen und schließen sich vom Winde bewegt. Schöne blaue Flämmchen zucken

auf den Spitzen der Balken. Schweres Gehölz lös't sich vom Rande des Dachs, bleibt an einem Nagel hängen und wird vom Sturm über der Straße hin und her geschaukelt, mit einer langen Flamme bedeckt. Andere stürzen zwischen zwei Häuser herab und bilden da eine lodernde Brücke. Im Innern der Gemächer erscheinen und verschwinden Pariser Tapeten mit kostbaren Borduren hinter Rauch- und Aschenwolken. So sah ich im dritten Stockwerk eine arme Pfeilerwand im Geschmacke Ludwig des XV. mit Baum- und Grottenwerk und mit Schäfern decorirt, die langen Widerstand leistete. Ich betrachtete sie staunend. Niemals hat eine Ekloge mehr Haltung bewiesen. Endlich stürmte eine große Flamme durch das Zimmer, ergriff die unglückliche hellgrüne Landschaft, den Schäfer die Schäferin umarmend und, Thirsis, mit Glycere kosend*, gingen in Rauch auf. Ein kleiner Garten, von glühenden Kohlen beregnet, brannte unten am Hause. Nur eine junge Akazie, gegen brennendes Gitterwerk gelehnt, widerstand dem Feuer und blieb unverletzt, indem sie während vier Stunden ihr schönes grünes Haupt unter den Funkenregen neigte.

Denken Sie sich hiezu noch einige blonde, blasse, halbnackte Engländerinnen, die im Platzregen wenige Schritte vom Hause auf ihren Felleisen sitzen, sämmtliche Kinder des Ortes, die da lachen und in die Hände schlagen, wenn ein Strahl der Spritze sich bis zu ihnen verliert,

und Sie haben einen vollkommenen Begriff von der Feuersbrunst im Hotel P. zu Lorch.

Ein brennendes Haus ist eben nichts mehr als ein Haus, das brennt; aber die traurige Seite dieser Geschichte war, daß ein armer Mann dabei um's Leben kam.

Gegen vier Uhr des Morgens war man, wie man zu sagen pflegt, Herr des Feuers. Der Gasthof P. mit eingesunkenem und verkohltem Dach, Platform, Treppen und Dielen brannte nur noch zwischen seinen eigenen Mauern fort; es war gelungen, unseren Gasthof zu retten.

Nun folgte, und fast ohne Zwischenzeit, das Wasser auf das Feuer. Ein Schwarm von Mägden fiel spülend, waschend, scheuernd und auftrocknend über die Stuben her, und in weniger als einer Stunde war unser Haus von oben bis unten gewaschen.

Bemerkenswerth ist, daß nichts entwendet wurde. Alle die in Nacht und Eile und während des Regens fortgeschafften Effekten wurden von den sehr armen Einwohnern von Lorch gewissenhaft wiedergebracht.

Aehnliche Vorfälle sind übrigens an den Ufern des Rheins nicht selten. Jedes hölzerne Haus verschließt eine Feuersbrunst in sich, und hier sind die Häuser aus Holz sehr häufig. Allein in St. Goar giebt es in diesem Augenblick auf verschiedenen Plätzen der Stadt vier oder fünf Brandstätten.

Des andern Morgens gewahrte ich mit Erstaunen im Erdgeschosse des abgebrannten Hauses zwei oder drei vollständige und ganz verschont gebliebene Stuben, um und über welchen die Gluth gewüthet, ohne sie selbst zu ergreifen. Aus diesem Anlaß fällt mir eine Geschichte bei, die man hierlands erzählt; doch will ich die Wahrheit derselben nicht verbürgen. — Es sind einige Jahre her, als eines Abends sehr spät ein Engländer in einem Gasthause zu Braubach ankam, speiste und sich schlafen legte. Um Mitternacht brach im Hause Feuer aus. Man eilte auf die Stube des Engländers; er schlief; man weckte ihn, erzählte ihm die Sachlage, daß Feuer im Hause sei, und daß er sich unverzüglich hinausbegeben müsse. „Zum Teufel!" entgegnete der Engländer, „man weckt mich um solchen Plunder! Laßt mich in Ruhe! Ich bin müde und werde nicht aufstehen. Seid Ihr Narren, und meint, ich soll im Hemde um Mitternacht auf die Felder hinauslaufen? Ich verlange meine neun Stunden bequemen Schlafes. Löscht Euer Feuer, wie Ihr wollt, ich hindere Euch nicht. Was mich betrifft, so liege ich ganz gut im Bette und bleibe darin." — Er sprach's und legte sich auf's Ohr. Es gab kein Mittel, ihm Vernunft einzureden, und da das Feuer rasch um sich griff, so retteten sich Alle, nachdem sie die Thüre des schlafenden und schnarchenden Engländers verschlossen. Die Feuersbrunst war fürchterlich, man löschte sie nur mit der größten Anstrengung. Des andern Morgens kamen

die Leute, welche den Schutt wegschafften, an die Thüre des Engländers, öffneten sie und fanden den Reisenden halb erwacht, wie er sich eben die Augen rieb und den Eintretenden gähnend zurief: „Könnt Ihr mir sagen, ob Stiefelhaken im Hause sind?“ — Dann stand er auf, frühstückte tüchtig und reiste sehr heiter und gestärkt ab, zum großen Leidwesen der jungen Leute im Orte, welche aus der Mumie des Engländers schon das, was man in den Rheinthälern einen „trocknen Burgermeister“ nennt, zu machen gedachten, oder einen vollkommen geräucherten und wohlerhaltenen Todten, welchen man für ein Paar Liards den Fremden zeigt.

Zwanzigster Brief.

Von Lorch nach Bingen.

Bingen, 27. August.

Von Lorch nach Bingen sind zwei deutsche Meilen, mit andern Worten vier französische Lieues, oder in der abscheulichen Sprache, die uns das Gesetz auferlegt, sechszehn Kilometer; als ob es die Sache des Gesetzes wäre, die Sprache zu machen: im Gegentheil, mein

Freund, in einer Menge von Fällen ist es die Sprache, die das Gesetz macht.

Sie kennen meine Vorliebe. So oft ich meinen Weg zu Fuße fortsetzen, das heißt, die Reise in einen Spaziergang verwandeln kann, so verfehle ich nicht es zu thun.

Nach meinem Gefühl ist nichts reizender als diese Art zu reisen. Zu Fuße! Da gehört man sich an, man ist frei und vergnügt, ganz und ungetheilt fällt man den Ereignissen des Weges anheim, dem Meierhof wo man frühstückt, dem Baume worunter man Schutz sucht, der Kirche worin man sich erbaut. Man geht, man hält, man geht wieder; nichts hindert, nichts hält zurück. Man schlendert und denkt vor sich hin. Der Gang wiegt das Nachdenken, das Nachdenken verbirgt die Müdigkeit; die Schönheit der Landschaft macht die Länge des Weges vergessen. Man reist nicht, man irrt umher. Bei jedem Schritte den wir thun, kömmt uns eine Idee. Es scheint daß ganze Schwärme in unserem Gehirne brüten und summen. Oft sah ich, im Schatten am Rande der großen Heerstraße sitzend, an der Seite einer kleinen lustigen Quelle, aus welcher mit dem Wasser zugleich Freude, Frische und Leben sprudelte, nahe an einem Felde voll geschäftiger Mäherinnen, heiter, glücklich und ruhig hingelagert und in tausend Träume verloren, — oft sah ich mit stillem Mitleid an mir vorbei, gleich einem Gewitter vom Blitz durchzuckt, den Postwagen

hinrollen, dieses glänzende und funkelnde Ding, welches Gott weiß was für langsame, schwerfällige, langweilige und schläfrige Reisende enthält, diesen Blitz, der Schildkröten dahin trägt. Ach wenn sich diese armen Leute, die oft Leute von Kopf und Herz sind, auf die Straße stürzten aus ihrem Gefängnisse worin sich die Schönheit der Landschaft in ein dumpfes Geroll, der Sonnenglanz in Hitze und der Weg in Staub auflöst, wenn sie um alle die Blumen wüßten welche in den Gebüschen zu finden, um die Perlen welche unter den Kieseln aufzulesen, um die Houris welche unter den Landmädchen zu entdecken sind durch die geflügelte, schwelgende und fröhliche Einbildungskraft eines Mannes zu Fuß! Musa pedestris.

Alles wird dem Manne, der da geht. Nicht allein Gedanken steigen in ihm auf, ihm fallen auch Abentheuer zu, und ich meinestheils liebe die Abentheuer ungemein, die mir begegnen. Mag es für Andere unterhaltend sein Abentheuer zu erfinden, für uns ist es angenehm sie zu erleben.

Ich erinnere mich, es sind jetzt sieben oder acht Jahre, so war ich nach Claye, einige Lieues von Paris entfernt gegangen. Warum? Das weiß ich nicht mehr. Ich finde bloß einige Zeilen in meinem Notizbuche. Ich will sie Ihnen hier abschreiben, weil sie gewissermaßen einen Theil dessen ausmachen, was ich Ihnen eben erzählen will.

„Ein Kanal zu ebener Erde, ein Friedhof im ersten Stockwerk, einige Häuser im zweiten, das ist Claye. Der Friedhof nimmt eine Terrasse mit einem Balkon auf den Kanal hinaus ein, wo die Manen der Bauern von Claye die Serenaden, wenn es deren giebt, auf dem Postschiffe von Paris und Meaux hören können, welches Schiff in der Stunde vier Lieues zurücklegt. An diesem Ort liegt man nicht in der Erde, sondern in Erdabsätzen. Das ist ein Loos wie jedes andere."

Ich kehrte zu Fuße nach Paris zurück; am frühen Morgen war ich ausgegangen; gegen Mittag luden mich die schönen Bäume des Wäldchens von Bondy an einer Stelle wo sich der Weg plötzlich wendet, ein, und ich setzte mich, den Rücken an eine Eiche gelehnt und die Füße in einen Graben hängend, auf eine grasige Böschung und fing an die Bemerkung, die Sie so eben gelesen, in mein Büchlein einzutragen. — Als ich die vierte Ziele beendigte, — welche ich heut in meinem Manuscript von der fünften durch einen weiten Zwischenraum getrennt sehe, — erhebe ich zufällig die Augen und erblicke auf der andern Seite des Grabens am Rande der Straße, wenige Schritte von mir gegenüber einen Bären, der mich unverwandt ansieht. Am hellen Tage hat man kein Alpdrücken, man kann nicht durch eine Gestalt, durch eine Aehnlichkeit, durch einen sonderbaren Felsen oder durch einen verkrüppelten Baumstrunk getäuscht werden. Lo que puede un sastre, (was einem

Schneider Angst macht,) ist nur zur Nacht fürchterlich; aber des Mittags, im Sonnenglanz des Mai giebt es keine Blendwerke. Es war gewiß ein Bär, ein lebender Bär, ein wirklicher Bär, der übrigens sehr häßlich war. Er saß gravitätisch aufrecht, zeigte mir den staubigen Untertheil seiner Hinterpratzen, woran ich alle Klauen unterscheiden konnte, die vordern hatte er gemüthlich über dem Bauche gekreuzt. Sein Schlund stand halb offen; eines seiner Ohren hing zerrissen und blutig halb zur Seite; seine Unterlippe war halb abgerissen und ließ mich die vom Zahnfleisch abgelösten Spitzzähne sehen; das eine seiner Augen war ausgestoßen und mit dem andern blickte er mich sehr ernsthaft an.

Im ganzen Walde war kein Holzhauer und das Stück Straße, welches ich von hier übersehen konnte, war vollkommen verödet.

Ich verspürte eine eigenthümliche Regung. Mit einem Hunde hilft man sich allenfalls aus der Verlegenheit, indem man ihm Fox, Soliman oder Azor zuruft; aber was einem Bären zurufen? woher kam dieser Bär? was wollte dieser Bär im Walde von Bondy auf der großen Heerstraße von Paris nach Claye? wozu reimte sich dieser Vagabund von neuer Art? — es war sehr sonderbar, sehr lächerlich, sehr unvernünftig, aber nichts destoweniger keineswegs spaßhaft. Ich war und will es Ihnen gestehen, sehr verwirrt. Indessen murrte ich nicht; ich muß jedoch sagen, daß seinerseits der Bär

auch nicht murrte; er schien mir sogar bis auf einen gewissen Punkt sehr wohlwollend. Er betrachtete mich so sanftmüthig als eben ein einäugiger Bär betrachten kann. Alles wohl erwogen, öffnete er wohl den Rachen, aber er öffnete ihn so wie man einen Mund öffnet. Es war kein Aufreißen, es war ein Gähnen; es war nicht wild es war fast literarisch. Dieser Bär hatte, ich weiß nicht wie ich es nennen soll, etwas Gutmüthiges, Frömmiges, Entsagendes und Schläfriges, und ich fand seither denselben Gesichtsausdruck bei den alten täglichen Theaterbesuchern wieder, welche die Trauerspiele anhören. Im Ganzen war seine Haltung so gut, daß auch ich mich bald zu gleich guter Haltung entschloß. Ich nahm den Bären für einen Zuseher und setzte fort, was ich angefangen hatte. Ich fing also an, in mein Büchlein die fünfte Zeile der obigen Bemerkung einzutragen, welche fünfte Zeile, wie ich Ihnen bereits gesagt, in meiner Handschrift von der vierten ziemlich entfernt steht. Das rührt daher, weil ich, als ich zu schreiben begann, die Augen auf den Bären gerichtet hatte.

Während ich schrieb, kam eine große Fliege und setzte sich auf das blutige Ohr meines Zusehers. Langsam erhob er seine rechte Pfote und fuhr damit hinterm Ohre herum, wie es die Katzen zu thun pflegen. Die Fliege flog davon. Er folgte ihr mit dem Blicke; als sie verschwunden war, nahm er seine beiden hintern Pfoten mit den vordern auf, und gleichsam zufrieden gestellt

durch diese classische Stellung, fuhr er fort mich zu betrachten. Ich gestehe, daß ich diesen verschiedenen Bewegungen mit einem gewissen Antheil folgte.

Ich begann mich in dieses tête-à-tête zu finden und schrieb bereits an der sechsten Zeile, als ein neuer Zwischenfall eintritt: ein Geräusch von raschen Schritten tönte von der Straße her, und plötzlich sah ich um die Ecke derselben einen großen schwarzen Bären biegen; der erste war fahlgelb. Der schwarze Bär kam im starken Trabe an, gewahrte den gelben, und wälzte sich sehr zärtlich auf der Erde zu ihm hin. Der gelbe würdigte den schwarzen keines Blickes und der schwarze mich keiner Aufmerksamkeit.

Ich gestehe, daß bei dieser neuen Erscheinung meine Verwirrung sich auf den zweiten Grad erhob; meine Hand zitterte. Ich war eben im Begriff, die Worte zu schreiben „die Serenaden, wenn es deren giebt". In meinem Manuscript seh' ich jetzt einen großen Zwischenraum zwischen „den Serenaden" und den Worten: „wenn es deren giebt". Dieser Zwischenraum will sagen: — ein zweiter Bär!

Zwei Bären! das war zu viel auf einmal. Was sollte das bedeuten? woher dieser Zufall? wollte ich es nach der Seite beurtheilen, von welcher der schwarze Bär hervorgerückt, so kamen sie beide von Paris, einer Gegend, wo es doch wenig Vieh, besonders wildes Vieh giebt.

Ich war wie versteinert. Der gelbe Bär hatte endlich an dem Spielen des andern Theil genommen und nachdem sie sich im Staube herumgewälzt, waren nun beide grau geworden. Inzwischen war es mir gelungen mich zu erheben, und ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich meinen Stock, der in den Graben hinuntergerollt war, herauf holen sollte, als ein dritter Bär erschien, ein röthlicher Bär, klein, ungestalt, noch mehr zerrissen und blutend als der erste. Kurz darauf ein vierter, dann ein fünfter und ein sechster, die beiden letzten in Gesellschaft mit einander forttrabend. Diese vier letzteren Bären schritten über den Weg hin, wie Comparsen über den Hintergrund einer Bühne, ohne umzublicken, und fast laufend, als ob sie verfolgt würden. Jetzt wurde die Geschichte ganz unerklärlich und eine Lösung mußte folgen. Ich hörte Gebell und Rufen; zehn oder zwölf Bouldogs, sieben oder acht Männer mit eisenbeschlagenen Stöcken und Maulkörben in der Hand kamen auf der Straße zum Vorschein, und folgten den fliehenden Bären. Einer der Männer blieb stehen und während die Uebrigen die Thiere zusammenfingen, gab er mir den Schlüssel zu diesem Räthsel. Der Eigenthümer des Circus der Barrière du Combat benutzte die Oster-Vacanzen, um seine Bären und Doggen in Meaux einige Vorstellungen geben zu lassen. Die ganze Menagerie reiste zu Fuße. Bei dem letzten Halt hatte man ihnen die Maulkörbe abgenommen, um sie fressen zu lassen; und während die

Wärter sich in die nahe Kneipe begaben, hatten die Bären den Augenblick der Freiheit benützt, um nach ihrer Lust und vergnügt ein Stück Weges voraus zu machen.

Es waren also beurlaubte Schauspieler.

Da haben Sie ein Abentheuer, das einem Fußgänger begegnen kann.

Dante erzählt im Eingange seines Gedichtes, daß er eines Tages in einem Gehölze einem Panther, dann einem Löwen und endlich einer Wölfin begegnete. Wenn die Ueberlieferung wahr ist, so hatten die sieben Weisen Griechenlands auf ihren Reisen in Egypten, in Phönicien, in Chaldäa und in Indien sämmtlich ähnliche Abentheuer. Sie begegneten Jeder einem andern wilden Thiere, wie es sich für Weise schickt, die Jeder eine andere Weisheit besitzen. Dem Thales von Milet folgte lange Zeit hindurch ein geflügelter Greif; Bias von Priene legte den Weg an der Seite eines Luchses zurück; Periander von Corinth schreckte durch seinen festen Blick einen Leoparden zurück; Solon von Athen ging muthig auf einen wüthenden Stier zu; Pittacus von Mytilene begegnete einem Nashorn; Cleobulos von Rhodus ward von einem Löwen und Chilo von Lacedämon von einer Löwin begleitet. Alle diese wunderbaren Dinge ließen sich vielleicht, wenn man sie näher prüfte, durch Menagerien auf Urlaub, Oster-Vacanzen und Barrièren du Combat erklären. Wenn ich mein Abentheuer mit den Bären entsprechend erzähle, kann ich vielleicht in zweitausend Jahren

den Anschein eines Orpheus gewinnen. Dictus ob hoc lenire tigres. Sehen Sie, mein Freund, meine armen Tanzbären sind der Schlüssel für manches Unbegreifliche. Mögen mir die alten Dichter und griechischen Philosophen nicht zürnen, aber ich halte verdammt wenig von der Kraft einer Lieder-Strophe gegen einen Leoparden und von der Gewalt eines Syllogismus über eine Hyäne; und ich bin der Meinung, daß es schon lange her ist, daß der Mensch, dieser Verstand, der die Instincte nach seinem Gutdünken umbildet, das Geheimniß gefunden hat, Löwen und Tieger herunterzubringen, die Thiere zu verschlechtern und das Vieh dumm zu machen.

Der Mensch glaubt immer und überall einen großen Schritt gethan zu haben, wenn er durch mühsamen Unterricht die Wildheit durch Dummheit ersetzt.

Genau betrachtet ist es auch einer; denn ohne ihn wäre ich aufgefressen worden und die sieben Weisen auch.

Da ich nun einmal im Zuge der Erinnerungen bin, so erlauben Sie mir, Ihnen noch eine Geschichte zu erzählen.

Sie kennen G. diesen alten Dichter-Weisen, der sagt, daß ein Poet geduldig, ein Gelehrter liebenswürdig und ein Alter jung sein kann. Er schreitet noch wie ein Zwanzigjähriger. Im April 183 . . machten wir zusammen einen Ausflug ins Gatinais. Wir wandelten an einem frischen Morgen vom milden Sonnenstrahl erwärmt neben einander hin. Ich, den die Wahrheit

entzückt und den die Paradoxen unterhalten, ich kenne keinen angenehmeren Gesellschafter als G. Er weiß alle erwiesenen Wahrheiten und ersinnt alle möglichen Paradoxen.

Ich erinnere mich, daß er damals eben die Laune hatte gegen mich zu behaupten, daß der Basilisk wirklich existire. Plinius spricht von ihm, sagte er zu mir, und beschreibt ihn. Der Basilisk stammt aus der Gegend von Cyrene in Afrika. Er ist etwa zwölf Zoll lang, hat auf dem Kopfe einen weißen Fleck, der ihn wie ein Diadem schmückt, und wenn er pfeift, so entfliehen alle Schlangen. Die Bibel sagt, daß er Flügel hat. Bewiesen ist, daß zur Zeit des heil. Leo in der Kirche des heil. Lucas zu Rom sich ein Basilisk befand, dessen Athem die ganze Stadt verpestete. Der heilige Papst wagte es, sich dem feuchten und finstern Gewölbe zu nähern, worin das Ungeheuer lag, und Scaliger versichert in einem sehr schönen Style: daß er ihn mit seinen Gebeten ausgelöscht habe.

G. fügte hinzu, als er mich wegen des Basilisken ungläubig sah, daß gewisse Gegenden besondere Eigenschaften bei gewissen Thieren hervorbringen; daß z. B. auf Seriphe im Archipel die Frösche nicht quacken; daß zu Reggio in Calabrien die Grillen nicht singen; daß die Eber in Macedonien stumm sind; daß die Schlangen am Euphrat die Eingebornen, selbst wenn diese schlafen, nicht stechen, wohl aber die Fremden; daß hinwieder die

Scorpione des Berges Latmos Fremde nicht verletzen, während sie die Landbewohner auf den Tod verwunden. Er richtete an mich, oder vielmehr an sich selbst, eine Menge von Fragen und ich ließ ihn gehen. Warum giebt es auf Mayorka eine Menge Kaninchen und auf Yviza kein einziges? warum sterben alle Hasen auf Ithaka? woher kömmt es, daß auf dem Berg Olympos kein Wolf, auf der Insel Kreta keine Nachteule und auf Rhodus kein Adler zu finden ist?

Da er mich lächeln sah, unterbrach er sich: gut mein Lieber, aber das sind Meinungen von Aristoteles! Ich erwiederte hierauf: Mein Freund, das ist todtes Wissen, und todtes Wissen ist kein Wissen mehr, sondern blos Gelehrtheit. Und G. antwortete mir mit seinem ernsten begeisterten Blicke: Sie haben Recht. Das Wissen stirbt. Nur die Kunst ist unsterblich. Ein großer Gelehrter macht einen andern großen Gelehrten vergessen; was die großen Dichter der Vergangenheit betrifft, so können die Jetzigen und Künftigen ihnen nur gleich werden. Aristoteles ist todt, Homer ist es nicht.

Als er dies gesprochen ward er nachdenklich und suchte dann nach einem Bupreſtes im Grase oder nach einem Verse in den Wolken.

So langten wir nahe bei Milly an, in einer Fläche, wo sich noch die Spuren eines, durch die Hexen-Prozesse des siebzehnten Jahrhunderts berüchtigten Gemäuers befinden. Der Hergang war folgender. Ein Wolf ver-

wüstete die Gegend Die Edelleute von der königlichen Jagd, verstärkt durch Knechte und Bauern, umstellten ihn von allen Seiten. Der Wolf auf dieser Fläche verfolgt, erreichte das Gemäuer und flüchtete hinein. Die Jäger umgaben das Häuschen und drangen rasch nach. Im Innern fanden sie ein altes Weib. Ein altes häßliches Weib unter dessen Füßen ein Stück Wolfsfell lag, als habe der Teufel nicht Zeit genug gehabt, ganz zu verschwinden. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß die Alte auf den Holzstoß kam; sie wurde vor dem schönen Portal der Kathedrale von Sens verbrannt.

Ich bewundere immer, daß die Menschen mit einer Art von ungeschickter Selbstgefälligkeit die ruhigsten und reinsten Wunder der menschlichen Schöpfung aufsuchen, um vor ihnen ihre größten Dummheiten zu begehen.

Dies geschah im Jahre 1636, in demselben Jahre, wo Corneille seinen „Cid" aufführen ließ.

Als ich G. diese Geschichte erzählte, sagte er zu mir: „Hören Sie?" Ich hörte auch wirklich hinter einer kleinen Häusergruppe, welche Bäume zu unserer Linken verbargen, das Trompetenstück eines Marktschreiers herüberschallen. G. hatte von jeher Geschmack an diesem grotesken und vorlauten Gelärme. „Die Welt," sagte er einmal zu mir, „ist voll von großem ernstem Lärm, wozu dieser hier die Parodie bildet. Während die Advokaten auf der politischen Bühne declamiren, während

die Redner auf dem Katheder peroriren, geh' ich in die Felder hinaus, catalogisire die Mücken, vergleiche die Grashalme und erfülle mich mit der Größe Gottes, und wäre jederzeit vergnügt, an einem Ende des Feldes dieses geräuschvolle Sinnbild der Menschen-Kleinheit zu finden, diesen Marktschreier, der sich auf seinem Kasten aufbläst, diesen Bobino, diese leibhaftige Ironie. Der Charlatan mengt sich in meine Studien und macht sie vollkommen; ich befestige diese Gestalt an einer Nadel in meinem Carton wie einen Käfer oder Schmetterling, und ordne das menschliche Insekt unter die andern."

G. zog mich gegen die Häusergruppe, woher die Töne klangen; ein unbedeutender Weiler, der, wie ich glaube, Petit-Sou heißt, und der mich an das Dorf Asculum auf der Straße von Trivicum nach Brundusium erinnerte, welches den Horaz zu folgender Umschreibung veranlaßte:

Quod versu dicere non est,
Signis perfacile est.

Asculum läßt sich auch wirklich in keinen lateinischen Hexameter hineinbringen.

Im Orte war Kirmeß. Der Platz, die Kirche und die Mairie waren sonntaglich geschmückt. Der Himmel selbst, mit einer Menge zierlicher weiß und rother Wölkchen erfüllt, hatte so zu sagen etwas Ländliches, Lustiges und Sonntagliches. Kreise kleiner Kinder und junger Mädchen, von den ältern Männern freundlich an=

geblickt, hatten eine Ecke des mit Rasen bewachsenen Platzes inne; auf der andern mit spitzen Kieseln gepflasterten Ecke drängte sich die Menge vor einer Bühne, die vor einer Art von Hütte aufgerichtet war. Diese Bühne bestand aus zwei Brettern und einer Leiter; die Hütte war mit einer jener classischen blau und weiß gevierteten Leinwanden gedeckt, welche unwillkührlich an ein Federbett erinnern, woraus später in der Noth ein Kittel geworden, welcher endlich den Namen Paillasse (Pickelhäring) allen Dienern aller Charlatane verschaffte. Auf der Seite der Bühne führte eine Thüre in die Hütte, das heißt ein einfacher Schnitt in die Leinwand, und über diesem Eingang hing ein weißer Anschlag, mit großen schwarzen Buchstaben das Wort:

Microscop

enthaltend, worunter grob gezeichnet und in den wunderbarsten Stellungen mehr schreckliche Thiere, mehr chimärische Ungeheuer und mehr unglaubliche Wesen wimmelten, als der heil. Antonius gesehen und Callot je geträumt hatte.

Auf der Bühne präsentirten sich zwei Männer. Der Eine, schmutzig wie Job, bronzefarb wie Ptha, den Kopf geschmückt wie Osiris und seufzend wie Memnon, hatte, ich möchte sagen, etwas Orientalisches, Fabelhaftes, Dummes und Egyptisches, und schlug auf eine große Trommel los, während er dazu von Zeit zu Zeit in eine Pfeife hineinblies. Der Andere sah ihm zu.

Dieser war eine Art von Sbrigani, dickbäuchig, bartig, rauh und borstig, von wilden Zügen, und angethan wie ein Ungar im Melodram.

Rings um die Hütte, um die Bühne, und um die zwei Männer eine dichte Reihe neugieriger Bauern, bezauberter Bäuerinnen und gräulicher Bewunderer, welche die Mäuler einfältig und die Augen dumm aufrissen. Hinter dem Gerüste versuchten es einige Kinder, in die alte blauweiße Leinwand Löcher zu bohren, welche ihnen wenig Widerstand leistete und bald die Herrlichkeit des Innern zeigte.

Als wir ankamen, hatte der Egyptier eben seine Fanfare geschlossen und der Sbrigani fing an zu reden. G. horchte auf.

Mit Ausnahme der gewöhnlichen Einladung: „treten Sie herein und Sie werden sehen u. s. w." erkläre ich, daß Alles, was dieser Marionetten-König sprach, für mich vollkommen unverständlich war, und eben so für die Bauern und für den Egyptier, welcher die Stellung eines Basreliefs angenommen, und sein Ohr mit so vieler Spannung hinwandte, als wenn er jetzt der Einweihung der großen Säulen im hypostylen Saale von Karnac durch Menephta den I., Vater Rhamses des II., beiwohnte.

Bei den ersten Worten des Charlatans sah ich G. erbeben. Nach einigen Minuten neigte er sich gegen mich und flüsterte mir ganz leise zu: „Sie sind jung,

Sie haben gute Augen und einen Bleistift, erweisen Sie mir die Gefälligkeit und schreiben Sie auf, was dieser Mann spricht." — Ich wollte mir von G. eine Erklärung dieses sonderbaren Wunsches erbitten, aber seine Aufmerksamkeit war bereits wieder zur Bühne zurückgekehrt, und zwar mit so großem Eifer, daß er mich nicht mehr hörte. Ich that also wie G. wünschte, und da der Charlatan sehr feierlich und langsam sprach, so schrieb ich ihm Folgendes nach:

„Die Familie Sciara theilt sich in zwei Gattungen, die erstere derselben hat keine Augen; die zweite hat deren sechs, dies unterscheidet sie von dem Geschlechte Cunaxa, welches zwei, und von dem Geschlechte Bdella, welches vier hat."

Hier zog G., welcher mit immer tieferer Spannung zuhörte, seinen Hut und wandte sich mit dem höflichsten und sanftesten Tone an den Charlatan: — Verzeihen Sie mein Herr, aber Sie sagen nichts von der Gruppe Gamasus?

Wer spricht hier? meinte der Mann und warf, aber ohne alle Verlegenheit und Unterbrechung einen Blick auf die Umgebung. Dieser Alte? Wohlan mein Alter, in der Gruppe Gamasus hab' ich nur eine Gattung gefunden, diese ist ein Dermanyssus, der Schmarotzer der Zwergfledermaus.

Ich glaubte, erwiederte G. zaghaft, dies sei ein Glyciphagus cursor?

Gefehlt mein Guter, entgegnete der Sbrigani. Zwischen dem Glyciphagus und dem Dermanyssus liegt ein Abgrund. Da Sie sich mit diesen großen Fragen beschäftigen, so studiren Sie die Natur. Vergleichen Sie Degeer, Hering und Herrmann. Beobachten Sie (ich schrieb immerwährend) den Sarcoptes ovis, der mindestens ein Paar Hinterfüße ausgebildet und fleischdrüßig besitzt; den Sarcoptes rupicaprae, dessen Hinterfüße borstenartige Rudimente ohne Gefäße und Fußknorpel sind; den Sarcoptes hippopodos, der vielleicht ein Glyciphagus ist . . .

Sie sind dessen nicht sicher? unterbrach G. fast mit Ehrerbietung.

Ich bin dessen nicht sicher, antwortete majestätisch der Charlatan. Ja, ich schulde der heiligen Wahrheit das Geständniß, daß ich davon nicht überzeugt bin. Das was ich gewiß weiß ist, daß ich einen Glyciphagus in den Federn einer großen Ohreule gefunden. Das was ich gewiß weiß ist, daß ich bei meinen Besuchen in den Sälen der vergleichenden Anatomie so manchen Glyciphagus in den Höhlungen zwischen den Knorpeln und den Beinansätzen der Skelette gefunden habe.

Das ist außerordentlich! murmelte G.

Doch, fuhr der Mensch fort, lenkt mich das zu weit ab. Ich werde Ihnen ein andermal von dem Glyciphagus und dem Psoroptes erzählen. Das außerordentliche und furchtbare Thier, welches ich Ihnen heute zeigen

will, mein Herr, ist der Acarus sarcoptes. Ein wunderbares und entsetzliches Ding. Der Acarus des Kamehles ist jenem des Pferdes ganz unähnlich, gleicht aber ganz dem des Menschen. Daher eine mögliche Verwechslung, deren Folgen furchtbar wären (ich schrieb immer). Studiren wir sie, meine Herren, studiren wir diese Ungeheuer! Die Gestalt des einen ist fast wie die des andern; aber der Sarcoptes des Dromedars ist ein wenig länglicher als der des Menschen; das Mittelpaar seiner hinteren Leibhärchen ist, statt das kleinste zu sein, das größte. Der Schnitt des Bauches hat auch seine Eigenthümlichkeiten. Am Sarcoptes des Menschen ist der Halsring viel sauberer abgetheilt und senkt sich nach unten zu in einer nadelförmigen Spitze, die am Sarcoptes des Dromedars fehlt. Letzterer ist viel dicker als der Erste. Es ist auch eine große Verschiedenheit zwischen den Stacheln an den innern Flächen der hintersten Füße; diese sind bei der ersten Gattung einfach und bei der zweiten ungleich zweischneidig ....

Müde alle diese dunkeln und auffallenden Dinge zu schreiben, konnt' ich mich nicht enthalten G. anzustoßen und ihn leise zu fragen: Aber wovon, zum Teufel, spricht denn dieser Mensch?

G. wandte sich halb zu mir und sagte mit sehr wichtiger Miene: von den Infusionsthieren der Krätze.

Ich brach in ein so heftiges Lachen aus, daß das Notizbuch meiner Hand entfiel. G. raffte es auf, entriß

mir den Bleistift und fuhr, ohne meine Heiterkeit auch nur einer verächtlichen Bewegung werth zu halten und aufmerksamer als je auf die Worte des Charlatans, statt mir zu schreiben fort, in der auferbaulichen und raphaelischen Stellung eines Jüngers der Schule von Athen.

Die Bauern, immer mehr verblüfft, langten endlich mit G. auf der höchsten Stufe der Bewunderung und des Entzückens an. Das tiefste Wissen und die tiefste Unwissenheit berühren sich durch die tiefste Naivetät. Die dunkle und schreckhafte Rede des Charlatans hatte bei den guten Dorfbewohnern von Petit=Sou vollkommen gewirkt. Das Volk ist wie ein Kind; es staunt über das, was es nicht begreift. Es liebt das Unverständliche, das Sträubige und den verworrenen wunderbaren Redeschwulst. Je unwissender ein Mensch ist, desto mehr zieht ihn das Undeutliche an, je roher, destomehr gefällt ihm das Verwickelte. Nichts ist doch einfältiger als ein Wilder. Die Idiome der Huronen, der Botokuden, der Chesapeaks sind Wälder voll Mitlauter, welche sich in häßlich überlangen Wörtern, als den Gefäßen der schlecht wiedergegebenen Gedanken, hinschleppen, wie die vorsündfluthigen Ungeheuer unter der unentwirrbaren Vegetation der Urwelt hinkrochen. Die Algonquiner übersetzen das kurze, einfache und schöne Wort Frankreich durch Mittigouchiouekendalakiank.

Als sich daher die Hütte aufthat, stürzte die Menge,

ungeduldig alle die versprochenen Wunderdinge zu sehen, hinein. Die Künste der Charlatane lösen sich immer in einen Regen von Liards oder von Doublonen für ihre Tasche auf, je nachdem sie sich entweder an das Volk unten oder an das Volk oben gewendet haben.

Eine Stunde später befanden wir uns wieder auf unserem Spazierwege und gingen am Saume eines Hölzchens hin. G. hatte noch kein Wort an mich gerichtet. Ich machte hundert vergebliche Versuche, seine Gunst wieder zu gewinnen. Plötzlich wie aus tiefen Gedanken auffahrend und sich selbst antwortend sagte er: Und er spricht sehr gut davon!

Von der Krätze, nicht wahr? fragte ich zagend.

Ja, fürwahr von der Krätze! antwortete G., mit festem Tone.

Nach kurzem Stillschweigen fügte er hinzu: dieser Mensch hat herrliche microscopische Beobachtungen gemacht; man kann sagen Entdeckungen!

Ich wagte noch ein Wort: Er wird seinen Gegenstand an jenem egyptischen Pharao, seinem Bedienten und Musiker, studirt haben.

Aber G. hörte mich nicht mehr. Welche außerordentlichen Dinge! rief er, und welcher Stoff zu trübem Nachdenken! Die Krankheit verfolgt also den Menschen auch nach dem Tode. Die Skelette haben die Krätze!

Es gab eine stumme Pause, dann fuhr er fort: Dieser Mann fehlt in der dritten Abtheilung des Instituts. Wir

haben so viele Akademiker, die Charlatane sind; hier ist ein Charlatan der Akademiker sein sollte. —

Und nun, mein Freund, sehe ich Sie bei sich lachen und ausrufen: — Ist das Alles? o über die sauberen Abentheuer, die anziehenden Erzählungen; Sie sind mir ein Fußreisender! Bären begegnen, oder einen Eisenfresser mit nackten Armen und rothem Gürtel am hellen Tage den Acarus des Kamehls mit dem Acarus des Menschen zusammenstellen sehen und den Bauern eine philosophische Vorlesung über die vergleichende Krätze halten hören! Natürlich, da muß man in aller Eile aus dem Postwagen springen, um solcher wunderbaren Dinge willen! —

Wie es Ihnen beliebt. Was mich betrifft, so weiß ich nicht, ob es der Morgen, der Frühling oder meine Jugend ist, die sich in diese Erinnerungen mischt, die leider schon alt, für mich aber immer glänzend sind. Ich finde Reize darin, wie ich nicht sagen kann. Lachen Sie also so viel Sie wollen über den Fußreisenden; ich bin noch täglich bereit, wieder so anzufangen, und wenn mir heute ein ähnliches Abentheuer begegnete, ich würde ein großes Vergnügen daran haben.

Aber ähnliche glückliche Zufälle sind selten; und wenn ich einen Ausflug zu Fuß unternehme und der Himmel zeigt sein Freudengesicht, und die Ortschaften zeigen ihre heitere Miene, und der Thau zittert auf den Gräserspitzen, und der Mensch arbeitet und die Sonne glänzt und der

Vogel singt, so danke ich meinem lieben Gott und verlange von ihm keine andern Begegnisse.

Des andern Tags also um fünf ein halb Uhr Morgens, nachdem ich die nöthige Anweisung gegeben, daß mein Gepäck nach Bingen geschafft werde, verließ ich Lorch im Frühroth und ein Nachen brachte mich an das jenseitige Ufer. Wenn Sie jemals diesen Weg machen, so thun Sie wie ich. Die römischen, romanischen und gothischen Ruinen des linken Ufers haben weit mehr Interesse für den Fußgänger als die Schiefern des rechten. Um sechs Uhr nach einem steilen Emporsteigen zwischen Weinreben und Gesträuchen saß ich auf dem Gipfel eines Berges von ausgelöschter Lava, welcher das Schloß Fürstenberg und das Thal von Diebach beherrscht, und hier konnte ich einen Irrthum der Alterthumsforscher berichtigen. Sie erzählen nemlich, und auf diese Angabe hin schrieb ich es Ihnen in meinem vorigen Briefe, daß der große Thurm auf Fürstenberg außen rund und innen sechseckig sey. Von dem erhabenen Platze aus, wo ich mich befand, konnte ich hinreichend tief in den Thurm hineinblicken, und ich kann versichern, daß er innen so rund wie außen ist. Was aber merkwürdig, ist seine Höhe, welche außerordentlich und seine Gestalt, welche höchst eigenthümlich ist. Wie er mit großen Auszackungen, aber mit keinen Mauerkränzen versehen ist und ohne Oeffnungen, ohne Fenster, kaum von ein Paar länglichten Schießscharten durchlöchert, von oben nach unten an Um-

fang und Ausdehnung zunimmt, gleicht er in sonderbarer Art den geheimnißvollen und massiven Schlössern von Samarcand, Calicut oder Canganor, und man ist viel eher darauf gefaßt, auf der Warte dieses dicken, fast hindostanischen Thurmes den Maharadja von Lahore oder den Zamorin von Malabar als Ludwig den Baier oder Gustav von Schweden erscheinen zu sehen. Doch hat diese, eher orientalische als gothische Veste einst eine große Rolle in den europäischen Kämpfen gespielt. In dem Augenblicke, wo ich an alle die Leitern dachte, welche nach und nach an die Lenden dieser Steinriesin gelehnt worden, und wobei ich mich der dreifachen Belagerung durch die Baiern im Jahre 1321, durch die Schweden 1632, und durch die Franzosen 1689 erinnerte, kroch ein Baumhacker munter die Mauern hinauf.

Was den Irrthum der Alterthumsforscher herbeigeführt, ist ein kleiner Thurm, der die Veste gegen die Gebirgseite deckt und der außen gleichfalls rund auf seinem Gipfel mit einer Krone von Mauerkränzen, die in sechs Felder getheilt sind, bedacht ist. Sie werden das Thürmchen für den Thurm, und das Aeußere für das Innere genommen haben. Uebrigens sah ich in dieser Morgenstunde, da die Nebel noch auf dem Boden lagen, nur den Gipfel des Schlosses, die Zinnen der Mauern und rings um mich am Horizont die hohen Kämme der Gebirge. Zu meinen Füßen war die Landschaft durch einen dichten weißen Nebel überhüllt, dessen Ränder die

Sonne vergoldete. Man konnte meinen, daß eine Wolke in das Thal herunter gefallen sei.

Als die siebente Stunde aus dem Nebelgewölke des Glockenthurmes von Rheindiebach ertönte, flog der Baumhacker davon und ich erhob mich. Während ich herunter ging, erhob sich der Nebel, und als ich zum Dorfe kam, langte auch der Sonnenstrahl an. Wenige Minuten später hatte ich das Dorf im Rücken, ohne daran gedacht zu haben, das berühmte Echo seiner Thalschlucht zu befragen, und schlenderte fröhlich den Rhein entlang und tauschte bald einen freundlichen guten Morgen mit drei jungen Malern, die mit Bündel und Regenschirm auf dem Rücken gegen Bacharach zogen. So oft ich drei jungen Leuten begegne, die mit geringem Gepäck, übrigens aber heiter und mit glänzenden Augen, als ob diese die Zaubereien ihrer Zukunft wiederstrahlten, zu Fuße reisen, kann ich mich nicht enthalten für sie die Verwirklichung ihrer Träumereien herbei zu wünschen, und an jene drei Brüder Cadinet, Luynes und Brandes zu denken, welche vor zweihundert Jahren an einem schönen Morgen an den Hof Heinrich des IV. zogen, alle drei nur mit Einem Mantel versehen, den sie reihum trugen, und die fünfzehn Jahre später unter Ludwig dem XIII. der Erste zum Herzog von Chaulnes, der Zweite zum Connetable von Frankreich, und der Dritte zum Herzog von Luxemburg geworden sind. Träumet, ihr jungen Leute, und wandert!

Dieses Reisen zu Dreien scheint übrigens am Rhein Mode zu sein, denn ich hatte noch keine halbe Stunde gemacht und kaum Nieder=Heimbach erreicht, als ich schon wieder auf drei junge Leute stieß, die in Gesellschaft fortschritten. Diese waren unläugbar Studenten von einer jener edlen Universitäten, welche Deutschland befruchten, indem sie seine Jugend heranbilden. Sie trugen classische Mützen, langes Haar, Degengehänge, enganschließende Röcke, Stöcke in der Hand, gemalte Porzellan=Pfeifen im Munde, und, wie die Maler, das Ränzel auf dem Rücken. Auf der Pfeife des einen der Drei war ein Wappen gemalt, vermuthlich das seinige. Sie schienen mit Wärme in eine Untersuchung verwickelt und gingen, wie die Maler, nach Bacharach zu. Als sie an mir vorbeischritten, rief mir Einer von ihnen zu, indem er mich mit dem Käppchen grüßte: Dic nobis, domine, in qua parte corporis animam veteres locant philosophi? Ich erwiederte den Gruß und antwortete: In corde Plato, in sanguine Empedocles, inter duo supercilia Lucretius. Die drei jungen Leute lachten und der Aelteste rief: Vivat Gallia regina! Ich entgegnete: Vivat Germania mater! Wir begrüßten uns nochmals mit der Hand und ich ging weiter.

Ich billige diese Art in Dreien zu reisen. Zwei Liebende, drei Freunde.

Ueber Nieder=Heimbach bauen und erheben sich die Höhen des düstern Sann= oder Sonn=Waldes, und

hierin unter Eichen die beiden verfallenen Schlösser, Heimburg, eine römische, und Soneck, eine Räuber-Burg. Kaiser Rudolph hat Soneck im Jahre 1282, die Zeit Heimburg zerstört. Eine noch trübseligere Ruine verbirgt sich in den Falten der Berge, die Falkenburg.

Ich hatte, wie ich Ihnen bereits gesagt, das Dorf hinter mir. Die Sonne war glühend, die frische Luft vom Rheine wurde lau, auf der Straße erhob sich Staub; zu meiner Rechten bog zwischen zwei Felsen eine schmale schattige Bergschlucht hinein; ein Haufen kleiner Vögel zwitscherte darin zur Wette und verführte ein lautes Geschwätz in den laubdichten Bäumen; ein frisches Bächlein, vom Regen angeschwollen, fiel von Stein zu Stein, gebärdete sich wie ein Waldstrom, verwüstete die Maasliebchen, erschreckte die Mücken und bildete kleine geräuschvolle Wasserfälle auf den Kieseln; längs des Wassers gewahrte ich im stillen Dunkel der Blätter einen Fußsteg, den tausend wildwachsende Blumen, Winde, Amaranth, Schwert- und Feuerlilie für den Layen verbargen und für den Dichter schmückten. Sie wissen, daß es Augenblicke giebt, wo ich fast an die geistige Einsicht der Dinge glaube; mir schien es, als ob sich in dieser Schlucht eine Menge Stimmen erhöben und mir zuflüsterten: wohin willst du? du suchest Stellen, wo es wenig Menschenschritte, aber viel göttliche Spuren giebt; du willst deinen Geist mit dem Geist der Einsamkeit in Gleichgewicht bringen; du willst Schatten und Licht, Be-

wegung und Ruhe, Umgestaltung und heitere Einheit; du suchst nach dem Orte, wo das Wort in der Stille aufblüht, wo man das Leben auf jeder Oberfläche sieht und die Ewigkeit auf dem Grunde fühlt; du liebst die Einöden und hassest den Menschen nicht; du verlangst nach Gräsern und Mücken, nach feuchten Blättern, nach saftschwellenden Zweigen, nach trillernden Vögeln, nach fließenden Wassern und nach verbreiteten Düften. Wohlan, tritt ein! dieser Pfad ist dein Weg.

Ich ließ mich nicht lange bitten und ging nach der Schlucht.

Unmöglich ist es Ihnen zu sagen, was ich dort gethan, oder vielmehr was die Einsamkeit dort mit mir gethan; wie die Wespen um blaue Glöcklein summten; wie die kupferfarbenen Todtenkäfer und die blauen Feronien in kleine microscopische Höhlen flüchteten, die ihnen der Regen unter Gesträuchen gegraben; wie Flügel an die Blätter schlugen; was im Moose zitterte und in den Nestern zwitscherte; der süße fast unhörbare Ton der Vegetationen, der Mineralisationen und geheimnißvollen Befruchtungen; die Unzahl der Käfer, der Fleiß der Bienen, der Frohsinn der Libellen, die Geduld der Spinnen; die Düfte, die Strahlen, die Blüthen, die leisen Klagen und fernen Rufe; die Kämpfe der Insecten, die Katastrophen der Ameisen, die kleinen Dramen im Grase, der Hauch, der von den Felsen wie ein Seufzer aufstieg, die Strahlen, die wie Blicke des Himmels durch

das Grün der Bäume drangen, die Wassertropfen, die wie Thränen von den Blumen fielen; die halben Offenbarungen die überall dämmerten, das ruhige, harmonische, langsame und ununterbrochene Schaffen aller dieser Wesen und Dinge, die mehr in Gottes als in des Menschen Nähe leben; Ihnen das Alles beschreiben mein Freund, hieße das Unaussprechliche sagen, das Unsichtbare zeigen, und das Unendliche malen wollen. Was ich dort gethan? ich weiß es nicht mehr. Wie in dem Thalgrund von St. Goarshausen irrte, träumte, bewunderte ich und betete an. An was ich gedacht? fragen Sie nicht darum. Es giebt wie Sie wissen Augenblicke, wo der Gedanke in tausend unbestimmbaren Ideen trunken herumwogt.

In diesen Bergen schloß sich Alles an mein Sinnen und paßte zu meinen Träumen: das Grün, die verfallenen Gemäuer, die Gespenster, die Landschaft, die Erinnerungen, die Menschen die einst durch diese Einsamkeit geschritten, die Geschichte die hier gewetterleuchtet, die Sonne die noch immer strahlt. Cäsar, so sprach ich zu mir, ging hier zu Fuße wie ich, sprang vielleicht über diesen Bach und der Krieger mit seinem Schwerte folgte ihm nach. Fast alle großen Stimmen, die den menschlichen Verstand erweckten, setzten das Echo im Rheingau und am Taunus in Bewegung. Diese Berge sind noch dieselben, welche damals ertönten, als der Fürst Thomas von Aquin, so lange Zeit hindurch bos mutus genannt,

endlich jenes laute Gebrüll der Lehre ausstieß, welches die Welt erzittern machte. Dedit in doctrina mugitum quod in toto mundo sonavit. Diese Berge sind es, welche Johannes Huß (Huß bedeutet im Böhmischen „die Gans") der Vorläufer Luthers, als ob in seiner letzten Stunde der Vorhang zerrissen und er die Zukunft deutlich vor sich gesehen, von der Höhe des Scheiterhaufens zu Constanz mit dem prophetischen Rufe erfüllte: „Jetzt verbrennet ihr die Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan geboren werden!" Und über diesem Felsen ist es, wo Luther, hundert Jahre später zur verheißenen Stunde erstehend, seine Flügel öffnete und jenes furchtbare Geschrei ausstieß: „Die Bischöfe und die Fürsten, die Klöster, die Kirchen und die Palläste sollen fallen, bevor eine einzige Seele verdirbt!"

Und es schien mir als ob mitten durch Zweige und Gesträuche die Ruinen von allen Seiten her antworteten: O Luther, die Bischöfe, die Fürsten, die Klöster, die Kirchen und die Palläste sind gefallen!

Und die Geschichte, umgeben von solchen unerschöpflichen und lebendigen Dingen, die da sind und ausdauern und blühen und grünen und sie mit ewiger Vegetation bedecken, — ist sie groß oder ist sie klein? entscheide wer da kann. Was mich betrifft, so will es mir scheinen, daß der Mensch durch die Berührung mit der Natur, dieser Nachbarschaft Gottes, bald klein und bald groß wird. Viel ist es für den Menschen, ein willenskräftiges

Wesen zu sein, das sein eigenes Gesetz hat und sein Werk schafft und seine Rolle spielt inmitten dieser unermeßlichen Schöpfungsdinge. Aber in Gegenwart einer hohen Eiche, so reich an Alter und an Leben, strotzend von Triebkraft, beladen mit Blättern, bewohnt von tausend Vögeln ist es immer viel, noch an jenen Geist denken zu können, welcher Luther, an jenes Gespenst, welches Johannes Huß und an jenen Schatten, der einst Cäsar war.

Ich gestehe indessen daß es auf meinem Spaziergange einen Augenblick gab, wo alle diese Erinnerungen verschwanden, wo der Mensch für mich aufhörte und wo ich nur Gott in der Seele hatte. Ich war, ich weiß es selbst nicht durch welche Stege, auf den Gipfel eines sehr hohen Berges angekommen, der mit niedrigen Gesträuchen bedeckt war, die Aehnlichkeit mit deu Scharlachbeeren der Provence hatten, und vor meinen Augen lag nun eine Wüste, aber eine fröhliche und herrliche Wüste. Ich habe auf allen meinen Ausflügen am Rhein nichts Schöneres gesehen. Ich weiß nicht wie jener Ort heißt. Ringsum mich so weit das Auge reichte gab es nichts als Berge, Wiesen, lebendige Wasser, sanftes Grün, leichten Nebel, flüssigen Schimmer, der wie halb offene Augen blitzte, goldigen Widerschein in das Blau der Ferne getaucht, zauberische Wäldchen gleich Büscheln grüner Federn und einen Horizont mit Licht und Schatten durchstreift. Es war einer jener Orte, wo man zu-

zusehen glaubt, wie der prachtvolle Pfau, die Natur, sein glänzendes Rad schlägt.

Hinter dem Berge, worauf ich saß, gewahrte ich auf einer anderen mit Tannen, Kastanien und Ahorn bedeckten Höhe den colossalen Steinhaufen einer Ruine aus braunem Basalt. Man hätte ihn für ein Stück Lava, von einem Riesen in Festungsform zusammen geknetet, halten können. Was war das für ein Schloß? ich wußte es nicht zu sagen, wußte ich doch nicht einmal, wo ich mich befand.

Sie wissen, daß es meine Leidenschaft ist, ein Gebäude in der Nähe auszuforschen. In einer Viertelstunde war ich in der Ruine.

Ein Alterthumsforscher, der das Bild einer Ruine und ein Liebender, der das Bild seiner Geliebten entwirft, schmeicheln sich gewöhnlich selbst und laufen Gefahr, Andere zu langweilen. Für die Gleichgültigen, welche dem Liebhaber zuhören, sind alle Mädchen untereinander gleich und die Ruinen eben so. Damit sage ich nicht, mein Freund, daß ich mich künftig gegen Sie aller Beschreibungen der Bauten enthalten will. Ich weiß, daß Sie für Geschichte und Kunst eifrig sind und weiß, daß Sie zu dem gebildeten, nicht zu dem großen Haufen gehören. Diesmal aber muß ich Sie auf die ausführliche Beschreibung verweisen, welche ich Ihnen von der Maus gegeben habe. Denken Sie sich eine Menge Dorngesträuche, herabgestürzte Plafonds, ausgebrochene Fenster

und um das Alles vier oder fünf Teufel von schwarzen, verschütteten und fürchterlichen Thürmen.

Ich ging unter dem Schutte herum, suchte, stöberte und forschte; ich drehte die zerbrochenen Steine herum in der Hoffnung irgend eine Inschrift zu finden die mir eine That, oder eine Bildnerei die mir eine Zeit andeuten könnte, als mir eine Oeffnung, die ehedem eine Thüre gewesen, den Weg unter ein Gewölbe wies, welches ein voller Sonnenstrahl durch die Risse hereindringend erleuchtete Ich ging hinein und befand mich in einer Art von niedrigem Gemach, das sein Licht durch Schießscharten empfing, deren Gestalt und Einfassung andeutete, daß sie einst zum Spiel der Wurfmaschinen, kleinen Kanonen und Schießscorpionen benutzt wurden. Ich beugte mich aus einer derselben, indem ich die Blumenbüschel, die sie jetzt erfüllen, zurückdrückte. Die Landschaft gewährt von hier aus keinen heiteren Anblick. Man sieht in ein schmales dunkles Thal, oder vielmehr in eine Spaltung des Berges, worüber ehedem eine Brücke ging, von welcher jetzt nur der Stützbogen übrig ist. Auf einer Seite eine Einsenkung der Erde und der Felsen, auf der andern ein durch den Basaltgrund geschwärztes Wasser, Beides stürzt und schüttet sich in den Abgrund hinab. Kranke und kümmerliche Bäume beschatten kleine Wiesen, deren Rasen so dicht wie auf Friedhöfen ist. War es eine Täuschung oder ein Spiel des Windes und des Schattens, aber ich glaube hie und da im hohen

Grase große leicht eingedrückte Kreise zu bemerken, als wären sie von geheimnißvollen Reihen der Nacht gebogen worden. Diese Tiefe ist nicht nur einsam, sie ist traurig. Man könnte glauben, daß sie zu gewissen Zeiten Zeugin gräßlicher Vorgänge sei, daß sie in den Finsternissen böse und übernatürliche Dinge sich ereignen sehe und daß sie davon selbst am hellen Tage und in vollem Sonnenglanze ein trauriges Gedenken und den Schrecken behalte. In diesem Thale fühlt man es deutlicher als irgendwo, daß die düsteren und kalten Nachtstunden daran vorüberschreiten und, wie es der Geruch der Gräser, die Farbe des Bodens und die Gestalt der Felsen zeigt, dort all ihr Banges, Unheimliches und Trostloses zurücklassen.

Als ich aus dem Untergelasse schritt, fiel mein Auge auf die Ecke eines Grabsteins, welche unter dem Schutte hervorsah. Eifrigst beugte ich mich nieder. Denken Sie sich, meine Freunde, ich sollte jetzt vielleicht die Erklärung finden, die ich suchte, die Antwort, die ich von dieser geheimnißvollen Ruine verlangte, den Namen der Burg. Mit Händen und Füßen beseitigte ich den Schutt und in wenig Augenblicken hatte ich eine sehr schöne Grabplatte des vierzehnten Jahrhunderts aus rothem Heilbronner Sandstein enthüllt. Auf dieser Platte lag, fast halb erhaben gehauen, ein vollkommen gerüsteter Ritter, welchem aber der Kopf fehlte. Unter den Füßen dieses Mannes von Stein stand folgendes abgestoßenes,

aber noch immer deutlich lesbares Distichon in großen römischen Anfangsbuchstaben:

VOX TACVIT. PERIIT LVX. NOX RVIT ET RVIT VMBRA.
VIR CARET IN TVMBA QVO CARET EFFIGIES.

Ich war ein wenig weiter als vordem. Dieses Schloß war ein Räthsel; ich hatte das Lösungswort gesucht und war daran es zu finden. Dieses Wort aber war ein Räthsel, eine Inschrift ohne Jahrszahl, ein Epitaph ohne Jahrszahl, ein Mann ohne Kopf.

Von welcher Person sprachen diese, an Inhalt traurigen an Form barbarischen Verse? Durfte man dem zweiten Verse auf dem Steine glauben, so fehlte dem Gerippe unten so gut wie dem Bildnisse oben der Kopf. Was bedeuteten diese drei X, welche durch ihre besondere Größe so auffallend aus der übrigen Schrift hervortraten? Indem ich die Platte aufmerksamer betrachtete und mit einer Handvoll Gras vollends reinigte, bemerkte ich um das Bild herum noch andere fremdartige Zeichen. An drei verschiedenen Stellen standen drei verschiedene Zeichen; eines

zur Seite der linken Hand, das andere zur Seite der rechten und ein drittes gerade an der Stelle des Kopfes:

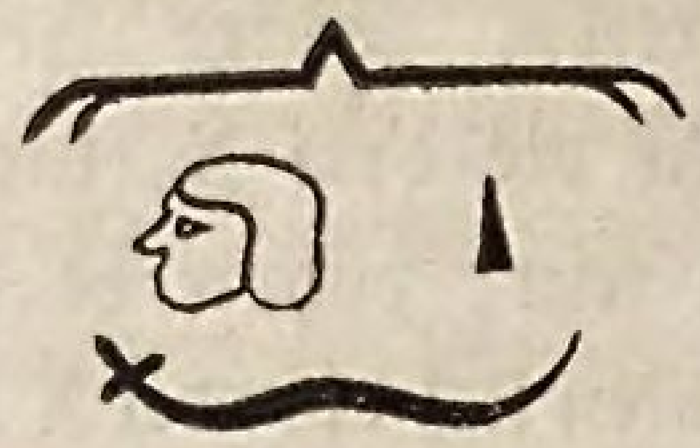
Diese drei Züge aber sind nur verschiedenartige Verschlingungen eines und desselben Monogrammes. Jeder derselben besteht aus den drei X, welche schon in der Grabschrift hervortreten. Wäre dies ein Grab in der Bretagne, so könnten die drei X eine Anspielung auf den Kampf der Dreißig sein; rührte es aus dem siebzehnten Jahrhundert, so könnten sich die drei X auf den dreißigjährigen Krieg beziehen; aber im vierzehnten Jahrhundert und in Deutschland, was wollen sie da bezeichnen? Und dann, war es ein Zufall der, um das Dunkel noch dichter zu machen, zur Bildung dieses traurigen Zuges keine anderen Elemente verwendete, als eben diesen Buchstaben X, welcher den Zugang zu allen Lösungen versperrt und der die unbekannte Größe genannt wird? — Ich gestehe, daß ich mich aus dieser Nacht nicht herauszufinden wußte.

Uebrigens erinnerte ich mich, daß diese Art, das Grab und das Gedächtniß eines Enthaupteten zu verschleiern und doch anzudeuten, zu allen Zeiten und bei allen Völkern gebräuchlich war. Zu Venedig nimmt eine schwarze Platte in der herzoglichen Gallerie des großen Rathes die Stelle des Bildnisses des sieben und fünfzigsten Dogen ein, über welche die strenge Republik folgendes unheimliche Memento gesetzt hat:

LOCVS MARINI FALIERI DECAPITATI

In Egypten, wenn der ermüdete Wanderer zu Biban-el-Moluk anlangt, findet er in der Sandwüste zwischen

zertrümmerten Pallästen und Tempeln ein räthselhaftes Grabmal, das Grabmal Rhamses des V., und auf diesem sieht er folgendes Zeichen:



und diese Hieroglyphe, welche in der Wüste Geschichte lehrt, bedeutet: „welcher ohne Kopf ist.“

Aber in Egypten wie in Venedig, im Dogenpallast wie zu Biban-el-Moluk, weiß man wo man ist und weiß, daß man es mit Marino Faliero oder mit Rhamses dem V. zu thun hat. Ich aber wußte hier gar nichts, weder den Namen des Ortes noch des Mannes. Meine Neugierde war auf das Höchste erregt. Ich erkläre, daß diese so überaus stumme Ruine mich verdroß, ja beinahe ärgerte. Ich gestehe keiner Ruine, nicht einmal einem Grabe das Recht zu, über gewisse Punkte zu schweigen.

Ich wollte das Untergemach verlassen, vergnügt darüber dieses interessante Denkmal gefunden zu haben, aber zugleich unzufrieden, daß ich nichts weiter erfahren konnte, als der Schall wohlklingender, klarer und fröhlicher Stimmen zu mir drang. Es war ein lebhaftes rasches Gespräch, worin ich unter Lachen und Freudengeschrei nur folgende wenige Worte vernehmen konnte: Fall of the mountain . . . Subterranean passage . . .

Very ogly foot-path. Einen Augenblick nachher, als ich mich von dem Grabe erhob, wo ich gesessen, traten drei schlanke junge Mädchen weiß gekleidet, drei blonde und rosige Köpfchen mit holdem Lächeln und blauen Augen, rasch unter die Wölbung und hielten, als sie mich erblickten, auf der Schwelle, wo der Sonnenstrahl sie beleuchtete. Gewiß nichts Zauberhafteres und Reizenderes für einen Forscher, der an einem Grabstein in einer Ruine sitzt, als diese Erscheinung in diesem Lichte. Ein Dichter hätte das Recht gehabt, hier Engel und Heiligenscheine zu erblicken. Ich aber sah nichts als — Engländerinnen.

Ich gestehe sogar zu meiner Schande, daß mir augenblicklich der platte und prosaische Gedanke beikam, diese Engel zu benützen, um von ihnen den Namen des Schlosses zu erfahren. Ich folgerte nemlich so und das sehr schnell: Die Engländerinnen, — denn Engländerinnen sind es offenbar, weil sie englisch reden und blond sind, — sind aller Wahrscheinlichkeit nach Besucherinnen, die aus irgend einem Orte der Umgegend, aus Bingen oder Rüdesheim den Ausflug hieher zum Vergnügen machen. Es ist klar, daß die Ruine ihr Ziel ist, und daß sie daher nothwendiger Weise den Namen des Ortes wissen müssen, nach welchem sie ausgegangen. Nachdem ich dies überlegt, blieb nichts übrig als ein Gespräch einzuleiten, und ich bekenne, daß ich meine Zuflucht zu einem so linkischen Mittel nahm, als es in

ähnlichen Fällen nur angewendet werden kann. Um mir eine Haltung zu geben, öffnete ich mein Portefeuille, rief das bischen Englisch, das ich verstehe, zu Hülfe, blickte durch die Schießscharte hinaus und murmelte, als spräche ich für mich selbst, ein paar bewundernde und lächerliche Ausrufungen: Beautiful view! — Very fine, very pretty waterfall etc. etc. — Die jungen Mädchen, anfänglich erschreckt und eingeschüchtert durch mein Begegnen, flüsterten jetzt leise und mit unterdrücktem Lächeln durch einander. Sie waren allerliebst, aber es war klar, daß sie sich über mich lustig machten. Ich faßte jetzt einen großen Vorsatz und entschloß mich geradezu zu gehen; und obwohl ich das Englische wie ein Irrländer ausspreche, obwohl ganz besonders das th eine fürchterliche Klippe für mich ist, so machte ich einen Schritt gegen die unbewegliche Gruppe, richtete mich mit der artigsten Miene an die Größte unter den Dreien und sprach, indem ich die trockene Anrede mit einer sehr verbindlichen Verbeugung begleitete: Miss, what is, if you please, the name of this castle? Das schöne Kind lächelte; da ich ein schallendes Gelächter erwartet hatte, war ich von dieser Großmuth gerührt; dann blickte sie ihre beiden Gefährtinnen an und antwortete mir mit einem flüchtigen Erröthen und im besten Französisch von der Welt: Mein Herr, ich glaube dieses Schloß heißt die Falkenburg. So hat es wenigstens ein Ziegenhirt genannt, welcher Franzose ist und mit unserem Vater im

großen Thurme drüben spricht. Wollen Sie sich dahin begeben, so werden Sie Beide finden.

Die Engländerinnen waren also Französinnen.

Ihre Worte, so rein und ohne den geringsten Accent gesprochen, überzeugten mich hinlänglich davon; aber das schöne Kind nahm sich die Mühe noch beizufügen: Wir haben nicht nöthig Englisch zu sprechen, mein Herr, denn wir sind Französinnen und Sie sind auch Franzose.

Aber, mein Fräulein, entgegnete ich, woran haben Sie erkannt, daß ich Franzose bin?

An Ihrem Englisch, meinte die Jüngste.

Die älteste Schwester sah sie mit einem fast strengen Blicke an, wenn nemlich Schönheit, Anmuth, Jugend, Unschuld und Freude streng blicken können. Ich fing zu lachen an.

Aber Sie selbst meine Damen, sprachen ja so eben Englisch?

Zu unserer Unterhaltung, rief die Jüngste.

Zu unserer Uebung, verbesserte die Aelteste.

Diese ernste und fast mütterliche Zurechtweisung schien für die Junge verloren, denn sie lief fröhlich zu dem Grabmal hin, hob wegen des herumliegenden Gesteines ihr Kleid ein wenig in die Höhe und ließ dabei den zierlichsten Fuß von der Welt sehen. — O so kommt doch her, rief sie, eine Statue auf der Erde! sieh da, aber sie hat keinen Kopf. Es ist ein Mann.

Es ist ein Herr, bemerkte die Aeltere die sich ge=

nähert. In diesem Worte lag der Schatten eines Vorwurfs, und der Ton der Stimme, womit sie es gesagt, bedeutete: Meine Schwester, ein junges Mädchen darf nicht sagen: das ist ein Mann, aber sie kann sagen: das ist ein Herr.

Ueberhaupt ist dies in Kurzem die Geschichte der Frauen. Dahin gehören sie Alle. Sie weisen die Dinge zurück, kleidet man aber diese in schöne Worte, so nehmen sie sie an. Daher Vorsicht in der Wahl der Worte! Sie zürnen dem rohen Worte, sie entsetzen sich vor dem eigentlichen Worte, aber sie dulden das ablenkende Wort sie nehmen das elegante Wort an und der zierlichen Umschreibung lächeln sie sogar. Sie erfahren erst später, oft zu spät, wie viel Leiblichkeit in diesem „Beinahe“ liegt. Die Mehrzahl der Frauen strauchelt und Viele fallen nur über den Abhang versüßter Uebersetzungen.

Uebrigens konnte man aus dieser einfachen Wendung: „es ist ein Mann — es ein Herr“ den Zustand beider jungen Herzen errathen. Das eine schlief noch tief, das andere war bereits erwacht. Die älteste der Schwestern war schon Frau, die jüngste fast noch Kind und doch waren sie nur zwei Jahre auseinander. Die Mittlere allein war ein junges Mädchen. Seit ihrem Eintritt in das Gewölbe war sie mehrmals roth geworden, hatte einmal gelächelt und noch kein Wort gesprochen.

Sie neigten sich alle Drei über das Grabmal und der schöne Wiederschein des Sonnenstrahls zeichnete ihre

anmuthigen Züge auf das Gespenst von Granit. Vor Kurzem hatte ich noch um den Namen des Todten gefragt, jetzt verlangte mich nach den Namen der Mädchen, und ich kann nicht sagen, was ich empfand als ich diese beiden Geheimnisse in einander fließen sah, das Eine so schreckenvoll, das Andere so reizend.

Während sie mit einander flüsterten, vernahm ich einen der drei Namen, den der Mittlern. Sie war die Schönste; eine wahre Prinzessin aus dem Feenmärchen. Lange blonde Wimpern bedeckten das blaue Auge, dessen Strahl dennoch glühend hindurchdrang. Sie stand zwischen ihrer jüngern und ältern Schwester wie die Schamhaftigkeit zwischen der Kindlichkeit und Anmuth, von dem Wiederschein beider sanft beleuchtet. Zweimal blickte sie mich an, aber sie sprach kein Wort. Sie war die Einzige von den Dreien, von der ich nicht einmal den Ton der Stimme hören sollte; dafür war sie aber auch die Einzige, deren Namen ich erfuhr. Ihre jüngere Schwester hatte sich zu ihr geneigt und leise gesagt: „Sieh doch Stella!“ Niemals habe ich besser als in diesem Augenblicke verstanden, wie viel Süßes, Leuchtendes und Reizendes in dem Namen eines Sternes liegt.

Die Jüngste machte ihre Bemerkungen ganz laut. — Armer Mann! (die Lection war vergeblich) man hat ihm den Kopf abgeschnitten. Das war noch zu jener Zeit, wo man den Männern die Köpfe abschnitt! — Gleich darauf unterbrach sie sich wieder: Ah, sieh da eine Grab-

schrift. Das ist Latein: Vox — tacuit — periit lux . . . — Das ist abscheulich zu lesen. Ich wünschte zu wissen, was das heißt.

Kommt Schwestern, sagte die Aeltere, wir wollen den Vater suchen, er soll es uns erklären.

Und sie hüpften hinaus aus der Gruft wie drei Hirschkühe.

Sie dachten nicht einmal daran, mich zu befragen; ich war etwas gedemüthigt, daß ihnen mein Englisch einen so üblen Begriff von meinem Latein beigebracht hatte.

An dem Grabmale befand sich zur Seite der Inschrift ein weißer von der Kelle geglätteter Gipsfleck. Ich nahm einen Bleistift und schrieb folgende Uebersetzung des Distichons darauf:

Die Stimme schwieg, es schwand das Licht,
Nacht brach und Schatten ein,
Was hier dem Bild des Mann's gebricht
Das fehlt auch dem Gebein.

Die Mädchen waren kaum zwei Minuten fort, als ich schon wieder ihre Stimmen rufen hörte: Hier, Vater, hier! Sie kehrten zurück. Eilig schrieb ich den letzten Vers, und ehe sie noch wieder erschienen, war ich fort.

Haben sie die Erklärung gefunden, die ich ihnen zurückgelassen? Ich weiß es nicht; ich verlor mich in die Umwege an der Ruine und habe sie nicht mehr gesehen. Eben so wenig habe ich ein Weiteres von dem

geheimnißvollen geköpften Ritter erfahren. Trauriges Schicksal! welches Verbrechen hat dieser Unglückliche wohl begangen? Die Menschen haben ihn mit dem Tode, die Vorsehung mit Vergessenheit belegt. Finsterniß auf Finsterniß. An dem Bildnisse fehlt der Kopf, in der Legende sein Name, seine Geschichte im Gedächtniß der Menschen. Sein Grabstein selbst wird ohne Zweifel bald verschwinden. Ein Weinbauer von Soneck oder Ruppertsberg wird ihn eines schönen Tages nehmen, die Asche des verstümmelten Gerippes, das er vermuthlich noch bedeckt, mit den Füßen zerstreuen, das Gestein entzweihauen und aus dem Grabesdeckel das Gesimse einer Wirthshausthüre machen. Und die Bauern werden sich trinkend herumsetzen und die alten Weiber werden spinnen und die Kinder werden lachen um die Bildsäule des Namenlosen, der einst vom Henker enthauptet und jetzt von einem Maurer zersägt worden ist. Denn in unsern Tagen werden in Deutschland wie in Frankreich die Ruinen nutzbar gemacht. Aus alten Schlössern macht man neue Hütten.

Ach, die alten Gesetze und die alten Gesellschaften erfahren fast dieselbe Umschaffung.

Betrachten, bedenken, erwägen wir und beklagen wir uns nicht. Gott weiß, was er thut.

Nur das frage ich mich zuweilen: warum muß ein Troßbube nicht zufrieden sein, daß er lebt und aufrecht

steht, und immer die Miene annehmen, als müsse er sich an einem begrabenen Kaiser rächen?

Ich komme jedoch, mein Freund, zu weit von Falkenburg ab. Ich kehre dahin zurück. — Es war mir viel werth, mich in dieser Wiege der Sagen zu wissen und von diesen alten Thürmen Genaues erzählen zu können, die sich noch stolz und gerade erheben, obwohl sie längst todt sind und ihre Eingeweide ins Gras geschüttet haben. Ich war also in diesem berühmten Schlosse, wovon ich Ihnen einige Geschichten erzählen will, wenn Sie nicht davon wissen. Guntram und Liba fällt mir vor Allen bei. Auf dieser Brücke war es, wo Guntram den zwei Männern begegnete, die den Sarg trugen. Diese Treppe war es, wo Liba in seine Arme stürzte und lächelnd sprach: Ein Sarg? nein, es wird das Brautbett gewesen sein, was du gesehen hast. An diesem Kamine, noch sichtbar an der Wand, die ohne Dielen und Plafond, stand das Bett aus Holz, welches man hereinbrachte und das sie ihm zeigte. In diesem Hofe, jetzt voll blühenden Schierlings, war es, wo Guntram, die Braut zum Altar führend, vor sich her und nur sichtbar für ihn einen schwarzgekleideten Ritter und eine verschleierte Frau schreiten sah. In dieser zerstörten romanischen Kapelle, wo jetzt lebende Eidechsen über steingehauene hinschlüpfen, war es, wo er, als er den geweihten Ring an den schönen Rosenfinger seiner Verlobten streifen wollte, plötzlich eine kalte Hand in der seinen fühlte, die Hand der Jungfrau aus

dem Waldschloße, die des Nachts vor einem offenen und leeren Grabe sich kämmte und sang. In diesem unteren Saale war es, wo er verschied und wo Liba starb, weil sie ihn sterben gesehen.

Die Ruinen machen die Sagen leben, und die Sagen vergelten es ihnen.

Viele Stunden brachte ich an diesem Schutthaufen zu, saß unter undurchdringlichen Gesträuchen und ließ die Gedanken kommen wie sie wollten. Spiritus loci. Mein nächster Brief wird Ihnen vielleicht etwas davon bringen.

Mittlerweile hatte sich aber auch der Hunger eingestellt, und gegen drei Uhr fand ich nach Anleitung des französischen Ziegenhirten, von dem mir die Mädchen gesagt und auf den ich glücklicher Weise gestoßen, den Weg in ein Dorf am Ufer des Rheines, welches, wie ich glaube, Trechtlingshausen, das alte Trajani castrum, heißt.

Hier gab es statt eines Gasthofes nichts als eine Bierkneipe und statt eines Diners nichts als eine sehr harte Hammelskeule, vor welcher mich ein Student, der vor der Thüre seine Pfeife rauchte, zu warnen suchte, indem er mir erzählte, daß eine Stunde vor mir ein hungriger Engländer angekommen sei, sie anzuschneiden vergeblich versucht und endlich zurückgegeben habe. Ich antwortete zwar nicht so stolz wie der Marschall Crequi vor der genuesischen Festung Gavi: „Was der Rothbart

nicht nehmen konnte, wird der Graubart nehmen"; aber ich aß den Hammelsbraten.

Als sich die Sonne senkte machte ich mich wieder auf den Weg.

Die Landschaft war ernst, aber reizend. Hinter mir hatte ich die gothische Kapelle von St. Clement gelassen. Zu meiner Linken hatte ich das rechte Rheinufer voll Weinreben und Schiefer. Die letzten Sonnenstrahlen rötheten in der Ferne die berühmten Lehnen von Aßmannshausen, an deren Fuße hinter Nebel oder vielleicht hinter Rauch sich Aulhausen, das Dorf der Töpfer, verrieth. Hoch über der Straße, die ich verfolgte und über meinem Haupte erhoben sich stufenweise von Berg zu Berg drei Schlösser: der Reichenstein und der Rheinstein, zerstört von Rudolph von Habsburg und von dem Pfalzgrafen neu aufgebaut, und die Vogtsburg, im Jahre 1348 von Cuno von Falkenstein bewohnt und jetzt von dem Prinzen Friedrich von Preußen wieder in Stand gesetzt. Die Vogtsburg hatte in den Fehden des Faustrechts eine große Rolle gespielt. Der Erzbischof von Mainz verpfändete sie einstens dem deutschen Kaiser um vierzig tausend Livres von Tours. Dies erinnert mich, daß einmal Thibaut, Graf von der Champagne, um sich einer Schuld gegen die Königin von Cypern zu entledigen, seinem sehr lieben und gnädigen Herrn Ludwig König von Frankreich die Grafschaft von Chartres, die Grafschaft von Blois, die Grafschaft von Sancerre und die

Vicomtey von Chateaudun in gleicher Weise für die Summe von vierzig tausend Livres verkaufte. Heut zu Tage sind vierzig tausend Livres der Preis, welchen ein Gerichtsdiener im Ruhestand für sein Landhaus in Bagatelle oder in Pantin bezahlt.

Indessen achtete ich wenig auf diese Landschaft und diese Erinnerungen. Seit sich der Tag zu neigen anfing, hatte ich nur einen Gedanken. Ich wußte, daß ich vor meinem Eintreffen in Bingen und etwas vor dem Zugang der Nahe auf ein sonderbares Gebäude, auf ein düsteres Gemäuer stoßen müsse, das mitten im Fluß im Rohr und zwischen hohen Bergen steht. Dieses Gemäuer ist der Mäusethurm.

In meiner Kindheit hatte ich über meinem Bett ein kleines Bild im schwarzen Rahmen hängen, welches irgend eine deutsche Magd dort befestigt. Es stellte einen alten, einzeln stehenden, bemoosten und verfallenen Thurm vor, rings umgeben von tiefem und schwarzem Wasser, das ihn mit Dünsten umhüllte, und von Bergen, die ihn mit Schatten bedeckten. Der Himmel über dem Thurme war dunkel und voll düsterer Wolken. Des Abends, nachdem ich gebetet und bevor ich einschlief, betrachtete ich mir immer dies Bild. Nachts sah ich es in meinen Träumen und zwar schrecklich wieder. Der Thurm wuchs in die Höhe, das Wasser wallte, ein Blitz fuhr aus den Wolken, der Wind pfiff von den Bergen und tönte zuweilen wie ein Geheul. Eines Tages fragte

ich die Magd wie dieser Thurm heiße. Sie antwortete mir und bekreuzte sich dabei: der Mäusethurm.

Dann aber erzählte sie mir eine Geschichte. Daß vor Zeiten zu Mainz, ihrer Heimath, ein böser Erzbischof Namens Hatto, der auch Abt von Fulda gewesen sei, ein überaus geiziger Priester, der, wie sie sagte, die Hand lieber zum Segnen als zum Geben ausstreckte. Daßer in einem bösen Jahre alles Korn aufgekauft, um es dem Volke theuer wieder zu verkaufen, weil dieser Priester reich werden wollte. Daß die Hungersnoth so groß wurde, daß die Bauern Hungers starben in den Orten am Rhein. Daß sich dann das Volk versammelte um das Schloß zu Mainz und weinend um Brod bat, und daß der Erzbischof es abschlug. Jetzt wurde die Geschichte schrecklich. Das hungernde Volk aber zerstreute sich nicht, sondern umringte den Pallast des Erzbischofs und seufzte. Hatto erzürnt, ließ die armen Leute von seinen Häschern umringen, welche Männer und Weiber, Kinder und Greise nahmen und die Menge in eine große Scheune sperrten, worein sie Feuer legten. Das war, fügte die Alte hinzu, ein Schauspiel, dessen sich die Steine erbarmen möchten. Hatto lachte nur darüber, und als die Unglücklichen, in den Flammen sterbend, Schmerzensschreie ausstießen, sagte er: hört ihr meine Mäuse pfeifen? Des andern Tages war die Scheune ein Aschenhaufen; in Mainz gab es fast kein Volk mehr; die Stadt schien todt und verödet, als mit einemmal

eine Menge von Ratten und Mäusen erschien, die sich auf der Brandstätte vermehrten wie die Würmer im Gedärme des Assuerus, die aus der Erde und unter dem Pflaster hervorkamen, aus den Mauerrissen hereindrangen, die unter dem Fuß, der sie zertrat, unter Steinwürfen und Keulenschlägen vermehrt wieder auflebten; sie überflutheten die Straßen, die Festung, den Pallast, die Keller, die Zimmer und die Speicher. Es war eine Geißel, es war eine Plage, es war ein scheußliches Gewimmel. Bestürzt verließ Hatto Mainz und flüchtete ins Freie, die Mäuse folgten ihm; er eilte, sich in Bingen einzuschließen, das hohe Mauern hatte, die Mäuse liefen die Mauern hinan und drangen in Bingen ein. Da ließ der Erzbischof in der Mitte des Rheines schnell einen Thurm erbauen und begab sich dahin mit Hülfe eines Schiffes, worauf sechs Knechte das Wasser schlugen; die Mäuse und Ratten stürzten sich in den Rhein, durchschwammen den Fluß, krochen den Thurm hinan, zernagten Thore, Dächer, Fenster, Dielen und Plafonds, drangen endlich in das tiefste Gemach, wo sich der elende Erzbischof verborgen, und fraßen ihn lebendig auf. — Jetzt ruht der Fluch des Himmels und der Schrecken der Menschen auf diesem Gebäude, welches der Mäusethurm genannt wird. Er ist verlassen; mitten im Strome verfällt er zur Ruine und zuweilen des Nachts sieht man einen röthlichen Dampf gleich dem Rauch einer Feueresse aufsteigen: das ist die Seele Hatto's, die dahin zurückkehrt.

Haben Sie eine Sache bemerkt? Die Geschichte ist zuweilen unmoralisch, die Sagen sind immer ehrlich, moralisch und tugendhaft. In der Geschichte geschieht es meist, daß der Stärkere gut fortkömmt, daß die Tyrannen gedeihen, daß die Henker sich wohl befinden, daß die Ungeheuer dick, daß die Sylla's gute Bürger werden und daß die Ludwige XI. und die Cromwells in ihrem Bette sterben In den Mährchen ist die Hölle immer sichtbar. Kein Fehler, der nicht seine Strafe, und oft eine übertriebene, erführe; kein Verbrechen, dem nicht der Tod, oft der schrecklichste, folgte; kein Bösewicht, der nicht unglücklich, oft sogar bedauernswerth würde. Das kommt daher, weil sich die Geschichte im Unendlichen, das Mährchen im Endlichen bewegt. Der Mensch, der das Mährchen erfindet, glaubt sich nicht berechtigt, Thaten hinzustellen und die Folgen davon blos rathen zu lassen; denn er tappt im Dunkeln, er weiß nichts gewiß und fühlt das Bedürfniß, Alles mit einer Lehre, mit einem Rathe, mit einem Endsatze zu schließen; er würde es nicht wagen, Ereignisse ohne unmittelbare Schlußfolge zu ersinnen. Gott aber, der die Geschichte macht, zeigt was er für gut findet und weiß das Uebrige.

Mäusethurm ist ein bezeichnendes Wort. Man findet darin was man sucht. Es giebt aber Geister, die sich für gründlich halten und doch nur trocken sind, die die Poesie überall austreiben und bereit sind ihr, wie jener gründliche Mann zu der Nachtigall zu sagen: Willst du

wohl schweigen, du abscheuliches Vieh! Solche Geister behaupten, daß Mäusethurm von Mauze oder Mauth herzuleiten sei, was einen Zoll bedeutet. Sie erklären, daß im sechszehnten Jahrhundert, bevor das Bett des Stromes breiter geworden, die Durchfahrt im Rhein nur auf der linken Seite offen gewesen sei und daß die Stadt Bingen vermöge dieses Thurmes ihr Recht der Flußsperre und auf Schiffsabgaben behauptet habe. Sie stützen sich darauf, daß auch in der Nähe von Straßburg zwei ähnliche Thürme, zur Zolleinnahme bestimmt, gleicher Weise den Namen Mäusethürme führen. Diesen für Mährchen unzugänglichen Tiefdenkern ist der verwünschte Thurm ein Octroi und Hatto ein Zöllner.

Für die guten Frauen aber, unter die ich mich eifrigst einreihe, stammt der Mäusethurm von Maus her, was von mus abgeleitet wird. Dieses vorgebliche Zollhaus ist also ein Thurm der Mäuse und der Zöllner ein Gespenst.

Uebrigens lassen sich beide Meinungen recht gut vereinigen. Es ist gerade nicht unmöglich, daß im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert nach Luther und Erasmus starke Geister von Bürgermeistern den Thurm Hatto's nutzbar gemacht und für den Augenblick in dem schwer umgänglichen Gebäude eine Art Zollstätte errichtet haben. Warum nicht? Hat doch Rom aus dem Tempel des Antoninus ein Mauthgebäude, seine dogana ge=

macht. Was Rom der Geschichte angethan, konnte Bingen wohl der Sage anthun.

Auf diese Art hätte die Mauth Recht, die Maus aber nicht Unrecht.

Sei dies nun wie immer, seit mir eine alte Magd das Mährchen von Hatto erzählt, war der Mäusethurm von Jugend auf eine der gewohntesten Visionen meines Geistes. Sie wissen, daß es keinen Menschen giebt, der nicht seine Gespenster, und keinen der nicht seine Wahnbilder hätte. Zur Nachtzeit gehören wir den Träumen an; bald ist es ein Strahl, der diese durchzuckt, bald eine helle Flamme, und je nach diesem beleuchtenden Widerschein kann derselbe Traum ein himmlisches Gesicht oder eine höllische Erscheinung sein. Dies ist die Wirkung des bengalischen Feuers, das von der Phantasie erzeugt wird.

Ich muß bekennen, daß mir der Mäusethurm inmitten seiner Wasserlache nie anders als schrecklich erschienen ist.

Daher, soll ich es Ihnen gestehen? als mich der Zufall, der mich etwas stark am Gängelbande führt, an die Ufer des Rheines brachte, so war der erste Gedanke, der mich überkam, nicht daß ich den Dom von Mainz und den von Köln und die Pfalz sehen, sondern daß ich den Mäusethurm besuchen würde.

Urtheilen Sie also was in mir vorging, in dem armen leichtgläubigen, wo nicht gar gläubigen Poeten und

in dem armen leidenschaftlichen Alterthumsforscher, der ich bin. Leise folgte die Abenddämmerung dem Tage, die Berge wurden dunkel, die Bäume schwarz, einzelne Sterne schimmerten, der Rhein rauschte im Schatten, kein Mensch ging auf dem weißlichen schwimmenden Wege, der für mich immer kürzer schien, jemehr sich das Dunkel verdichtete und der sich endlich einige Schritte vor mir so zu sagen in Rauch und Nebel auflöste. Ich ging langsam, das Auge in die Finsterniß gerichtet; ich fühlte es, daß ich mich dem Mäusethurme näherte und daß in wenig Minuten dieser Schreckensbau, der bis jetzt nur ein Blendwerk für mich gewesen, mir zur Wirklichkeit werden sollte.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: Spannst du den Bogen zu sehr, so weicht der Pfeil ab. So geht es auch dem Gedanken. Nach und nach schlich sich jener Nebel, den wir Träumerei nennen, in meine Seele. Unbestimmtes Geflüster der Blätter rauschte leise von den Bergen; helle, schwache, schöne Hammerschläge einer fernen noch unsichtbaren Schmiede klangen zu mir her; unvermerkt vergaß ich des Thurmes, der Mäuse und des Bischofs; ich horchte rüstig fortschreitend dem Klange des Amboßes zu, der unter allen Abendstimmen diejenige ist, die mich mit unaussprechlichen Gedanken erfüllt; er hatte bereits aufgehört, aber ich hörte ihn noch immer, und ich weiß nicht wie es kam, in Zeit von einer

Viertelstunde hatte ich, fast ohne daß ich es gewollt, folgende Verse gemacht:

Amor schmiedete. Bei seines Hammers Schalle
Fuhren aus dem Schlaf erschreckt die Vögel alle:
Denn die Stunde war's, wo Dämmer niedersinkt,
Und in Wolken, gleich entbranntem Feuerballe,
Venus, der Karfunkelstein des Himmels, blickt.

Wachtel auf dem Feld und Drossel still im Reisig
Fragten sich: Was schmiedet er so spät und fleißig?
Und Rothkehlchen gab zur Antwort ihnen flink:
Was er noch so spät am Abend schmiedet, weiß ich,
Ist ein Blick, den er von Stella jüngst empfing.

Und die Vögel all' mit spotterfüllten Mienen
Lachten Amors: Sag, was willst du dich erkühnen
Mit dem Blick, der ohne Trug und falschen Schein?
Viel zu sanft ist er, um Frevler dir zu dienen,
Um Betrüger dir zu dienen, viel zu rein.

Amor aber, an des Feuers Funkensäule,
Rief den Vöglein zu: O steckt den Kopf in Eile
In die Flügel! Reißt euch nicht vom Schlafe los!
Reine Blicke sind die tödtlichsten der Pfeile,
Sanfte Blicke mein gefährlichstes Geschoß!

Als ich diese Zeilen geendigt, wandte sich der Weg und ich blieb überrascht stehen. Hören Sie was ich vor mir hatte. Zu meinen Füßen strömte und eilte der Rhein zwischen Gebüschen mit einem heisern wilden Gemurmel, als wenn er aus einem gefährlichen Engpaß herausgeflüchtet; rechts und links Berge oder vielmehr große finstere Massen, deren Gipfel sich in das Gewölke

eines düstern, hie und da von Sternen durchstochenen Himmels verloren; als Horizont im Hintergrund ein unermeßlicher Schattenvorhang; weit in der Mitte des Flusses, aufrecht in einem flachen, öligen und fast todten Gewässer ein großer schwarzer Thurm von schreckhafter Gestalt, aus dessen Dach etwas röthlich Wolkiges aufstieg und sich sonderbar im Winde herumbewegte. Dieser helle Schein, der dem Widerschein eines entzündeten Luftloches oder dem Flammendampf einer Esse glich, warf ein blasses und mattes Licht auf die Berge, machte auf der Anhöhe des rechten Ufers eine traurige Ruine gleichsam wie die Larve eines Gebäudes sichtbar, und erstreckte sich in abentheuerlicher Spiegelung des Stromes bis zu mir.

Denken Sie sich, wenn Sie können, diese Landschaft halb von Licht und halb von Schatten gefärbt.

Kein menschlicher Schritt in dieser Einsamkeit, kein Vogelruf; ein eisiges düsteres Stillschweigen nur von der gereizten eintönigen Wehklage des Rheines unterbrochen.

Ich hatte den Mäusethurm vor meinen Augen.

Schrecklicher hatte ich ihn mir nicht gedacht. Alles war da: die Nacht, die Wolken, die Berge, das zitternde Rohr, das Geräusch des Flusses voll unheimlichen Schaumes, als hörte man unter dem Wasser verborgene Hydern pfeifen, der trübe und schwache Hauch des Windes, Schatten, Absonderung, Verlassenheit, Alles bis zu

dem Dampf der Feueresse über dem Thurme, bis zur Seele Hatto's!

Ich sah meinen Traum vor mir, und doch blieb es ein Traum.

Da ergriff mich ein Gedanke, der einfachste von der Welt, der mich aber jetzt mit der Macht eines Schwindels erfaßte: ich wollte auf der Stelle, zu dieser Stunde, ohne den andern Morgen und ohne den Tag abzuwarten, diesen Bau besuchen. Die Erscheinung lag vor meinen Augen, es war tiefe Nacht, das blaße Gespenst des Erzbischofs erhob sich über den Rhein: das war der Augenblick nach dem Mäusethurm zu gehen.

Aber wie es anfangen? wo einen Nachen finden? zu dieser Stunde? an einem solchen Orte? Den Rhein durchschwimmen hieße den Geschmack an Geistern etwas zu weit treiben. Uebrigens, wäre ich auch ein so guter Schwimmer und ein so großer Narr, um das zu thun, so gab es eben an dieser Stelle wenige Klafter von dem Mäusethurm einen der gefährlichsten Strudel, das Bingerloch, welches einst ganze Galioten, wie ein Haifisch einen Häring verschlang, und für welches folglich ein Schwimmer nicht viel mehr als ein Gründling wäre. Ich befand mich in großer Verlegenheit.

Indem ich so überlegte, wie ich an die Ruine gelangen könne, erinnerte ich mich, daß das Klingen der Silberglocke und die wiederkehrenden Geister des Schlosses von Welmich doch die Trauben und Pfähle nicht abhiel-

ten ihren Berg auszubeuten und am Schutt empor zu klettern, und ich schloß daraus, daß die Nähe eines Wasserstrudels die Uferfluth nothwendig fischreich machen, und daß sich daher wahrscheinlich am Ufer in der Nähe des Thurmes die Hütte irgend eines Salmenfischers finden müsse. Wenn die Winzer dem Falkenstein und seiner Maus trotzen, werden die Fischer doch dem Hatto und seinen Mäusen die Stirne bieten.

Ich irrte nicht. Indessen ging ich doch lange ohne auf etwas zu stoßen. Ich erreichte die Uferstelle zunächst der Ruine, ging weiter, gelangte fast an den Ausfluß der Nahe und wollte bereits die Hoffnung auf einen Schiffer aufgeben, als ich, herabsteigend zu den Weidenbüschen des Ufers, eine jener großen Netz-Spinnen im Wasser bemerkte, wovon ich Ihnen bereits gesprochen. Wenige Schritte von dem Netze lag ein Nachen angebunden, worin ein Mann, eingehüllt in eine Wolldecke, schlief. Ich trat in den Nachen, ich weckte den Schläfer und zeigte ihm den Thurm, er verstand mich nicht; ich wieß ihm darauf einen jener großen sächsischen Thaler (Brabanter), welcher 2 fl. 42 kr. oder sechs Franken gilt, jetzt verstand er mich, und wenige Minuten nachher ohne ein Wort gesprochen zu haben und als ob wir selbst zwei Gespenster wären, schwammen wir auf den Mäusethurm zu.

Als wir uns mitten im Flusse befanden, schien es

mir als ob der Thurm, dem wir nahten, statt größer, kleiner würde; die Breite des Stromes war es, durch die er verlor. Das dauerte nicht lange. Da ich den Nachen an einer Stelle des Ufers genommen, welche höher als der Mäusethurm lag, schifften wir Flußabwärts und näherten uns schnell.

Ich hatte die Augen fest auf den Thurm gerichtet, auf dessen Höhe immer jenes unbestimmte Licht erschien, welches ich nun mit jedem Ruderschlag in auffallender Weise zunehmen und, ich weiß nicht warum, immer unheimlicher werden sah. Mit einemmal fühlte ich jetzt den Nachen sich unter mir gewaltsam beugen, als ob das Wasser unter ihm wiche, der Stoß schüttelte mir den Stock aus der Hand, ich sah meinen Begleiter an; der aber blickte mit einem Lächeln, das die unbegreifliche Helle vom Mäusethurm widrig beleuchtete, nach mir und sprach: Bingerloch! Wir befanden uns über dem Strudel.

Das Schifflein drehte sich herum; der Mann stand auf, ergriff eine Bootsstange mit einer und ein Seil mit der andern Hand, tauchte die Stange ins Wasser, stemmte sich mit aller Kraft dawider und ging so den Nachen entlang. Während er dies that streifte der Hintertheil des Fahrzeugs mit heiserem Geknirsch über die Zacken der unter dem Wasser verborgenen Felsen hin.

Dieses mißliche Verfahren geschah so einfach, mit so

bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, daß der Mann auch nicht ein Wort dabei verlor.

Jetzt hob er die Stange aus dem Wasser, stieß sie horizontal in die Erde, warf ein Ende des Seils darum, der Nachen hielt, und wir stiegen aus.

Ich erhob meine Blicke. In halber Pistolen-Schußweite auf einem kleinen Inselchen, das man vom Ufersrande nicht sieht, erhob sich der Mäusethurm düster, weitläufig, furchtbar, an seiner Höhe zerbröckelt, an seiner Grundfläche weit und breit ausgefressen, als ob die Schreckens-Ratten der Sage selbst das Gestein angenagt hätten.

Das Licht oben war kein Licht mehr; es war ein flackerndes und wildes Aufflammen, welches seine Strahlen bis auf die Berge warf und aus den Rissen und unförmlichen Oeffnungen des Thurmes, wie aus den Löchern einer riesenhaften Blendlaterne herausströmte.

Ich glaubte in dem Unglücksbau eine Art von sonderbarem Geräusch, ein immerwährendes Zischen und Geknirsch zu vernehmen.

Ich setzte den Fuß auf den Boden, bedeutete dem Schiffer mich zu erwarten, und näherte mich dem Gebäude.

Endlich war ich darin! — Ja, das war der Thurm Hatto's, das war der Mäusethurm! er lag vor meinen Blicken, wenige Schritte vor mir und ich sollte eintreten. Eingehen in ein Gespensternest, herumwandeln in einem

Gespensterneſt, die Steine berühren in einem Gespenster- neſt, das Gras abpflücken in einem Gespensterneſt und ſich die Füße naß machen im Waſſer eines Gespenster- neſtes, das erregt gewiß ein ungewöhnliches Gefühl.

Die Facade, gegen welche ich gerichtet war, hatte eine kleine Dachlücke und vier ungleiche, hell beleuchtete Fen- ſter, zwei im erſten, eins im zweiten und eins im dritten Stockwerk. Unter den beiden tiefſten Fenſtern öffnete ſich in Mannshöhe hoch und breit ein gedrücktes Thor, wel- ches mit dem Erdboden durch eine hölzerne Treppe von drei Stufen verbunden war. Dieſes Thor, welches einſt mehr Licht verbreitete als die Fenſter, war mit einem groben Eichenflügel verſehen, der vom Winde bewegt ſchreiend um die Angeln knarrte. Als ich langſam darauf zuging, langſam wegen der ſpitzen Steine und dichten Geſträuche, fuhr etwas Rundes und Schwarzes faſt unter meinen Füßen ſchnell vorbei und ich glaubte eine große Ratte in das Schilf flüchten zu ſehen.

Immerwährend hörte ich das Geknirſch.

Nichts deſto weniger ſchritt ich vorwärts und mit ein Paar Sätzen war ich am Thore.

Dieſes Thor, welches der Baumeiſter des böſen Bi- ſchofs einige Fuß über dem Erdboden angebracht, ver- muthlich damit die Höhe ein Hinderniß für die Mäuſe ſei, war ehedem der Eingang in das Untergemach des Thurms; jetzt giebt es in dem Gemäuer weder Unter- noch Obergemach; alle Geſchoſſe ſind über einander ge-

stürzt, die Plafonds ausgeschüttet und gestalten so den Mäusethurm zu einem einzigen Gelasse zwischen vier hohen Mauern, worin der Schutt den Boden und das Gewölbe den Plafond bildet.

Mein Blick hatte sich in das Innere dieses Gelasses gewagt, woraus ein so sonderbares Gelnirsch und ein so ungewöhnliches Leuchten kam. Ich sah wie folgt.

In einer Ecke dem Thore gegenüber waren zwei Männer. Beide hatten mir den Rücken zugewendet. Sie beugten sich, der Eine niedergekauert, der Andere gekrümmt über eine Art von eisernem Schraubstock, den man mit geringer Einbildungskraft für ein Torturwerkzeug ansehen konnte. Sie waren barfuß und mit nackten Armen, in Lumpen gekleidet, ein großes Schurzfell bis zu den Knieen herab und schlotternde Westen am Leibe, davon rückwärts Kapuzen niederhingen. Der Eine war alt, ich sah sein graues Haar; der Andere war jung, ich sah sein blondes Haar, das fast roth schimmerte im purpurfarbnen Widerschein eines großen, in der entgegengesetzten Ecke lodernden Heerdes. Der Alte hatte seine Kapuze nach rechts gesenkt wie ein Guelfe, der Junge nach links wie ein Ghibelline. Uebrigens waren sie weder Guelfen noch Ghibellinen; weder zwei Henker, noch zwei Dämonen, noch zwei Gespenster, sondern sie waren zwei Schmiede. Dieser Ofen, worin sich eine lange Feuerstange röthete, war ihre Esse. Der Lichtschimmer, der in dieser schwermüthigen Landschaft Hatto's

Seele, von der Hölle in eine lebende Flamme verwandelt, vorstellte, war das Feuer und der Rauch dieses Heerdes. Das Geknirsch, das ich vernommen, war der Ton einer Feile. Nahe an der Thüre zur Seite eines vollen Wasserkübels, lehnten zwei Hammer mit langen Handhaben an einem Ambos; und dieser Ambos war es, den ich etwa eine Stunde früher gehört und der mich zu den Versen veranlaßte, die Sie gelesen haben.

Heut zu Tage ist also der Mäusethurm eine Schmiede. Warum soll er ehedem nicht eine Zollstätte gewesen sein? Sie sehen mein Freund, daß die Auslegung der Mauth nicht ganz falsch sein mag.

Es giebt nichts so Zerstörtes und Verfallenes als das Innere dieses Thurmes. Diese Mauern an welchen einst die prachtvollen bischöflichen Tapeten prangten, woraus, wie die Sage meldet, die Mäuse den Namen Hatto's herausnagten, diese Mauern sind jetzt nackt, zerrissen, vom Regen gefurcht, von den Wasserdünsten mit Grün überzogen und vom Rauche des Herdes geschwärzt.

Die beiden Schmiede waren übrigens die besten Leute von der Welt. Ich war über die Stufen und in das Gemäuer getreten. Sie wiesen mir dicht an ihrem Herde eine schmale ausgebrochene Thüre nach einem kleinen Thurme ohne Fenster, wohin, wie sie sagten, der Erzbischof sich anfänglich geflüchtet. Dann liehen sie mir eine Laterne, mit welcher ich die ganze Insel besuchen und besehen konnte. Diese ist eine enge lange Erdzunge,

worauf inmitten von Binsen und Röhricht allenthalben die gemeine Wolfsmilch wächst. In jedem Augenblicke stößt der Fuß auf hügelige Erhöhungen oder versinkt in lockerem Erdreich. Die Maulwürfe sind also an die Stelle der Mäuse getreten.

Der Rhein hat das östliche Ende des Inselchens in eine nackte Spitze verwandelt, welche nun wie ein Schiffsschnabel gegen seine Strömung kämpft. Hier ist weder Erdreich noch Vegetation, sondern nur ein rosenrother Marmorblock, der mir im Schimmer meiner Laterne wie mit Blut geädert erschien.

Und auf solchem Marmor ist der Thurm gebaut.

Der Mäusethurm ist viereckig. Das Thürmchen, dessen Inneres mir die Schmiede gewiesen, bildet auf der Seite, die nach Bingen sieht, eine hervortretende Bauchung. Der fünfeckige Schnitt dieses langen schlanken Thürmchens und die falschen Mauerkränze daran bezeichnen einen Bau aus dem eilften Jahrhundert. Unter diesem Thürmchen ist die Stelle, wo der alte Thurm so aussieht als ob er von Ratten ausgefressen worden. Die Oeffnungen des letztern haben ihre ursprüngliche Gestalt so ganz verloren, daß daraus der Schluß auf eine Zeitepoche unmöglich ist. Zierrathen und Zeichnungen, jämmerlich zugerichtet, überziehen die Außenwände wie ein scheußlicher Aussatz. Unförmliche Steine, die einst Zinnen oder Mauerkränze gewesen sein mögen, bilden jetzt aus dem Gemäuer hervorragende Zähne eines Pottfisches oder Beine eines Mastodon's.

Auf der Spitze einer hohen Stange über dem Thürmchen flattert und zerreißt sich ein trauriger schwarz und weißer Lappen im Winde. Ich fand anfänglich eine gewisse Harmonie zwischen dieser Jammerruine und diesem Trauerfetzen. Aber er ist ganz einfach die preußische Flagge.

Es fiel mir ein, daß das Gebiet des Großherzogs von Hessen mit Bingen schließt. Hier fängt das preußische Rheinland an.

Legen Sie, ich bitte, was ich soeben von der preußischen Fahne gesagt, nicht übel aus. Ich sprach blos von dem Eindruck, den sie hier macht; nichts mehr. Alle Fahnen sind glorreich. Wer die Fahnen Napoleons liebt, wird die Fahnen Friedrichs niemals beleidigen.

Nachdem ich alles besehen und einen Wolfsmilchstengel gepflückt, verließ ich den Mäusethurm. Mein Schiffer war eingeschlafen. In dem Augenblicke wo er wieder das Ruder ergriff und die Barke sich von der Insel entfernte, hatten sich die zwei Schmiede wieder an den Ambos begeben und ich hörte die glühende Eisenstange, die sie eben ins Wasser tauchten, in dem Kübel zischen.

Was soll ich Ihnen nun noch erzählen? Daß ich eine halbe Stunde später in Bingen war, daß ich großen Hunger hatte; und daß ich nach dem Souper, obwohl ich sehr müde, obwohl es sehr spät war und obwohl die guten Bürger längst schliefen, gegen Bezahlung eines Thalers zu der alten Ruine der Klopp-Burg emporstieg, welche sich über Bingen erhebt.

Hier genoß ich eines Anblicks, würdig diesen Tag zu beschließen, an dem ich so Vieles gesehen und an dem so vielerlei Gedanken in mir rege geworden waren.

Die Nacht stand auf ihrem tiefsten, auf ihrem schlaftrunkensten Puncte. Unter mir lag ein Haufen schwarzer Häuser wie ein See der Finsternisse. In der ganzen Stadt gab es nur noch sieben erleuchtete Fenster. Durch einen sonderbaren Zufall bildeten diese sieben Fenster, gleich sieben rothen Sternen, mit der vollendetsten Genauigkeit den großen Bären nach, der in diesem Augenblicke hell und rein am Himmelsgrunde glänzte; das war so schön, daß das majestätische Gestirn, Millionen Meilen über unseren Häusern flammend, zu meinen Füßen aus einem schwarzen Spiegel zu wiederstrahlen schien.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor / Adrian, Johann Valentin, / Wagner, Waldemar

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 18

Frankfurt am Main 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.57(17/19#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718012-8